

Die alten Geschlechter von Zollikon

Walter Letsch

© Walter Letsch, Zollikon

Dr. Walter Letsch
Guggerstrasse 39
8702 Zollikon
walter.letsch@bluewin.ch

Vorwort

Dieser Band über «Die alten Geschlechter von Zollikon» ergänzt in gewisser Weise den Band «Zollikon und seine Bevölkerung vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert», indem hier nicht die allgemeinen, wirtschaftlichen, sozialen und demografischen Aspekte im Vordergrund stehen, sondern einzelne alte Familien. Die Problematik ist bereits im Titel angelegt. Welches sind denn «Die alten Geschlechter von Zollikon», wie sollen sie ausgewählt und wie sollen sie beschrieben werden?

In seltenen Fällen sind die alten Geschlechter Teil einer Dorfgeschichte. Beispiele dafür sind die Gemeindegeschichten von Erlenbach und Herrliberg, die ihren alten Geschlechtern je ein Kapitel widmen, aber kurzgefasst und ohne Stammtafeln.¹ Eine Durchsicht aller Gemeindegeschichten würde wohl noch andere Beispiele zeitigen. Verschiedene Gemeindegeschichten enthalten wenigstens eine Liste der alten Familiennamen oder kurze Beschreibungen wichtiger Persönlichkeiten. Beispiele von eigenständigen Darstellungen der Geschlechter einer Gemeinde gibt es kaum. Eine schöne Ausnahme ist das Bändchen über die Geschlechter von Dorlikon (heute Thalheim).²

Zollikon scheint in Bezug auf die alten Geschlechter ein Ausnahmefall zu sein. Etwas ganz Besonderes ist das 1899 erschienene Buch «Das alte Zollikon», in dem auf 66 Seiten die Personennamen und Geschlechter abgehandelt werden. Ein Meilenstein war sodann die 1958 erfolgte Publikation der «Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon» von Wilhelm Heinrich Ruoff, mit grossformatigen, äusserst sorgfältigen und detaillierten Stammtafeln auf 84 Blättern. Ergänzt wurde dieses gewaltige Werk durch Karl Beck mit seinen mit der gleichen Akribie und im gleichen Format auf 24 Blättern erstellten und 1973 publizierten «Familiientafeln des Zollikerbergs».

Ermöglicht wurden diese Arbeiten letztlich durch die praktisch lückenlosen, weit zurückreichenden Zolliker Pfarrbücher mit Ehen und Taufen ab 1561, Totenregistern ab 1607 und gut geführten Bevölkerungsverzeichnissen ab 1634. Ergänzt wurden diese Quellen durch umfangreiche genealogische Studien, die Julie Berchtold-Bleuler auf Veranlassung von Eugen Bleuler in sechsjähriger mühseliger Arbeit erstellt und 1908 anonym in einer deutschen Fachzeitschrift mit geänderten Namen und Ortsbezeichnungen publiziert hat: «Genealogische

¹ Karl Kuprecht / Walter Imhof: Erlenbach. Geschichte einer Zürichseegemeinde, Erlenbach 1981, S. 280–311; Geschichte der Gemeinde Herrliberg, Band I, Stäfa 1980, S. 158–176.

² Konrad Basler: Verwandtschaften in früheren Jahrhunderten. Studien zu Dorliker Geschlechtern, Stäfa 2004 (98 S. und Ahnentafeln).

Studien über die Vererbung geistiger Eigenschaften». Ihre Familienkartei stand Ruoff für seine Stammtafeln zur Verfügung. Auch die seit 1978 erscheinenden Zolliker Jahrbücher sind für die alten Geschlechter von erheblicher Bedeutung.

Es ist nicht möglich, die Zolliker Geschlechter nach einem festen Schema zu beschreiben. Einerseits sind sie von sehr unterschiedlicher Bedeutung. Mit grossem Abstand am wichtigsten waren die Bleuler, die zu gewissen Zeiten mehr als ein Drittel der Bevölkerung ausmachten. Dazu kommt aber auch noch, dass zu den Bleulern sehr viele Dokumente, insbesondere auch Briefe verfügbar sind, die etwas Farbe in die Darstellung vergangener Zeiten bringen. Andererseits war für das vorliegende Buch zu beachten, dass manche Geschlechter in den verfügbaren Stammtafeln von Ruoff und Beck ausführlich dargestellt wurden. Diese Stammtafeln werden hier nicht abgebildet, da dies allein schon aus Platzgründen nicht möglich wäre. Wo solche Stammtafeln vorliegen, sind sie also aus den Werken von Ruoff und Beck zu entnehmen. Der Text macht aber keinen direkten Bezug auf diese, sodass er auch ohne Benützung dieser Stammtafeln verstanden werden kann.

Wo dies möglich war, wurden diese Stammtafeln für noch frühere Zeiten ergänzt und die bestehenden Tafeln – wo dies sinnvoll erschien – in grossen Zügen zusammengefasst. Für Familien, für die keine Stammtafeln publiziert vorliegen, wurden solche nach Möglichkeit anhand der Pfarrbücher, der Bevölkerungsverzeichnisse und weiterer Quellen neu erstellt. Dabei ist zu beachten, dass diese neuen Stammtafeln aus Gründen des Aufwands sowie aus Datenschutzgründen nicht bis in die Gegenwart fortgeführt wurden, sondern höchstens bis etwa 1875, dem Jahr, bis zu welchem die Pfarrbücher im Staatsarchiv verfügbar sind. Bei Ruoff und Beck sind die Tafeln bis zu den Publikationsjahren nachgeführt, weil die damaligen Datenschutz-Regelungen noch weniger strikt waren als heute.

Dies hat dazu geführt, dass hier die verschiedenen Geschlechter unterschiedlich dargestellt werden, um Doppelspurigkeiten mit den bestehenden Stammtafeln zu vermeiden, obwohl diese natürlich nicht so leicht verfügbar sind. Die unterschiedliche Darstellung ist aber auch eine Folge der uneinheitlichen Quellenlage. Selbst in den Quellenangaben herrscht im Folgenden keine Einheitlichkeit. Teilweise wurde mit Fuss- und Endnoten gearbeitet, teils wurde aber nur die verwendete Literatur kurz erwähnt.

Zollikon, September 2021
Walter Letsch

Inhaltsverzeichnis

Die ältesten Zolliker Geschlechter	7
Die Vornamen in Zollikon vor 300 Jahren	15
Reich und Arm im alten Zollikon	22
Die Entwicklung der alten Zolliker Familien	31
Die Familie Bertschinger	38
Die Familie Bleuler	42
Zollikon – das Dorf der Bleuler	42
Die Bleuler im Jahr 1877	73
Paul Bleuler als Apotheker im Ausland	93
Eugen Bleulers Herkunft und Jugendzeit	103
Die Familie Bumann (Baumann)	138
Die Familie Ernst	144
Die Familie Falk	152
Die Familie Himmler	161
Die Familie Hottinger	172
Die Familie Hotz	179
Die Familie Huber	184
Die Familie Kienast	187
Die Familie Kienast	187
Johann Kienast und die Zauberwurzeln	203
Die Familie Leemann	217

Die Familie Maurer	221
Die Familie Maurer	221
Veronica Murer ward mit dem fhür abgetan	234
Die Familie Obrist	242
Die Familie Streuli	258
Die Familie Thomann	264
Die Thomann von Zollikon	264
Ein 500-jähriger Ehebrief Bleuler-Thomann	279
... da wurde sie ihm schliesslich zu Willen	285
Die Familie Tobler im Zollikerberg	293
Die Familie Trüb im Zollikerberg	312
Die Familie Unholz	326
Die Familie Uster	331
Die Familie Weber im Zollikerberg	334
Nachweis für die einzelnen Kapitel	349

Die ältesten Zolliker Geschlechter

Die Frage, welches denn nun die ältesten Zolliker Geschlechter sind, ist nicht leicht zu beantworten. Einerseits gibt es nur wenige schriftliche Unterlagen, die in die Zeit vor 1500 zurückreichen. Andererseits sind Familiennamen erst im Laufe des 13. Jahrhunderts aufgekommen und haben sich dann nur allmählich gefestigt.

Mitglieder des Bürgerverbands «Alt Zollikon» mögen bei der Frage nach den ältesten Zolliker Geschlechtern darauf hinweisen, diese seien ja eben gerade jene des Bürgerverbands, die in den Stammtafeln von Wilhelm Heinrich Ruoff von 1958 detailliert aufgeführt sind. Diese Meinung wäre aber nicht haltbar. Von den 34 dort verzeichneten Familien ist nur gerade ein Drittel alteingesessen, nämlich die Bleuler, Ernst, Himmler, Huber, Kienast, Leemann, Maurer, Streuli, Thomann, Trüb und Uster. Die anderen zwei Drittel sind meist erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts nach Zollikon gekommen, können also nicht als alte Zolliker Geschlechter gelten. Andererseits sind einige der ganz alten Familien im Bürgerverband nicht vertreten, möglicherweise weil sie bei dessen Gründung nicht im Dorf Zollikon, sondern im Zollikerberg wohnten, weil sie weggezogen (und möglicherweise wieder zugezogen) sind und ein anderes Bürgerrecht erworben haben oder weil sie dem Bürgerverband nicht beigetreten sind. Der Bürgerverband Alt Zollikon ist ein Verein und besteht aus den Nachkommen der Bürger und Bürgerinnen der 1877 aufgelösten Zivilgemeinde Dorf Zollikon.

Die Stammtafeln beinhalten insgesamt 34 Geschlechter, die 1877 zur Zivilgemeinde Dorf Zollikon zählten. Manche von ihnen sind allerdings erst in den 1860er und 1870er Jahren in Zollikon sesshaft geworden. Von diesen 34 Geschlechtern waren 1958 nur noch Nachkommen von 20 Geschlechtern im Bürgerverband Alt-Zollikon nutzungs- und stimmberechtigt. Ruoff konnte für die Stammtafeln unter anderem auf eine von Julia Berchtold-Bleuler in Jahrzehnte langer Arbeit erstellte Kartei der alte Zolliker Geschlechter zurückgreifen. Karl Beck hatte diesen enormen Vorteil nicht, als er die Familientafeln des Zollikerbergs erstellte, die 1973 publiziert wurden. Er konnte im Spitalbett noch die Druckfahnen durchsehen; befriedigt von der Durchsicht, lebte er am folgenden Tag schon nicht mehr. Seine Familientafeln enthalten vor allem die drei alten Geschlechter der Tobler, Trüb und Weber. Darüber hinaus berücksichtigte er auch noch 19 Familien, die 1973 im Zollikerberg wohnten und das Gemeindebürgerrecht vor 1930 erworben hatten.

Diese Stammtafeln oder Familientafeln bringen uns also bei der eingangs gestellten Frage nicht weiter. Die Frage, welches die ältesten in Zollikon ansässigen Geschlechter oder Familien gewesen sind, lässt sich von verschiedenen Seiten her angehen. Zunächst einmal müssen die dafür in Frage kommenden Namens-träger in irgendwelchen Urkunden schriftlich verzeichnet sein. Dann müssen wir uns darüber Rechenschaft geben, dass in sehr früher Zeit, vor Hunderten von Jahren, erst ganz wenige Familien in Zollikon gelebt haben. Und schliesslich ist auch zu bedenken, dass die Familiennamen oder Beinamen erst mit der Bevölkerungszunahme im Spätmittelalter aufgekommen sind, während vorher ein Vorname oder Rufname gereicht hatte. Wegen den ab 1349 immer wieder auftretenden Pestepidemien konnte sich anfänglich auch ein rascher Wechsel von Familiennamen ergeben. In der Tat finden wir später viele in alten Urkunden erwähnte Familiennamen nicht mehr.

Alle diese Kriterien führen auf eine ähnliche Zeit zurück. Die ältesten Urkunden, vor allem Kauf- und Schenkungsurkunden, in denen Zolliker namentlich aufgeführt sind – als handelnde Personen oder nur als Zeugen bei einer Beurkundung – reichen mit einem Dutzend Fällen ins frühe 13. Jahrhundert zurück. Das stimmt zeitlich gut mit dem Aufkommen der Familiennamen überein. Bis etwa 1200 reichte in der Stadt Zürich und ihrer Umgebung der Rufname in Urkunden. Dann wurde es allmählich üblicher, die Personen durch Erwähnung des Amtes oder ihrer Verwandtschaft etwas genauer zu bezeichnen, meist durch Angabe des Vaters oder eines älteren Bruders. Das wurde wegen der zunehmenden Gefahr von Verwechslungen vor allem im städtischen Umfeld üblich, während auf dem Land der Rufname eher noch genügte. Diese Zusatzbezeichnungen wurden dann mit der Zeit Beinamen, die sich zu Familiennamen verfestigten.³ «Das alte Zollikon» führt auf gut 50 Seiten 230 bis 1840 nachweisbare Zolliker Geschlechter auf, von denen aber nur wenige grössere Bedeutung erlangt haben.⁴

Die Beinamen ergaben sich aus folgenden inhaltlichen Kategorien (mit Beispielen von Zolliker Geschlechtern):

1. nach Rufnamen: Berchtold, Dietrich, Ernst, Thomann und Wetzel
2. nach der Herkunft: Gossweiler (aus Gosswil/Turbenthal), Hottinger, Leimbacher, Maurer (aus Maur), Sennhauser (aus Sennhaus/Wädenswil) und Uster
3. nach der Wohnstätte: Bucher, Brunner, Herweger, Himmler, Lochmann und Obrist
4. nach Amt und Beruf: Bleuler, Huber, Keller, Müller, Schärer, Weber und Wirth
5. nach Spitznamen: Graf und Trüb.

³ Xaver Baumgartner: *Namengebung im mittelalterlichen Zürich*, Zürich 1983, S. 76–100.

⁴ Alexander Nüesch / Heinrich Bruppacher, *Das alte Zollikon*, Zürich 1899, S. 393–444.

Die Namen waren anfänglich noch nicht ganz fest und konnten auch noch ändern. So gehörten die Thomann bis etwa 1350 zu den Bleuler, und die Nachkommen eines Thomas Bleuler spalteten sich dann ab. Die Bleuler waren in Zollikon zeitweise so verbreitet, dass sich für sie zahlreiche Übernamen einbürgerten. Wir kennen insgesamt vier Dutzend Übernamen der Bleuler, wie zum Beispiel Gölli, Chuder, Mölleli, Lenz, Schriber und Zelger, die sich aber nicht als Familiennamen verselbständigten. In der Mitte des 17. Jahrhunderts machten die Bleuler und Thomann zusammen über 40 Prozent der Zolliker Bevölkerung aus.

Um zu den frühesten Zolliker Familiennamen vorzustossen, müssen wir entsprechende Dokumente finden und konsultieren. Die Zolliker Pfarrbücher begannen 1561, also relativ früh, aber zu dieser Zeit waren natürlich die Familiennamen schon voll etabliert. Bevölkerungsverzeichnisse dienen als frühe Quellen noch weniger, denn sie wurden erst ab 1634 in Abständen von ein paar Jahren erstellt. Weiter zurück, bis zum frühen 16. Jahrhundert, reichen Gerichtsurkunden, namentlich jene des Ehegerichts; aber da sind namentlich erwähnte Zolliker höchstens Zufallsfunde. Ein nützliches Dokument ist der «Glückshafenrodel» von 1504, ein Verzeichnis der Teilnehmer an der Lotterie anlässlich des letzten grossen Freischiessens in Zürich vor der Reformation. Dank einer mustergültigen Edition⁵ können wir nach Namen oder nach Ortschaften suchen. Das Verzeichnis führt 120 Namen von Zollikern auf. Ebenfalls aus dem frühen 16. Jahrhundert stammen Verzeichnisse der Teilnehmer an Kriegszügen, zum Beispiel Marignano 1515 mit 29 Zollikern. Älter und wirklich ergiebig sind hingegen die frühesten Steuerverzeichnisse, ansatzweise 1357 und dann etwas systematischer ab 1362, also zweihundert Jahre vor Beginn der Pfarrbücher. Noch weiter zurück, bis 1220, reichen einige Urkunden, in denen Zolliker als Zeugen oder sogar als handelnde Personen auftreten, insbesondere im Zusammenhang mit Liegenschaftstransaktionen. Mit diesen Urkunden lässt sich die Lücke bis zu den ersten Pfarrbüchern und Bevölkerungsverzeichnissen ein Stück weit schliessen. Weiter zurück sind keine Urkunden vorhanden, in denen Zolliker auftreten, und weiter zurück waren auch noch kaum Familiennamen üblich.

Natürlich hatte Zollikon im 13. Jahrhundert erst eine recht geringe Bevölkerung und bei Güterübertragungen, Schenkungen oder Belehnungen dürften auch nur angesehene Bürger als Zeugen aufgeboden worden sein. Die meisten in diesen frühen Urkunden erwähnten Familien treffen wir auch noch in den späteren Steuerlisten an. Das ist nicht ganz selbstverständlich, denn dazwischen lagen Kriege und Epidemien. Im Jahr 1268 vertrieben die Zürcher mit Unterstützung der Habsburger die Regensberger aus der Umgebung von Zürich und zerstörten unter anderem die Burg Wulp bei Küsnacht («Regensberger Fehde»). Da wurde auch einem Teil der Dietrich von Zollikon – Gefolgsleuten der Regens-

⁵ Friedrich Hegi: Der Glückshafenrodel des Freischiessens zu Zürich 1504, Zürich 1942.

berger – der Boden zu heiss und sie wichen nach Grüningen aus, wo sie das Geschlecht der Zollinger⁶ begründeten. Ein wichtiges frühes Geschlecht waren die Herweger. Ein Johannes Herweger aus Zollikon fiel auf der Seite der Habsburger 1315 am Morgarten. Das Geschlecht erscheint noch bis 1381 in den Steuerlisten und verschwindet dann vollständig. Im Sommer 1349 trat in unserer Gegend die erste grosse Pestepidemie (der «Schwarze Tod») auf und kehrte dann alle paar Jahre zurück. Für 1330 kennen wir die Namen der ersten zwölf Geschworenen:

Rudolf Brunner
Ulrich Dietrich
Jost und Rudolf Herweger
Jakob Kienast
Rudolf der Oberost (Obrist)
Heinrich Schiltknecht
Rudolf Spelter
Ulrich und Jost Wetzels
Heinrich Wüest
Ulrich Zwyfel

1366, also nach der durch die erste Pestwelle von 1349 verursachte Katastrophe, waren die Dietrich, Herweger, Schiltknecht, Spelter und Zwyfel verschwunden, doch tauchten die Schiltknecht 1408 wieder auf. Die anderen dürften ausgestorben oder ausgezogen sein.

Nur schon der Umstand, dass die Geschlechter der Herweger und Wetzels mit je zwei Geschworenen vertreten waren, zeigt, dass die Zahl der in Zollikon ansässigen Familien wohl nicht allzu gross war. In den Urkunden aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind Vertreter folgender Familien als Zeugen oder Vertragspartner aufgeführt (mit Anzahl der Nennungen): Bleuler (2), Bucher (1), Brötli (2), Breitiner (2), Brunner (3), Dietrich (1), Herweger (4), Kienast (7), Leimbacher (1), Lütold (4), Müller (1), Obrist (2), Schön (1), Spelter (1), Stammler (1), Unholz (1), Wetlich (1), Wetzels (13), Zimmer (1). Als Vater der Brüder Heinrich und Conrad Dietrich wurde schon im Buch «Das Alte Zollikon» ein «Herr» Dietrich von Zollikon vermutet, unter dem man einen «Edlen oder Halbedlen» zu verstehen habe.⁷ Das wurde schon im ersten Zolliker Jahrheft kritiklos übernommen,⁸ ohne zu beachten, dass der angesehene Conrad Wetzels – und nicht etwa der angeblich adelige Dietrich – die Zeugenliste anführte, wie dies bei einem Adligen zwangsläufig der Fall gewesen wäre.

⁶ Marcel Zollinger: Das Geschlecht der Zollinger, Jahrbuch für Familienforschung 2018, S. 103 ff; Christoph Zollinger: Tausend Jahre Zürcher Wurzeln, Zürich 2019.

⁷ Alexander Nüesch und Heinrich Bruppacher: Das Alte Zollikon, Zürich 1899, S. 22.

⁸ Emil Walder: Wappenkrieg in Zollikon, ZJ 1978, S. 5; C.H. Zollinger: Das Geschlecht der Zollinger und Zolliker, ZJ 1978, S. 8.

Leider wissen wir praktisch nichts über diese Familien. Die Herweger wohnten, wie der Name andeutet, vermutlich ehemaligen römischen am Heerweg, also an der Alten Landstrasse. Sie dürften – ähnlich wie die Dietrich – als Ministeriale den Regensbergern beziehungsweise den Habsburgern gedient haben. Auch die Thomann waren am Heerweg wohnhaft.⁹ Die Obrist hatten wohl zuoberst im Dorf gewohnt, vielleicht in der «Höhe». Die Bleuler waren südöstlich des Chleidorfs ansässig. Die Wetlich scheinen ein Gut im Zollikerberg besessen zu haben. Anhand der Steuerlisten können wir leider nur selten feststellen, wer wo gewohnt hat, aber es gibt interessante Ausnahmen, die zugleich zeigen, wie die Namen entstanden sind.

So stossen wir im Steuerverzeichnis von 1362 auf einen «*Uli im Hof*», einen «*Búrgi im Hof*» und einen «*R[udolf] im Hof und sinú gewistergit*». 1366 heisst es: «*Búrgi im Hof*» und «*R., Uli und sin swester im Hof*». Letztmals finden wir 1376 «*Búrgis kind im Hof*» und «*kleina Ulis wib im Hof*». «Im Hof» ist hier noch als Ortsbezeichnung verwendet worden, doch entstand daraus später der Name «Imhof». Die Frage ist natürlich, welcher Hof gemeint sein könnte. In Zumikon hat sich unter ähnlichen Verhältnissen der Name «Hofmann» gebildet.

Von 1362 bis 1369 finden wir auch einen «*H. Brunner*» und 1370 einen «*Rud. Brunner zem Brunnen*». Die Ortsbezeichnung erscheint noch dreimal, kommt aber ab 1401 nicht mehr vor. «Brunnen» hatte früher die Bedeutung von «Quelle». Gemeint ist als Wohnort mit grosser Wahrscheinlichkeit der Chüele Grund Brunnen, der damals noch waldfrei war. 1362 zahlt auch ein «*H[eini] Büler*» Steuern und 1366 wird präzisiert: «*H. Büler am Stad*», doch verschwindet dann die Ortsbezeichnung wieder. 1401 erscheint aber ein «Uli am Stad» neben einem «*Uli Büler*». 1410 wird es schon deutlicher mit «*Uly am Stad gen[annt]*» vor einem «*Jo. Ernst am Stad*», einem im Gstad wohnhaften Johannes Ernst. So entwickelte sich der Familienname «Amstad».

In den frühen Steuerregistern bilden die Einwohner von Zollikon, Zumikon, Witikon, Riesbach und Hirslanden gemeinsam eine Kategorie. Von diesen getrennt aufgeführt sind die Zolliker, die als «Ausburger» das Bürgerrecht der Stadt Zürich besaßen. Weitere Angaben fehlen in der Regel, ausser dem gezahlten Steuerbetrag. Die Liste ist überschrieben mit: «*Item dis sint, die in der vogtey Zollinkon gesessen sint, item von Zollinkon, von Zummingen, von Waltrikon, item von Gössikon, von Witikon, von Riespach und von Hirslanden, die Zürich nüt burger sint*». Von 1370 an wird unterschieden zwischen «*Zollinkon*» und «*Dis sint die von Zúmmingen und ab dem Berg*», unter denen auch die Leute von «*Trúchtenhusen*» (das war damals die Bezeichnung für den ganzen Zollikerberg) aufgeführt wurden. Der Zollikerberg wurde also noch nicht zu Zollikon, sondern zu Zumikon gezählt. Ab 1401 gehört in den Steuerregistern auch Witellikon nicht

⁹ StAZH A 30.3, Verzeichnis Marignano 1515; heute Zollikerstrasse 79.

mehr zu Zollikon. Unterschieden wird jetzt wie folgt: «Zollikon, Trüchtenhusen, Witikon, Witellikon, Zumingen, Gösslinkon, Waltrikon».

Bevor wir zu Zollikon zurückkehren, seien ein paar Hinweise zu Trichtenhausen und Witellikon gemacht. Von 1362 bis 1376 ist ein Johannes Glarner erwähnt, von dem heute noch der Flurname «Glarner Wis» zeugt. Von 1412 bis 1425 ist ein Uli Freitag Müller in Trichtenhausen, und nach ihm ist der «Freitags Acker» benannt, der heute allerdings ein Waldstück bezeichnet. Das heute noch ansässige Geschlecht der Weber ist ab 1463 in den Steuerlisten aufgeführt. Witellikon dürfte ursprünglich nur aus zwei Lehenhöfen mit wechselnden Lehensnehmern bestanden haben; wir treffen im 15. Jahrhundert auf keine heute noch bekannten Namen.

Stellen wir uns die Frage nach den ältesten Zolliker Geschlechtern, so könnten wir diese so definieren, dass wir die Geschlechter aufführen, welche im gesamten durch Steuerlisten abgedeckten Zeitraum von 1362 bis 1470 (mit höchstens geringen Lücken) in Zollikon wohnhaft waren. Es wären dies (in heutiger und damaliger Schreibweise):

Bleuler	Blúwrer, Blúwler	noch heute in Zollikon	Schweiz:	260
Böni	Böni	noch heute in Zollikon	Schweiz:	1'273
Breitinger	Breitiner		Schweiz:	19
Brunner	Brunner	noch heute in Zollikon	Schweiz:	7'701
Bühler	Búler	noch heute in Zollikon	Schweiz:	5'564
Ernst	Ernst	noch heute in Zollikon	Schweiz:	16'707
Frick	Frikko, Frik	noch heute in Zollikon	Schweiz:	2'222
Hottinger	Hotinger	noch heute in Zollikon	Schweiz:	287
Kienast	Kyenast	noch heute in Zollikon	Schweiz:	150
Leimbacher	Leinbacher		Schweiz:	132
Lochmann	Lochman		Schweiz:	60
Maurer	Murer	noch heute in Zollikon	Schweiz:	10'418
Obrist	Obrost, Obrest	noch heute in Zollikon	Schweiz:	965
Thomann	Toman, Thoman	noch heute in Zollikon	Schweiz:	883
Unholz	Unholtz	noch heute in Zollikon	Schweiz:	48
Wüst	Wüsto	noch heute in Zollikon	Schweiz:	1'229

Natürlich kann nicht bei allen 16 Familiennamen garantiert werden, dass sie tatsächlich von den schon im 14. Jahrhundert in Zollikon ansässigen Familien abstammen, vor allem nicht jene mit mehr als einigen hundert Eintragungen im schweizerischen Telefonbuch (Spalte rechts), vor allem die Brunner, Bühler, Ernst, Frick und Maurer. Ebenfalls seit sehr langer Zeit in Zollikon wohnhaft sind die Geschlechter Hensler, Leemann und Schiltknecht, von denen die letzten zwei heute noch in Zollikon vertreten sind.

Ein Blick über den gesamten hier betrachteten Zeitraum von über hundert Jahren zeigt, dass sich vor allem die Geschlechter der Bleuler, Hottinger und Thomann stark entwickelten, während die Zahl der Ernst und Obrist zurückging und die anderen auf einem einigermaßen konstanten Niveau verharrten oder ganz aus unserer Gemeinde verschwanden. Die Gründe für die unterschiedliche Entwicklung waren vielfältig. Rückläufig waren Geschlechter mit wenigen (männlichen) Nachkommen und Geschlechter, die stark unter Epidemien gelitten hatten. Natürlich spielte auch die Abwanderung aus dem Ursprungsgebiet eine grosse Rolle. Sucht man nach der geografischen Verteilung von Familiennamen, erkennt man rasch, ob der Name vielerorts unabhängig entstanden ist oder ob ganz bestimmte Auswanderungsbewegungen stattgefunden haben. Wir dürfen nicht davon ausgehen, dass sich heute noch in Zollikon vertretene alte Zolliker Familiennamen lückenlos auf die früheren Familien zurückführen lassen.

Im Folgenden werden zwanzig alte Geschlechter vorgestellt. Die Auswahl ist natürlich ein Stückweit subjektiv. Idealerweise würden wir uns jenen Geschlechtern zuwenden, die schon in den ältesten Urkunden auftauchen und seither ununterbrochen bis heute in der Gemeinde wohnhaft sind. Solche gibt es in der Tat. Etliche frühe Geschlechter sind aber verschwunden, ohne weitere Spuren zu hinterlassen, wie zum Beispiel die Herweger. Andere sind für Jahrhunderte verschwunden, später aber wiederaufgetaucht, wie etwa die Böni, Brunner, Bühler, und natürlich die einst aus Zollikon ausgewanderten Zollinger.

Zollikon wird erstmals 946 in der Ausscheidung der Zehnten für die St. Peterskirche in Zürich von jenem des Chorherrenstifts Grossmünster erwähnt (Urkundenbuch Zürich, UBZ 197). Die Rede ist von Truhtilhusa, Witalinchova und den zwei Collinchovin (d.h. Chleidorf und Oberdorf/Hinterdorf). Namen von Zollikern werden aber nicht genannt. Erste Namen tauchen 1145 auf (UBZ 288). Äbtissin Mechthild von der Fraumünsterabtei und Propst Heinrich vom Grossmünster kommen nach Zollikon und erhalten vom Zürcher Bürger Otto vom Neumarkt einen Rebberg geschenkt. Die Schenkungsurkunde nennt als Zeugen neben Geistlichen und Stadtbürgern einen Bering und seinen Sohn Volmar von Zollikon, zusammen mit einem Dietrich und dessen Sohn Rudolf von Zumikon. Neumarkt, Zollikon und Zumikon sind eindeutig Ortsbezeichnungen und nicht etwa Familiennamen. Familiennamen sind ohnehin zuerst in den Städten aufgetaucht, bevor sie sich auch in den Dörfern verbreitet haben.

Einige Generationen später werden drei Namen historisch fassbar. 1223 schlichteten die Äbte der Klöster Kappel und Muri in der Kirche Zollikon («*in ecclesiam Zollicon*») einen Streit über Abgaben zwischen dem Propst von Zürich und dem Klösterchen St. Martin am Zürichberg, beim Restaurant «Altes Klösterli» (UBZ 417). Als Zeugen unterschreiben neben anderen auch ein Bertoldo Kienast und sein Bruder Heinrich («*H. frater eius*») und ein Dieterico, der möglicherweise aus Zollikon stammte. Eine Verwandtschaft mit dem oben erwähnten

Volmar von Zollikon lässt sich für keinen von ihnen belegen. 1229 treten im nahegelegenen Adlisberg (Kirchgemeinde Neumünster) drei Zolliker Zeugen auf (UBZ 449): Berchtoldus Kienast, Ru[dolf] Herweger (auch noch 1254) und Wisego. 1256 sind R[udolf] Chienast und Ul[rich] Bliweler Zeugen vor dem Zürcher Rat (UBZ 970) und im gleichen Jahr treten Cuonrad Wetzler, Uolrich Bliweler, R[udolf] Kienast und Dietrich von Zollikon als Zeugen auf.

1260 vergab Mechthild, die Gattin Heinrichs von Zollikon, dem Kloster Oetenbach zwei Weinberge und einen Keller in Zollikon, unter Vorbehalt der lebenslänglichen Nutzniessung (UBZ 1105). Zeugen sind die Brüder Konrad und Rudolf von Zollikon, genannt Kienast («*Chunradus et Rudolfus fratres de Zollinchon dicti Kienast*»). Die Weinberge lagen vermutlich im Oberdorf und beim Gstadbach («*predia mea, videlicet vineam, que vulgo dicitur hinter den hüsirn, et aliam vineam dictam ce dem bache in villa Zollinchon sitas et cellarium in cymitterro Zollinchon situm*»). Was für ein Heinrich das war, lässt sich nicht feststellen – Heinrich war einer der drei häufigsten Vornamen. 1266 treten Rudolf (schon 1254) und H[einrich] Herweger als Zeugen auf, 1268 finden wir Conrad (auch 1268 und 1273) und Rudolf (auch 1256 und 1268) Chienast, einen Lütold von Zollikon (noch zweimal 1283), Rudolf, Heinrich und Konrad Wetzler sowie Uolrich Blüweler.

Etwas ergiebiger ist das Verzeichnis der Einkünfte der Fraumünsterabtei Zürich an Erblehen- und Leibeigenenzinsen (Urbar UR 57) für die Jahre 1265–1287. Wir stossen da auf Ul[rich] Stameler, die Brüder Berchtoldus, Eberhardus und Chuno genannt Bröchi, R[udolf] Vrie (Fry), H[einrich] und R[udolf] genannt Brunner, die Brüder Wer[ner], R[udolf], Ul[rich], C[onrad], H[einrich] und Ber[chtold] genannt im Hof von Zollikon, die Herweger, Dietrich genannt Churzo, Ul[rich] genannt Wechter.

1268 übergibt ein Heinrich von Zollikon, der Sohn des verstorbenen Dietrich, den Nonnen am Oetenbach verschiedene Grundstücke im Schïbler (Goldhalde) und in der Mühlehalde – eine Dorfmühle bestand also schon damals! – eine Wiese und Weinberge zu seinem Seelenheil (UBZ 1379 und 1396). Heinrich hatte offenbar keine Kinder und sein Bruder Konrad verzichtete auf das Erbrecht. Zeugen waren die Brüder Konrad und Rudolf genannt Herweger, Heinrich genannt Revil, Rudolf, Heinrich und Konrad genannt Wetzler, Ulrich genannt Bluweler und viele andere. Hier spüren wir, dass die Genannten Spitznamen zur genaueren Benennung hatten, jedoch noch keine eigentlichen Familiennamen. Zur Charakterisierung der Zeugen genügte manchmal auch der Übername allein oder sogar allein die Funktion. Das sehen wir bei einer Übereinkunft zur Beseitigung von Bäumen, Sträuchern und Hecken auf Weingärten in Witellikon. Zeugen waren: «*Ulr. und Heinr. die Schiltknechte, der Meier von Witellikon und sin sun, Ulr. der Strubo, der Schönno unde der Blüweler von Zollikon unde ander ersam lüte gnuoge*».

Die Vornamen in Zollikon vor 300 Jahren

Die Verbreitung der Vornamen

Heute spielen bei der Wahl der Vornamen Traditionen kaum mehr eine Rolle. Früher war das ganz anders, was zur Folge hatte, dass sich die Häufigkeit der Vornamen von Generation zu Generation nur wenig veränderte. Die Buben erhielten meistens den Vornamen des Göttis, die Mädchen jenen der Gotte. Heute ist die Wahl des Vornamens in der Regel eine Frage des Geschmacks und der Mode. Weil sich beide schnell ändern, lohnt es sich, jährlich eine Rangliste der beliebtesten Taufnamen zu publizieren. Wie rasch diese Änderungen erfolgen, entnehmen wir beispielsweise den folgenden Ranglisten für den Kanton Zürich:

Buben				Mädchen			
1987	1997	2007	2017	1987	1997	2007	2017
Michael	Luca	David	Liam	Sabrina	Laura	Sara	Emma
Daniel	Marco	Noah	Leon	Sandra	Vanessa	Julia	Sofia
Patrick	Simon	Tim	Noah	Nicole	Sarah	Lara	Lea
Marco	Joel	Leon	David	Andrea	Celine	Lena	Lara
Pascal	Michael	Leandro	Luca	Melanie	Michelle	Nina	Anna
Stefan	Pascal	Nico	Alexander	Sarah	Anna	Anna	Emilia
Andreas	Fabian	Luca	Samuel	Stefanie	Sarah	Mia	Mia
Simon	Lukas	Simon	Leandro	Martina	Melanie	Lea	Lina

Wir stellen ein ständiges Kommen und Gehen fest. Kaum ein Name kann sich längerfristig halten. Dazu kommt, dass in der Regel mindestens noch ein zweiter Vorname gegeben wird, der oft etwas exotischer tönt. Die Namenswahl scheint teilweise von Deutschland beeinflusst zu sein, teilweise aber auch gar nicht; so waren in Deutschland die häufigsten Bubennamen 2017 Ben, Paul, Leon und Finn, die häufigsten Mädchennamen Emma, Mia, Hanna und Emilia.

Vor 300 Jahren sah das bei uns ganz anders aus. Die Vornamen zeigte eine hohe Stabilität, und so spielt es keine grosse Rolle, ob wir die neu vergebenen Namen oder jene der Bevölkerung betrachten. Der Grund dafür ist, dass die Täuflinge in der Regel den Vornamen des Göttis bzw. der Gotte erhielten. Dazu kommt, dass es zwischen reformierten und katholischen Gegenden erhebliche Unterschiede gab, während das heute kaum noch eine Rolle spielt. Wir

betrachten im Folgenden die Rangliste des Jahres 1634, des ersten Jahres, in dem Bevölkerungsverzeichnisse erstellt wurden. Auf die zeitliche Entwicklung brauchen wir nicht einzugehen, da es eine solche praktisch nicht gab. Was aber von Interesse ist, sind die allfälligen Unterschiede zwischen Zollikon und dem gesamten Zürcher Gebiet, mit Ausnahme der Städte Zürich und Winterthur, für die keine Verzeichnisse.

Buben 1634			Mädchen 1634		
	ZH-Land	Zollikon		ZH-Land	Zollikon
Jacob	20,8 %	13,5 %	Anna	21,3 %	19,3 %
Hans	18,8 %	8,5 %	Elisabeth	15,8 %	16,2 %
Heinrich	16,5 %	26,9 %	Barbara	15,4 %	18,4 %
Ulrich	5,9 %	2,2 %	Verena	10,0 %	11,4 %
Rudolf	5,6 %	9,4 %	Margrit	8,4 %	3,5 %
Felix	3,7 %	7,6 %	Regula	5,2 %	8,8 %
Conrad	3,6 %	0,9 %	Catharina	4,0 %	3,1 %
Caspar	3,2 %	2,7 %	Magdalena	3,6 %	1,3 %

Bei den Buben stellen wir grosse Unterschiede zwischen Zollikon und der Zürcher Landschaft fest. So waren in Zollikon die Heinrich enorm verbreitet und machten mehr als ein Viertel aller männlichen Vornamen aus. Dagegen waren Jacob und Hans viel seltener als in der Zürcher Landschaft, ebenso Ulrich und Conrad. Deutlich stärker vertreten waren in Zollikon Rudolf und Felix. Bei den Mädchen waren die Unterschiede viel geringer. Auffällig ist die starke Vertretung der Regula und die eher bescheidene Bedeutung der Margrit. Diesen Auswertungen liegen für die Zürcher Landschaft 38'520 männliche und 39'910 weibliche Vornamen zugrunde. Für Zollikon sind es 223 männliche und 228 weibliche Vornamen.

Die Zolliker Besonderheiten sind auch bei Küsnacht und weiteren Gemeinden der näheren Umgebung zu beobachten; es handelt sich also nicht nur um Zufälligkeiten. Bei gehäuft vorkommenden, sonst eher seltenen Namen ist an die Möglichkeit zu denken, dass bestimmte Personen zahlreiche Götti- oder Gottenkinder hatten. Das betrifft Marx (nie als Markus geschrieben), Bernhard, Susanne und Dorothea. Natürlich gab es für diese Namen viele verschiedene Schreibweisen. So hiess ein Jacob oft auch Jagli, Joggeli etc.; es gab insgesamt rund dreissig Schreibweisen. Zum Hans gehörten auch Johannes, Klinhans und andere, und Heinrich erschien auch als Heini, Heiri, Heinz oder viele andere Formen. Das gleich gilt auch für die Mädchennamen. Da überdies auch immer wieder die gleichen Familiennamen auftauchen, kann es schwierig werden, Familienforschung zu betreiben. Ein extremes Beispiel ist folgender Auszug aus dem Zolliker Taufbuch:

Datum	Kind	Vater
01.02.1590	Anna	Heinrich Bleuler
17.03.1590	Hans	Heinrich Bleuler
24.05.1590	Hans Heinrich	Heinrich Bleuler
21.09.1591	Lorenz	Heinrich Bleuler
05.12.1591	Küngolt	Heinrich Bleuler
30.01.1592	Niclaus	Heinrich Bleuler
10.09.1592	Elsbeth	Heinrich Bleuler
01.01.1593	Hans Conrad	Heinrich Bleuler
17.03.1594	Rudolf	Heinrich Bleuler
07.06.1594	Engeli	Heinrich Bleuler

Die Liste zeigt, dass es in gut vier Jahren zehn Nachkommen mit einem Heinrich Bleuler als Vater gab. Die Namen der Mütter wurden damals im Taufbuch noch nicht angegeben, weil sie bei der bald nach der Geburt stattfindenden Taufe nicht dabei sein konnten, da sie noch das Bett hüten mussten. Wie nur schon die ersten drei Geburtsdaten zeigen, muss es sich um mindestens drei gleichnamige Väter handeln.

Die Wahl der Vornamen

In der Mehrzahl der Fälle erhielt der Täufling den Namen seines gleichgeschlechtlichen Paten. So sollte eine enge Beziehung zwischen Kind und Pate geknüpft werden, und nach altem Volksglauben übertrugen sich die guten Eigenschaften der Paten aufs Kind. Das führte dann auch zu der Erscheinung, dass mehr als ein Kind einer Familie denselben Namen tragen konnte. Besonders verbreitet war die Wahl des gleichen Namens dann, wenn ein älteres Kind dieses Namens gestorben war.

Wie häufig war nun die Übernahme des Namens eines Paten, beziehungsweise eben gerade nicht dessen Übernahme? Solche Untersuchungen sind aufwendig, selbst wenn wir uns nur auf Zollikon beschränken. Die Analyse von rund 3400 Taufen im 16. bis 18. Jahrhundert ergibt folgendes Bild der Wahl der Vornamen:

Periode	wie Götti	wie Gotte	tot. wie Paten	Anzahl Taufen
16. Jh.	74,9 %	84,0 %	79,7 %	359
17. Jh.	77,6 %	81,6 %	79,5 %	1266
18. Jh.	87,0 %	90,6 %	88,8 %	1747

Diese Auswertung zeigt, dass die Namensgebung im 18. Jahrhundert restriktiver geworden ist. Bei Buben war die Wahl eines anderen Namens häufiger als bei den Mädchen. Fragen wir uns, weshalb der Patenname nicht übernommen wurde, kommen verschiedene Gründe in Frage. Am wichtigsten war aber die Wahl des Vornamens des Vaters, der Mutter, eines Grossvaters oder einer Grossmutter. Wurde bei der Taufe eines Knaben der Vorname des Göttis bewusst nicht gewählt, obwohl er jenem des Vaters oder des Grossvaters entsprach, so ist dies meist darauf zurückzuführen, dass schon ein Kind den betreffenden Vornamen trug und man eine Wiederholung vermeiden wollte.

Natürlich hatten die Eltern die Namenswahl mit der Wahl der Paten weitgehend in der Hand, es sei denn, sie hatten in ihrer Umgebung oder ihrem Bekanntenkreis niemanden mit dem gewünschten Vornamen. Ob aber die Paten nach diesem Kriterium ausgewählt wurden, muss doch in den meisten Fällen bezweifelt werden, denn oft spielte auch Prestige oder die wirtschaftliche Stellung der Paten eine Rolle. Die folgenden Zahlen zeigen, wie oft für Kinder die Vornamen der Eltern gewählt wurden. Die Tabelle ist wie folgt zu lesen: Im 16. Jahrhundert erhielten 16,8 % der Buben den Namen des Vaters, der gleich lautete wie jener des Göttis (oder: bei denen ein Götti mit dem gleichen Namen wie der Vater gewählt wurde) und 4,9 % erhielten den Namen des Vaters, obwohl dieser anders lautete als der Götti, und analog die anderen Spalten (* bedeutet: ungenügende Daten; ‹V=Götti› bedeutet: Vorname des Vaters = Vorname des Göttis).

Periode	wie Vater (V=Götti)	wie Vater (V≠Götti)	anders (V=Götti)	wie Mutter (M=Gotte)	wie Mutter (M≠Gotte)	anders (M=Gotte)
16. Jh.	16,8 %	4,9 %	*	8,0 %	*	*
17. Jh.	13,7 %	4,6 %	2,8 %	12,3 %	3,6 %	1,6 %
18. Jh.	19,0 %	4,9 %	2,9 %	14,9 %	3,5 %	1,8 %

Diese Zahlen zeigen, dass manchmal bewusst ein Götti mit gleichem Vornamen wie der Vater gewählt wurde, und dass die Prozentsätze bei den Buben höher sind als bei den Mädchen. Aber vielleicht standen einfach weniger verschiedene männliche als weibliche Vornamen zur Auswahl.

Die Vornamen der Grosseltern

Wie erwähnt, ging es beim Abweichen vom Vornamen des Paten durchaus nicht immer darum, den Vornamen eines Elternteils zu wählen; tatsächlich wurde dies sogar oft vermieden. Noch wichtiger war, vor allem im 16. und 17. Jahrhundert, die Wahl eines grosselterlichen Vornamens. Entsprechende

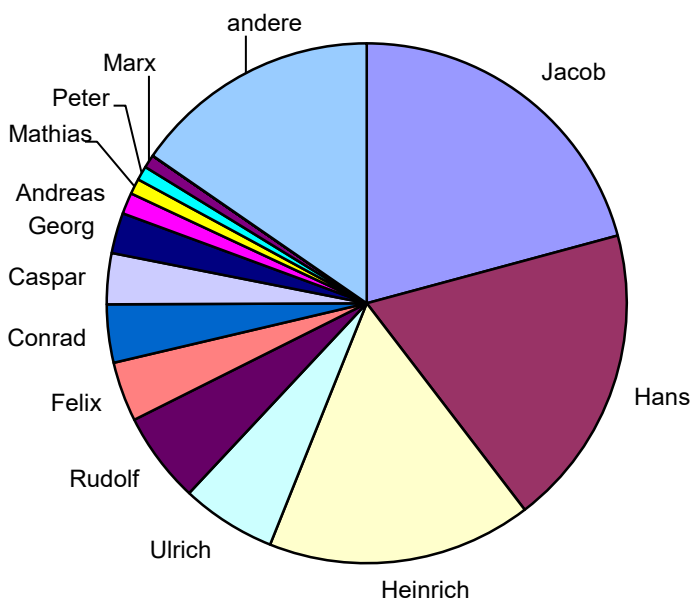
Abklärungen sind natürlich mühsam. Wir beschränken uns daher zunächst darauf, zu untersuchen, wie oft in einer Familie der Vorname des Grossvaters väterlicherseits gewählt wurde, im Vergleich zur Wahl des väterlichen oder mütterlichen Namens. Wir ändern jetzt aber die Perspektive vom einzelnen Täufling zur Perspektive der Familie und fragen uns, in wie vielen Familien eine entsprechende Namenswahl getroffen wurde. Wurde also in einer Familie ein bestimmter Vorname zum Beispiel wegen des Todes eines Kindes mehrfach gewählt, so zählen wir diesen nur einmal. Wir betrachten wiederum die oben erwähnten rund 3400 Taufen, die auf etwa 600 Familien entfallen, was pro Familie im Durchschnitt knapp 5,6 Geburten ergibt, wobei aber kinderlose Ehepaare nicht mitberücksichtigt sind. Die Auswertung zeigt Folgendes (in % aller Familien):

Periode	Name des Vaters	Name der Mutter	Name des väterlichen Grossvaters
16. Jh.	41.5 %	28.3 %	49.1 %
17. Jh.	33.1 %	30.5 %	38.0 %
18. Jh.	60.4 %	45.8 %	45.5 %

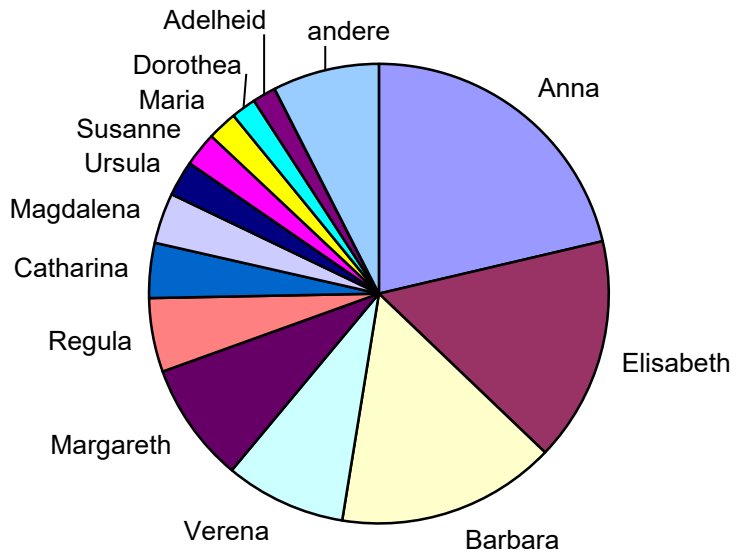
Zu gewissen Zeiten wurde also in rund der Hälfte der Familien ein Kind nach den Eltern oder dem Grossvater genannt. So wie in zahlreichen Familien ein Knabe nach dem Vater des Vaters benannt wurde, wurde oft auch ein Mädchen nach der Mutter der Mutter benannt. Das wurde also spiegelbildlich gehandhabt. Da aber die Eltern der Mutter, insbesondere die Mutter der Mutter, in den Pfarrbüchern meist fehlt, ist dies nicht mehr als eine auf Einzelbeispielen beruhende Vermutung. Auch Vornamen, die sich nach der Mutter des Vaters oder nach dem Vater der Mutter richten, können beobachtet werden, doch sind die entsprechenden Daten meist spärlich. In allen drei Jahrhunderten war aber der väterliche Vorname wichtiger als der mütterliche. Überdies ist es natürlich nicht dasselbe, ob in einer grossen Familie einer der späteren Söhne bewusst oder zufällig den Namen des Grossvaters erhält oder ob das schon beim ersten Sohn der Fall ist, vielleicht sogar in Abweichung vom Namen des Göttis.

Die geschilderten Umstände lassen sich nun sehr wohl in der Familienforschung nutzbringend anwenden. Gehen wir nochmals zurück zur Liste der zehn Kinder, deren Väter alle Heinrich Bleuler hiessen. Wir waren nicht in der Lage, die Väter sauber auseinander zu halten und deren Herkunft zu ermitteln. Gehen wir die Liste der Vornamen der Kinder durch, stossen wir auf einen Lorenz und einen Niclaus. Beides sind durchaus übliche Vornamen, aber doch solche, die eher etwas seltener sind. In dieser Situation empfiehlt es sich, für alle möglichen Väter namens Heinrich Bleuler abzuklären, wie deren Väter, also die Grossväter der Täuflinge, hiessen. Hiess einer der Grossväter Lorenz oder Niclaus, so ist die Wahrscheinlichkeit relativ gross, dass wir einen Fall vor uns haben, in dem das

Kind nach dem Grossvater benannt wurde. Stellt es sich überdies heraus, dass das Kind in Abweichung vom Vornamen des Göttis auf Lorenz oder Niclaus getauft wurde, dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass es sich dabei nicht um einen Zufall handelt, nochmals deutlich an. Damit lässt sich also allenfalls indirekt der richtige Vater ermitteln. Von diesem Fixpunkt ausgehend, kann dann wieder mit den wahrscheinlichen Geburtsabständen und anderen Kriterien weitergearbeitet werden. Grundsätzlich lässt sich natürlich das gleiche Vorgehen auch bei Mädchen anwenden, nur ist es wesentlich mühsamer, die Vornamen der Grossmütter, vor allem jener mütterlicherseits, zu ermitteln.



Die häufigsten männlichen Vornamen im Kanton Zürich 1634



Die häufigsten weiblichen Vornamen im Kanton Zürich 1634

Literatur

Walter Letsch: Die Bedeutung der Namenwahl für die Genealogie der frühen Neuzeit, Jahrbuch Familienforschung 2004, S. 152–168.

Walter Letsch: Verbreitung und Wahl der Vornamen in der frühen Neuzeit, Jahrbuch Familienforschung 2005, S. 124–162.

Erika Welti: Taufbräuche im Kanton Zürich, Zürich 1967, S. 100 ff.

Alexander Nüesch / Heinrich Bruppacher: Das Alte Zollikon, Zürich 1899, S. 381–388.

Reich und Arm im alten Zollikon

Auch schon vor 200 Jahren gab es erhebliche Wohlstandsunterschiede in der Gemeinde Zollikon. Über die Einkommen gibt es zwar keine Angaben, aber die Vermögenswerte, die vor allem aus Grund und Boden bestanden, wurden im Helvetischen Kataster von 1801 detailliert erfasst. Das erlaubt einen Eindruck von Arm und Reich im alten Zollikon und einen Vergleich mit der heutigen Situation.

Ungleichheit messen

Ungleichheit gibt es, seit die Menschen sesshaft geworden sind.¹⁰ Das gilt natürlich auch für Zollikon. Die Frage ist nur, wie die früheren Wohlstandsunterschiede gemessen werden können. Heute verwenden wir dafür Jahreseinkommen und Vermögen, also das, was wir in den Steuererklärungen anzugeben haben. Für internationale Vergleiche wird alles in eine einheitliche Währung umgerechnet, in der Regel in US-Dollars. Das führt jedoch zu erheblichen Verzerrungen, weil die Kaufkraft in Entwicklungsländern deutlich höher ist als in Industrienationen. Um dies zu korrigieren, werden die Wechselkurse kaufkraftbereinigt, was zu PPP-Werten führt, wobei das Kürzel für «Purchase Power Parity» steht. Häufiger als das Einkommen wird das BIP pro Kopf verwendet, das 2017 für die Schweiz bei \$ 78'600 lag, kaufkraftbereinigt aber nur bei \$ 61'400, da in der Schweiz bekanntlich fast alles sehr teuer ist. Zum Vergleich: für Malawi lag 2017 das BIP pro Kopf bei \$ 330, kaufkraftbereinigt bei \$ 1'200, weil alles sehr billig ist.¹¹ Auch in PPP-Werten ist der Vergleich noch problematisch, weil die Haushaltsgrößen unterschiedlich sind. Das wird mit einer von der OECD definierten Skale korrigiert, welche die Einkommen nicht auf die Personen, sondern auf die Haushalte bezieht und der ersten Person des Haushalts das Gewicht 1 zuweist, weiteren erwachsenen Personen im gleichen Haushalt das Gewicht 0,5 und Kindern im gleichen Haushalt das Gewicht 0,3.¹²

Damit sollte es klar geworden sein, dass es selbst heute noch sehr schwierig ist, einen Vergleich zwischen Reich und Arm zu machen. Früher war dies

¹⁰ Kent Flannery/Joyce Marcus: *The Creation of Inequality*, Cambridge Mass. 2012.

¹¹ CIA World Factbook 2018.

¹² Jörg Rössel: *Sozialstrukturanalyse*, Wiesbaden 2009, S. 227 f.

mangels entsprechender Statistiken noch viel schwieriger, insbesondere auch für Vergleiche zwischen Ländern. Während heute das Einkommen die wichtigste Grundlage für die Steuererhebung in der Schweiz bildet und die Besteuerung des Vermögens nur eine Ergänzung dazu ist, wurde ursprünglich das Einkommen gar nicht ermittelt. Die Besteuerung erfolgte auf dem Vermögen, und auch das nicht notwendigerweise jedes Jahr. Das Vermögen bestand im Wesentlichen aus Grund und Boden, Haus, Hof, Hausrat und Vieh. Kapitalanlagen waren lange nahezu unbekannt. In Zürich wurde 1805 die erste Sparkasse eröffnet und 1837 wurde die Zürcher Kantonalbank gegründet. Allerdings gab es schon früher Hypotheken und Kleinkredite, zum Beispiel Klöstern oder wohlhabenden Privatpersonen (vor allem auch Witwen) in der Stadt. Bargeldbestände spielten keine grosse Rolle. Damit sollte es klar sein, dass es nicht möglich ist, die heutigen Kennzahlen für frühere Jahrhunderte zu ermitteln. Die eingangs gemachten Erläuterungen sollten ein gewisses Verständnis dafür geweckt haben, dass wir keine allzu strengen Massstäbe an eine Untersuchung über die Wohlstandsunterschiede in alten Zeiten anlegen dürfen.

Dass es heute in der Gemeinde Zollikon enorme Vermögensunterschiede gibt, braucht sicher nicht besonders betont zu werden. Wenn ein Grossindustrieller oder ein Financier über ein Vermögen von einigen hundert Millionen Franken verfügt, während einige arme Gemeindebürger auf Altersbeihilfen angewiesen sind und junge Leute manchmal über mehr Schulden als Vermögen verfügen, so weckt dies selten Emotionen. Die Tatsache, dass der Besitz eines Reichen vielleicht mehr als zehntausendmal so gross ist wie die Habschaft eines Armen, ist sicher nicht jenseits unserer Vorstellungen. Schliesslich werden regelmässig Listen der reichsten Schweizer in gewissen Wirtschaftszeitschriften publiziert, und für die Armen sorgen ja die Sozialversicherung, die Ergänzungsleistungen, die Prämienverbilligungen für Krankenkassen und das übrige soziale Netzwerk.

Wohnen einst und heute

Vor zweihundert Jahren war die Situation in Zollikon völlig anders, weil die Rahmenbedingungen ganz verschieden waren. Es gab noch keine Industriellen, jedenfalls nicht auf dem Land. Die Zolliker waren in der Regel Bauern, viele waren auch Handwerker oder eine Kombination von beidem. Der Besitz bestand im Wesentlichen aus Land und Häusern. Dazu kamen Vieh, Fahrhabe, Werkzeuge, Mobiliar, Hausrat und natürlich auch Vorräte an Wein und Produkten der Landwirtschaft. Hypotheken und Rentenpapiere spielten als Vermögensformen bereits eine gewisse Rolle, insbesondere für reiche Städter. Die jahrhundertlangen Privilegien der Städter und insbesondere auch der städtischen Handwerker wirkten nach dem Ende des Ancien Régime immer noch nach. Es gab noch

keine Pendler, die in Zollikon wohnten und in der Stadt einer Arbeit nachgingen. Die beste Verbindung in die Stadt waren immer noch die Fusswege und Landstrassen, allen voran die Alte Landstrasse und die alte Forchstrasse. Dazu verkehrte noch das mit einem grossen rechteckigen Segel versehene «Märtschiff», das von Stäfa her kam und nach einer nächtlichen Fahrt bereits um sechs Uhr morgens an der Schiffflände in Zürich anlegte; schon kurz nach drei Uhr nachmittags trat das Schiff den Rückweg an. Das erste Dampfschiff, die «Minerva», wurde 1835 in Betrieb genommen und erst 1894 wurde die rechtsufrige Eisenbahnlinie eingeweiht.

Wer also in Zollikon wohnte, der arbeitete auch in der Gemeinde und nicht etwa in der Stadt, und wenn ein reicher Städter über einen Landsitz für die Sommerzeit verfügte, so blieb doch sein Hauptwohnsitz meist in der Stadt. Und reiche Ausländer, die in Zollikon Wohnsitz nehmen wollten, gab es ohnehin nicht. Was hätte schon für Zollikon gesprochen? Die heute vielleicht wichtigsten Gründe, wie die Nähe zu Stadt und Flughafen, der tiefe Steuerfuss und die guten Schulen und lokalen Einkaufsmöglichkeiten spielten damals noch keine Rolle. Der Weg zur Stadt war weit und vieles von dem, das man konsumierte, das produzierte man selbst. Einen Steuerwettbewerb gab es noch nicht, denn alle hatten den Zehnten und allfällige Grundzinsen zu entrichten, auch wenn sich die junge Republik bemühte, den Zehnten durch andere Steuern zu ersetzen. Wer reich war, hatte viel Land und ein grosses Haus, wer arm war, hatte wenig oder gar kein Land und allenfalls ein kleines Häuschen oder einen Hausteil. Manche hatten jedoch auch nur irgendwo ein Zimmer gemietet.

Der Helvetische Kataster

Wir verfügen über eine einzigartige Quelle, um uns ein Bild von den Vermögensverhältnissen vor gut zweihundert Jahren zu verschaffen. Viele interessante Informationen können wir dem Helvetischen Kataster¹³ entnehmen, der 1801 aufgenommen worden war. Es handelt sich hier um grossformatige Bände, in denen pro Gemeinde säuberlich die Besitzverhältnisse verzeichnet sind. Angegeben sind jeweils der Besitzer, die Bezeichnungen seiner Grundstücke mit den betreffenden Flurnamen, die Art des Grundstücks (Rebland, Acker, Wiese, Weide, Wald usw.), die Lokalisierung durch Angabe zweier Nachbarn und der von einer Kommission geschätzte Wert. Gelegentlich ist auch noch der Kaufpreis oder eine Wertschätzung des Eigentümers angegeben; auch Grundpfanddarlehen werden erwähnt. Grundstücke von Besitzern, die nicht in der Gemeinde wohnhaft sind, spielen keine grosse Rolle, und andererseits scheinen auch nur

¹³ Staatsarchiv Zürich, Sig. K I 253, Zollikon.

recht wenige Zolliker über Land in anderen Gemeinden verfügt zu haben. Von einer gewissen Bedeutung war das Staatseigentum. Dieses setzte sich zusammen aus dem «Nationalgut in das Vorderamt Oetenbach», dem «Nationalgut in das Amt Küsnacht», dem Pfarrhaus, dem Amtshaus und dem Schulhaus. Auf den früher im Besitz des Klosters Oetenbach und des Ritterhauses Bubikon befindlichen grossen Gütern wirtschafteten 1801 meist lokale Lehensleute. Die paar auswärtigen, nicht in Zollikon wohnhaften Personen verfügten nur über einzelne Felder in Zollikon.

Die erwähnten Angaben im Helvetischen Kataster erlauben es, die damaligen Besitzverhältnisse in der Gemeinde Zollikon zusammenzustellen. Dabei haben wir uns aber auf den Wert der Liegenschaften zu beschränken; es ist weder möglich, die Hypotheken davon in Abzug zu bringen, noch können Mobilien, Hausrat, Vieh und geldwerte Vermögensteile mitberücksichtigt werden, da sie im Kataster nicht erfasst sind. Mit dieser Einschränkung können wir uns also einen Überblick über die Wohlstandsunterschiede innerhalb der Gemeinde verschaffen. Was sich ebenfalls ergibt, ist die Flächenaufteilung in Nutzungsarten und der Landpreis nach Nutzungsart. Der Helvetische Kataster ist auch eine hervorragende Quelle zum Studium der Flurnamen, da er nicht nur sehr detailliert ist, sondern zudem das gesamte Gemeindegebiet umfasst, während man sich sonst bei Flurnamen oft auf deren allfällige Erwähnung in Urkunden, Kaufverträgen und Urbaren zu verlassen hat. Der Wert der Grundstücke wurde in Franken angegeben. Der Franken wurde in der Zeit der Helvetik eingeführt, während früher in unserer Gegend Gulden und Schilling üblich waren. Die Berechnung des vergleichbaren heutigen Geldwerts stösst auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten, und so wollen wir hier nicht einmal den Versuch unternehmen, eine Umrechnung in heutige Werte vorzunehmen.

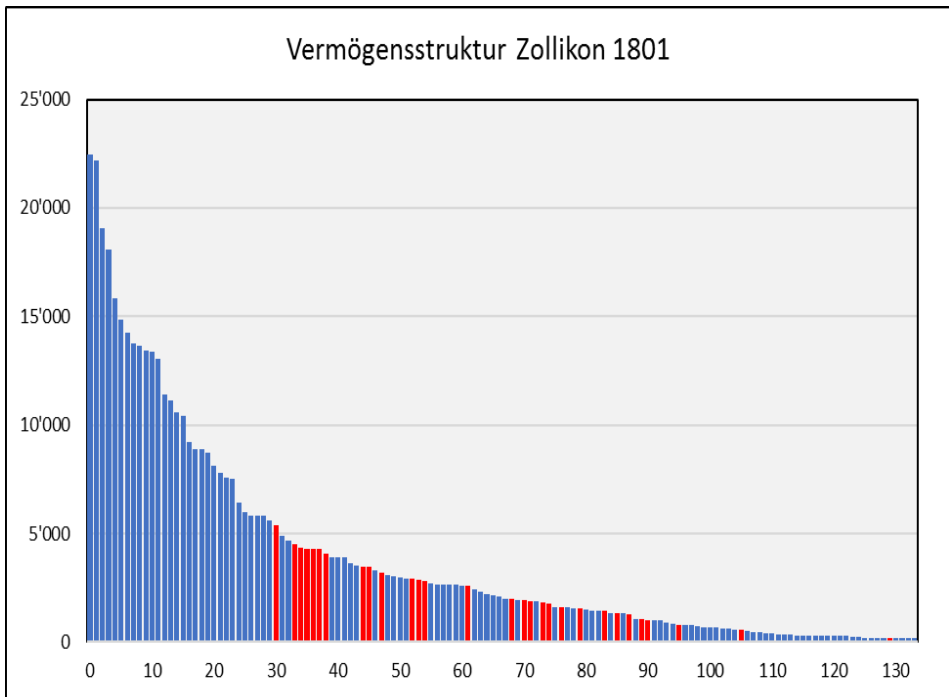
Die Flächenaufteilung lässt sich nur näherungsweise ermitteln. Zollikon hat eine Gesamtfläche von 7,853 km². Davon entfallen 2,873 km² auf den Wald. Eine Aufteilung der Fläche nach Nutzungsarten ist leider schwierig, weil im Kataster nur der Privatbesitz erfasst ist. Zudem wurden 1801 die Flächen noch in Jucharten angegeben. Im Allgemeinen galt für Reben und Wiesen eine Juchart als 29,07 Aren, für Äcker 32,70 Aren und für Wald 36,33 Aren; erst 1838 wurde die Juchart für alle Nutzungsarten einheitlich auf 36 Aren festgelegt. Differenzen könnten sich also auch aus der Anwendung dieser Masse sowie auch aus möglicherweise erheblichen Messungenauigkeiten ergeben haben, denn damals gab es natürlich noch keine Landvermessung im heutigen Sinn. Dazu kommt, dass der Zollikerberg unter Zumikon aufgeführt wurde, aber ohne klare Abgrenzung zum eigentlichen Zumikon. Am zuverlässigsten ist wohl die Angabe für das Rebland: es betrug 39 ha oder 5 Prozent der Gesamtfläche der Gemeinde. Wiesen konnte man zur Heugewinnung mähen, während Weiden und die Allmend nur als Weideland dienten und nicht gemäht oder gar gewässert wurden. Dies galt

noch viel mehr für die Ägerten, die nur Stoppelweiden und von Unkraut überwuchertes Land waren. Das Vieh wurde damals teilweise auch noch in die Wälder getrieben und mit Laub gefüttert; die Schweine trieb man in die Wälder zur Eichelmast.

Im Folgenden stützen wir uns auf den Helvetischen Kataster der Gemeinde von 1801. Aus dieser Erhebung ersehen wir den Umfang des Grundbesitzes der insgesamt 134 Zolliker Haushaltsvorstände, die zugleich auch Bürger der Gemeinde waren. Davon waren 94 Prozent Familienväter, 2 Prozent Witwen und 4 Prozent Brüderpaare (ungeteilte Erbschaften). Dazu kamen noch einige externe Besitzer, die wir aber hier nicht berücksichtigen. Nicht erfasst in dieser Erhebung sind Knechte und Mägde, die über kein Land verfügten, sowie die sogenannten «Inwohner» oder Mieter, die aber eine vernachlässigbar kleine Rolle spielten. Auch die Handwerker verfügten über Grund und Boden, und zwar meist mehr als nur gerade einen Hausteil und einen kleinen Garten. Was hier fehlt, sind Grösse und Wert der Häuser. Diese Daten sind erst ab 1812 aus den frühesten Akten der Brandassekuranz ersichtlich. Diese Daten mit jenen des Katasters zusammenzuführen, wäre anspruchsvoll. Wir haben einen zeitlichen Abstand von elf Jahren und die Erfassung für die Brandassekuranz erfolgte nicht nach Personen oder Haushalten, sondern nach Gebäuden.

Die Vermögensverteilung

Die folgende Abbildung zeigt die Vermögensstruktur der Zolliker im Jahr 1801. Waagrecht sind die 134 Grundbesitzer aufgetragen, nach abnehmendem Besitz geordnet; senkrecht wird pro Person die Höhe des Grundbesitzes gezeigt. Der reichste Zolliker hat einen Grundbesitz von 22'440 Franken, der ärmste hat Grundbesitz von 160 Franken, was einem Verhältnis von 140:1 entspricht. Personen ohne Grundbesitz wurden nicht erfasst. Eine Umrechnung in heutige Geldwerte ist, wie erwähnt, weder möglich noch sinnvoll. Die im Zollikerberg wohnhaften Besitzer sind rot angegeben. Wir erkennen, dass die dreissig reichsten Zolliker im Dorf wohnten, erst dann tauchen die ersten Bewohner des Zollikerbergs auf, vor allem die Weber, Trüb und Tobler. Andererseits wohnten aber auch fast alle der ärmsten vierzig Zolliker im Dorf.



Aus dieser Verteilung können wir einige interessante Kennzahlen ableiten:

- die 5 % reichsten Zolliker verfügten über 24 % des Vermögens
- die 10 % reichsten Zolliker verfügten über 40 % des Vermögens
- die 25 % ärmsten Zolliker verfügten über 2 % des Vermögens
- die 50 % ärmsten Zolliker verfügten über 11 % des Vermögens

Unter den Ärmsten befanden sich zweifellos auch viele der Hintersassen, die in der «Franzosenzeit» das Recht bekamen, vollwertige Gemeindebürger zu werden. Die Zolliker Familien Ernst und einige Bleuler verfügten auch noch über erheblichen Landbesitz in Küsnacht sowie etwas Land in Riesbach. Es fällt auf, dass nur Dorfbewohner teilweise noch über Landbesitz ausserhalb der Gemeinde verfügten, aber niemand vom Berg.

Heute ist die Vermögensungleichheit wesentlich höher als vor 200 Jahren. Das ist natürlich nicht mit Zolliker Grundbesitz möglich, sondern nur mit Besitz oder Beteiligung an Firmen sowie anderen Formen von Kapitalanlagen. Wie erwähnt, verfügten auch 1801 einzelne Zolliker noch über einzelne Grundstücke ausserhalb der Gemeinde, vor allem in Küsnacht und Riesbach. Würden diese Grundstücke mitberücksichtigt, so ergäbe sich noch eine geringfügig grössere Ungleichheit, da vorwiegend wohlhabende Bürger über Besitz ausserhalb der Gemeinde verfügten. Hätten wir heute immer noch ein Vermögensverhältnis

von 140:1 und wäre der reichste Zolliker Milliardär, so hätte der ärmste Zolliker immer noch ein Vermögen von sieben Millionen. Die Unterschiede sind heute enorm viel grösser, und trotzdem geht es uns viel besser als früher. Hatte Zollikon 1801 insgesamt 134 Steuerzahler und vielleicht etwa 900 Einwohner, so sind es heute rund 12'800 Einwohner und eine entsprechend hohe Zahl an Steuerzahlern, wozu noch zahlreiche Firmen kommen.

Reiche und Arme

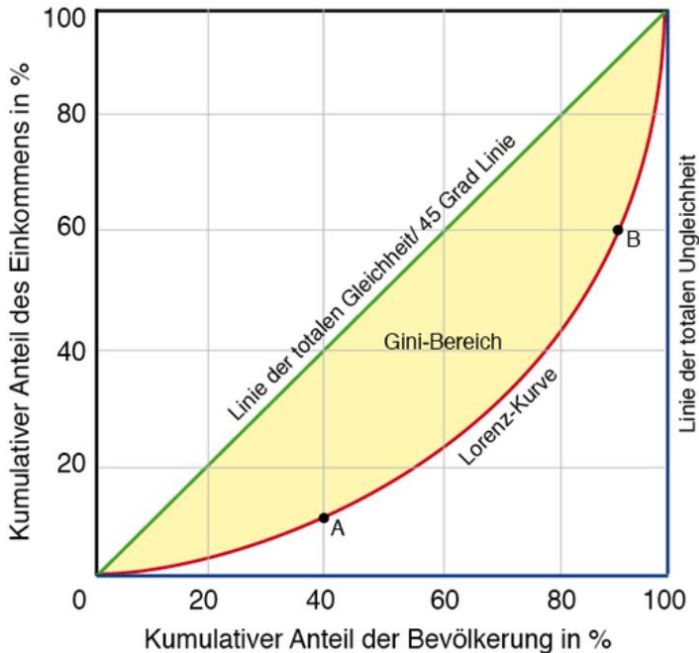
Wer waren denn 1801 die reichsten Zolliker? Die zwölf Reichsten werden nachfolgend mit ihrem Vermögen an Grund und Boden aufgelistet:

1	Conrad Hirzel, Traubenberg	22'440 Franken
2	Felix Ernst	22'170
3	Johannes Thomann, Geschworener	19'090
4	Felix und Johannes Bühler	18'090
5	Rudolf Himmler	15'810
6	Jacob Ernst, Präsident und Leutnant	14'870
7	Heinrich Ernst	14'270
8	Witwe Oberstin	13'730
9	Jacob Maurer	13'660
10	Jacob Kienast	13'450
11	Jacob und Felix Ernst	13'390
12	Felix und Rudolf Kienast	13'050

Zweierlei fällt hier auf: Einige der reichsten Zolliker hatte in der Gemeinde ein Amt inne und das gilt auch noch für die nächsten zehn Personen und es tauchen immer wieder die gleichen Namen auf. Die Verteilung dieser Vermögen ist sehr gleichmässig; das Vermögen des Reichsten ist nur unwesentlich grösser als die Vermögen der Nächsten in der Rangliste. Conrad Hirzel vom Traubenberg ist ein Sonderfall. Dieses grosse Landgut gelangte 1763 von der Zürcher Familie Escher vom Glas, die mehrmals Bürgermeister gestellt hatten, an die reiche städtische Familie Hirzel.

Wie lässt sich nun die Ungleichheit messen und vergleichen? Dazu dient der sogenannte Gini-Index, der normalerweise für die Messung der Ungleichheit der Einkommen verwendet wird. Die Berechnung des Gini-Koeffizienten geht aus der so genannten Lorenz-Kurve hervor. Die Lorenz-Kurve besteht aus verschiedenen Punkten, die die Relation zwischen dem kumulativen Prozentsatz der

Bevölkerung (x-Achse) und dem kumulativen Prozentsatz des Einkommens dieser Bevölkerung (y-Achse) wiedergeben. Im nachfolgenden Beispiel¹⁴ einer hypothetischen Lorenz-Kurve (rot) steht z.B. Punkt A für die Aussage „die unteren 40% der Bevölkerung besitzen 10 % des gesamten Einkommens“, und Punkt B für die Aussage „die unteren 90 % der Bevölkerung besitzen 60% des gesamten Einkommens“. Die gleiche Methodik kann auch für die Vermögen verwendet werden, wo aber die Ungleichheit in der Regel wesentlich grösser ist als für die Einkommen.



Machen wir diese Berechnung für die Vermögen in Zollikon im Jahr 1801, so erhalten wir einen Gini-Koeffizienten von 58 Prozent, d.h. die gelbe Fläche zwischen der Diagonale und der Lorenz-Kurve beträgt 58 Prozent der Dreiecks-Fläche unter der Diagonalen der Gleichverteilung. Zum Vergleich: In Küsnacht betrug 1801 der Gini-Koeffizient 52 Prozent; die Vermögen waren also etwas weniger ungleich als in Zollikon. Für die heutige Schweiz liegt der Gini-Koeffizient der Vermögen bei rekordverdächtigen 80 Prozent, jener der Einkommen aber nur bei lediglich 35 Prozent.¹⁵ Das bedeutet, dass heute in der Schweiz die Einkommen (trotz allen Schlagzeilen über Spitzen-Einkommen) ziemlich gleich-

¹⁴ Vgl. L.S. Temkin, *Inequality*. Oxford University Press 1996, S. 129.

¹⁵ Ben Jann, *Einkommens- und Vermögensungleichheit in der Schweiz*, Universität Bern 2017.

mässig verteilt sind, wie sonst nur noch bei ganz wenigen Ländern, während die Verteilung der Vermögen extrem ungleich ist. Tatsächlich haben ja viele Einwohner sogar ein negatives Vermögen, also netto Schulden. In Zollikon dürfte heute die Vermögensverteilung noch ungleicher sein als in der Schweiz insgesamt, während die Einkommensverteilung auch recht ausgeglichen sein dürfte. Dies ist nicht zuletzt auch eine Folge der Renten aus AHV und Pensionskassen.

Über die Entwicklung der Einkommen seit 1801 können wir nichts sagen, weil die Einkommen damals nicht gemessen wurden. Allerdings wissen wir, dass damals ein gewisser Anteil der Bevölkerung almosengenössig war, sicher auch in Zollikon, was es heute dank gesetzlicher Unterstützung und Ergänzungsleistungen nicht mehr gibt. Die Ungleichheit der Vermögen hat sich in Zollikon aber zweifellos massiv erhöht. Die Ungleichheit mag manche stören, doch ohne sie gäbe es keine so tiefen Steuersätze, wie wir sie in Zollikon schon seit Jahrzehnten geniessen können.

Die Entwicklung der alten Zolliker Familien

«Man könnte Zollikon auch das Dorf der Bleuler nennen; fast jeder dritte Mann im Dorfe war von jeher ein Bleuler. [...] Auch alle auswärtigen Bleuler, wo sie immer wohnen mögen, in Küsnacht, Zürich, Riesbach, Hottingen, Meilen und weiterhin, sie alle stammen von Zollikon.» So schrieb Heinrich Bruppacher 1899.¹⁶ Wir wollen dieser Behauptung im Folgenden etwas nachgehen. Wie sich zeigen wird, hatte die Behauptung, fast jeder dritte Mann im Dorfe sei von jeher ein Bleuler gewesen, im 17. Jahrhundert durchaus seine Berechtigung. Was uns zur Überprüfung zur Verfügung steht, sind die seit 1634 vorhandenen Bevölkerungsverzeichnisse.¹⁷ Tatsächlich zeigt jenes von 1634 ein erstaunliches Bild: 40 Prozent der Zolliker Dorfbevölkerung waren Bleuler. Das dürfte der Höhepunkt gewesen sein, denn schon 1671 war ihr Anteil auf 32 Prozent gesunken. Für die Zeit vor dem ersten Bevölkerungsverzeichnis stehen uns nur die Pfarrbücher zur Verfügung.¹⁸ In diesen wurden von 1561 an die Taufen und Heiraten aufgezeichnet, während die Begräbnisse erst später erfasst wurden. Wenn wir von der einfachen Annahme ausgehen, dass sich der Bevölkerungsanteil eines Geschlechts auch in den Taufen und Heiraten widerspiegeln muss, können wir die Verhältnisse für frühere Zeiten in Erfahrung bringen, indem wir die Anzahl der kirchlichen Handlungen pro Geschlecht zählen. Dabei dürfen wir uns allerdings nicht auf allzu kurze Zeiträume stützen, sondern müssen Durchschnitte über etwa zwanzigjährige Intervalle berechnen. Natürlich ergeben sich nicht genau die gleichen Anteile, wie wenn man von den Bevölkerungsverzeichnissen ausgeht, aber wir vermögen immerhin, die allgemeinen Entwicklungstrends zu beurteilen.

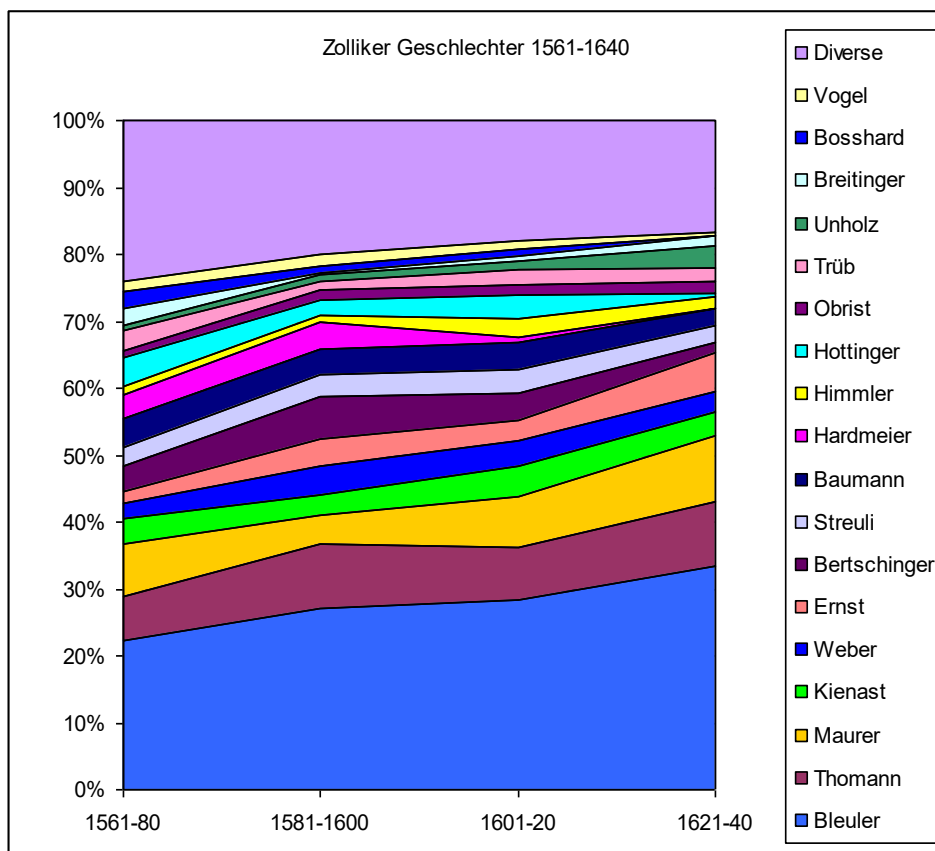
Aus der nachfolgenden Grafik erkennen wir nicht nur die grosse und im Laufe der Zeit sogar noch wachsende Bedeutung der Bleuler, sondern wir sehen auch, dass die Bedeutung der verbreitetsten Familiennamen noch weiter zunahm. Nach den Bleulern kamen ganz eindeutig die Thomann und die Maurer. In der Periode 1621-1640 machten diese drei Geschlechter zusammen genau die Hälfte der Dorfbevölkerung aus. Erst deutlich nach ihnen erschienen die übrigen der bekannten Zolliker Geschlechter. Die zahlenmässige Bedeutung einiger Familien, wie etwa jene der Kienast, Himmler, Obrist und Trüb nahm erst nach 1640 zu, während wichtige alte Geschlechter, wie etwa die Breitinger und Hardmeier (ursprünglich aus Zumikon), nach 1640 mehr oder weniger verschwanden. Auch der Anteil der Bleuler und jener der Ernst ist nach 1640 rückläufig.

¹⁶ Alexander Nüesch und Heinrich Bruppacher, *Das alte Zollikon*, Zürich 1899, S. 394.

¹⁷ Staatsarchiv Zürich (StAZH), E II 700.133.

¹⁸ StAZH, E III 148.

Hier haben wir aber noch auf einen wichtigen Punkt hinzuweisen. Die an zweiter Stelle nach den Bleulern rangierenden Thomann waren, wie schon erwähnt, eigentlich auch Bleuler. Sie spalteten sich erst um 1350 von den Bleulern ab; ihr Ahnherr war ein Thomas Bleuler.¹⁹ Zählen wir die Bleuler und die Thomann zusammen, so erreichen wir für die Periode von 1621–1640 einen gemeinsamen Anteil von 43 Prozent.



Die Entwicklung der alten Zolliker Geschlechter (Basis: Zahl der Taufen und Heiraten)

Wir erkennen, dass die Bedeutung einiger Geschlechter (Bleuler, Thomann, Maurer, Ernst, Himmler und Unholz) zugenommen hat. Andererseits sind andere Geschlechter (Hardmeier, Hottinger, Bosshard, Vogel fast ganz verschwunden. Selbstverständlich haben diese aber in anderen Gemeinden überlebt und sind oft später wieder in Zollikon aufgetaucht.

¹⁹ Robert Thomann, Das Geschlecht Thomann von Zollikon und Zürich, *Zürcher Taschenbuch 1924*, S. 215–220.

Zolliker Berg, Zumikon und Witikon

Bevor wir die Verhältnisse im Dorf weiter analysieren, ist noch ein Hinweis auf den *Zolliker Berg* angebracht.²⁰ In den frühesten Bevölkerungsverzeichnissen ist dieser nicht unter Zollikon erfasst worden, da die Kinder in der Regel in Zumikon unterrichtet wurden. Aber auch in Zumikon wurden sie nicht erfasst, da man sie dort offenbar als «Auswärtige» betrachtete. Sie tauchen jedoch im Zolliker Bevölkerungsverzeichnis von 1643 auf. Damals lebten 609 Personen im Dorf und nur 53 im Berg. Der Berg wurde 1643 in wenige Höfe unterteilt: Der Wilhof wurde von der Familie Trüb bewirtschaftet, die Familie Lang betrieb die Trichtenhauser Mühle, und verschiedene Zweige der Familie Weber wohnten «auf der Hueb» und im Sennhof. Im Wesentlichen bestand der Berg also aus den zwei Familien Trüb und Weber, während die Mühle gelegentlich einmal die Hand wechselte. Das war nicht immer so; bis 1425 wohnten im Berg vor allem die Herti und die Uttinger. Die Weber sind erstmals 1463 nachzuweisen; die Trüb und Lang kamen erst später. Wir erkennen in den Weber und Trüb noch deutlich die Familien, die sich früh angesiedelt haben und die sich mit der Zeit immer weiter verzweigten. Irgendwann erfolgte auch die Aufteilung der Hueb in Ober- und Unterhueb, der Sennhof wurde von der Familie Tobler übernommen und einige Trüb siedelten sich bereits im Gstad an. Wir haben aber keine Probleme, uns vorzustellen, wie die Situation hundert oder zweihundert Jahre früher war: Im Berg gab es ursprünglich nur zwei grosse Güter, den Wilhof und die Hueb, und es dauerte lange, bis sich der Berg bevölkerungsmässig etwas entwickelte.

Wir müssen auch noch einen Blick auf *Zumikon* werfen.²¹ Dieses umfasste 1633 nur 113 Personen, war also etwa doppelt so gross wie der Zolliker Berg, aber wesentlich kleiner als Zollikon. Zumikon war dominiert von den Familien Bertschinger (39 Prozent der Bevölkerung) und Hardmeier (28 Prozent), gefolgt von den Brunner und den Bosshard. Ähnlich wie im Zolliker Berg siedelten in Zumikon ursprünglich nur wenige Familien: 1633 sind es vor allem die Bertschinger in Gössikon und Waltikon und die Hardmeier im eigentlichen Zumikon, die sich aber im 15. Jahrhundert noch nicht nachweisen lassen. Später kamen dann die Bosshard und Brunner dazu. Alle diese Namen tauchen auch immer wieder in Zollikon auf, was auf die früher sehr engen Beziehungen dieser zwei Gemeinden hinweist. Etwa gleich gross wie der Zolliker Berg war *Witikon* mit 65 Einwohnern im Jahre 1633.²² Die massgebenden Familien waren die Weber und die

²⁰ Wir sprechen im Folgenden vom Zolliker Berg, im Gegensatz zum Zolliker Dorf, und nicht vom Zollikerberg, da dieser Begriff früher noch nicht existierte. Der Zolliker Berg hiess Trichtenhausen und bestand nur aus einigen einzelnen Höfen, die keine gemeinsame Siedlung bildeten.

²¹ StAZH E II 700.137. Vgl. auch: Robert Epprecht, *Aus der Geschichte von Zumikon, Zumikon 1975*.

²² StAZH E II 700.130.

Ochsner, die sich beide schon 1401 nachweisen lassen.²³ Die Weber waren zweifellos verwandt mit jenen auf der Hueb und im Sennhof, doch lässt sich nicht rekonstruieren, welches der ursprüngliche Wohnsitz gewesen ist.

Zolliker Dorf

Der Zolliker Berg, Zumikon und Witikon waren also in alter Zeit von je zwei bis drei Familien besiedelt. Im Zolliker Dorf müssen es mehr gewesen sein, und ganz sicher gehörten die Bleuler, Thomann und Maurer dazu. Die Frage, weshalb die Bleuler früher so zahlreich waren, können wir vorläufig nur so beantworten: Entweder waren die Bleuler «schon immer» sehr zahlreich oder sie haben im Laufe der Zeit an relativer Bedeutung stark zugenommen. Zunächst würde man daran denken, dass die Bleuler möglicherweise grössere Familien hatten oder mehr Söhne als Töchter. Solche Überlegungen können bei einzelnen Familien eine Rolle spielen, aber kaum bei Dutzenden von Familien über mehrere Generationen hinweg, wie wir sie in der obigen Grafik dargestellt haben. Die Bleuler waren auch weder besonders wohlhabend noch besonders arm. Worin unterschieden sich denn die Bleuler von den übrigen Zollikern? Der einzige wesentliche Unterschied im 16. und 17. Jahrhundert ist in ihrer teilweise etwas anderen örtlichen Siedlungsweise zu entdecken.

Um das zu verstehen, müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, wo man in alter Zeit in Zollikon gewohnt hat. Das Dorf Zollikon ist in vier «Wachten» eingeteilt gewesen. Es waren dies das Oberdorf (der obere Teil des Dorfs hinunter bis an die Alte Landstrasse, den ehemaligen «Heerweg»), das Gstad (von der Alten Landstrasse bis zum See hinunter), der Kirchhof (die Siedlung um die Kirche herum) und das Chleidorf (von der Kirche hinunter bis zum See). Oberdorf, Chleidorf und Gstad umfassten je rund ein Viertel der Bevölkerung, die Siedlung Kirchhof war kleiner. Und der Rest der Bevölkerung lebte auf den «Höfen», nämlich auf den Lehenhöfen von Witellikon, auf der «Höhe» und auf den zwei Lehenhöfen im Gugger, also etwas ausserhalb der vier Hauptsiedlungen. Bleuler hatte es überall, aber auf den erwähnten Aussenhöfen wohnten in alter Zeit fast ausschliesslich Bleuler und im Chirchhof machten sie 1634 mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus. Bis 1671 verschoben sich die Gewichte, und die Bleuler stellten nun nur noch ein Drittel der Bevölkerung des Kirchhofs, machten aber fast die Hälfte der Bevölkerung des Chleidorfs aus.

²³ Steuerbücher Stadt und Landschaft Zürich des 14. und 15. Jahrhunderts, StAZH Sig. Dg 1.1-9.

Die Pestepidemien von 1564, 1582 und 1611

Aus der obigen Grafik entnehmen wir, dass das Wachstum der Bleuler in der Periode 1561–1580 kräftig, gegen Ende des 16. Jahrhunderts aber eher gering war und sich dann zu Beginn des 17. Jahrhundert wieder erhöhte. Die markantesten Ereignisse jener Jahre waren die Pestepidemien der Jahre 1564, 1582 und 1611.²⁴ Bei der Epidemie von 1564 starben in der Stadt Zürich über 2000 Personen, in Zollikon aber nur einige Dutzend. Stark mitgenommen wurden vor allem die Familien Bertschinger, Bosshard, Breitinger und Unholz. Die meisten dieser Familien waren im Gstad wohnhaft. Wir können also annehmen, dass die Pest, von Norden kommend, nach der Stadt nur gerade noch das Gstad stärker in Mitleidenschaft ziehen konnte; dort lebten aber wenige Bleuler, sodass sich der Bevölkerungsanteil der Bleuler nach 1564 etwas erhöhte.

Die Pestwelle von 1582 war für Zollikon verheerend, kamen doch dabei rund 200 Personen zu Tode, also vermutlich mehr als ein Drittel der Bevölkerung. Es scheint, dass kein Dorfteil davon verschont blieb. Die verstorbenen Bleuler machten recht genau einen Viertel aller Todesfälle aus, was etwas mehr als ihrem damaligen Anteil an der Gesamtbevölkerung entsprach. Die geringen verfügbaren Angaben über die betroffenen Familien deuten auf eine starke Heimsuchung von Kirchhof und Oberdorf hin, zwei Weiler, in denen die Bleuler überdurchschnittlich vertreten waren. Entsprechend verflachte sich deren Wachstum.

Über die Pestepidemie von 1611 sind wir etwas genauer unterrichtet als über die früheren Pestzüge. Es starben 144 Zolliker und der Anteil der Bleuler an den Pestopfern lag, ähnlich wie schon 1564, unter ihrem Bevölkerungsanteil. Da die Todesfälle im Totenregister²⁵ nun wöchentlich nachgeführt wurden, können wir anhand der Familiennamen die Ausbreitung der Pest ansatzweise verfolgen. Es scheint, dass wiederum das Gstad zuerst betroffen wurde, ein wenig auch der Berg. Die engen Kontakte dieser Siedlungen zur Stadt dürften dafür massgebend gewesen sein. Vom Gstad breitete sich die Pest vor allem zum Chleidorf aus. Das ergibt sich daraus, dass die nur im Chleidorf wohnhaften Familien Streuli und Vogel besonders stark betroffen waren. Da aber die Bleuler im Gstad und damals auch noch im Chleidorf unterdurchschnittlich vertreten waren, vermochten sie ihren Anteil an der Zolliker Bevölkerung abermals zu steigern. Bedeutsam bei all dem war der Umstand, dass die von Bleuler-Familien bewirtschafteten eher etwas abgelegenen Höfe Witellikon, Höhe und Gugger vermutlich weniger betroffen waren als die grösseren Siedlungen. Man muss sich vergegenwärtigen, dass zum Beispiel der Gugger ganz nach Süden orientiert war, ihn nur ein kleiner

²⁴ Nüesch/Bruppacher, a.a.O., S. 98 ff.

²⁵ StAZH E III 148.2.

Fussweg mit dem Gstad verband und der Chirchweg die einzige Verbindung zum Chleidorf bildete. Zusammenfassend können wir also sagen, dass das überdurchschnittliche Wachstum der Bleuler im 16. und 17. Jahrhundert zu einem erheblichen Teil auf ihre dezentrale Wohnlage und ihre Untervertretung in den grösseren Weilern zurückzuführen ist, was sie in Zeiten der Pest etwas begünstigte.

Zollikons früheste Siedlungsgeschichte

Wenn wir Zollikon das Dorf der Bleuler nennen dürfen, so war eben auch die frühe Geschichte von Zollikon eng mit der Geschichte der Bleuler verwoben. Witellikon und die zwei Siedlungen am Heerweg waren zweifellos die ältesten Siedlungen von Zollikon. Schon in einer Aufzeichnung aus dem Jahre 946 ist die Rede vom Zehnten «*de Truhtilhusa, de Witalinchova, de duabis Collinchovin*», also von Trichtenhausen (damit wurde damals die Gegend Wilhof/Unterhueb bezeichnet), Witellikon und den zwei Zollikon.²⁶ Unter den zwei Zollikon haben wir uns dabei wohl die Siedlungen Chleidorf und Hinterdorf (damals Oberdorf genannt) vorzustellen. Wie sich diese Siedlungen entwickelt haben und was davon im Jahre 946 schon vorhanden war, ist natürlich eine andere Frage; ganz gewiss waren es aber damals nur Holzhäuser. Dass die Kirche am alten Heerweg liegt, ist angesichts ihres Alters naheliegend, haben wir doch davon auszugehen, dass die erste Kapelle an diesem Ort auf das 9. Jahrhundert zurückreichen dürfte. Sie wurde auf dem «Trestenberg», oberhalb des Chleidorfs, gebaut. Allein schon die – heute längst verschwundene – Bezeichnung «Trestenberg» für die Gegend, in der heute die Kirche und das Gasthaus «Zum Rössli» stehen, zeigt deutlich, dass man den Ort von unten her betrachtet und benannt hat. Noch auf dem Zolliker Zehntenplan von 1720 ist nichts von einer Siedlung «Chirchhof» zu erkennen, doch gab es bereits das Gstad.

Der Heerweg wurde nach Süden, bei der Brücke über den Düggebach, durch einen Burgstall (ein befestigtes Gebäude) und eine Letzi, also einen Befestigungswall, gesichert (Letzistrasse beim Goldhaldenplatz). Stadtwärts gab es wohl im Hinterdorf schon früh ein befestigtes Gebäude; zu denken ist dabei an den Obristenhof²⁷ oder an die Hinter Zünen. Weiter oben gab es auch einen Burgstall bei Witellikon, dessen Ruinen auf den ältesten Karten noch eingezeichnet sind. Die frühesten Bewohner dürften also, abgesehen vom Witelliker Hof, in der Nähe des alten Heerwegs gesiedelt haben, denn dies war der einzige wichtigere Verkehrsweg. Das Chleidorf ist wesentlich früher entstanden als der

²⁶ Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich 197, Urkunde vom 28.4.946.

²⁷ Theophil Bruppacher, 450 Jahre Obristenhof, *Zolliker Jahrheft* 1978, S. 28 ff.

Kirchhof. Überdies ist anzunehmen, dass das Hinterdorf etwas älter ist als das Oberdorf, wobei früher beide zusammen als Oberdorf bezeichnet wurden; das Gstad wird erst etwas später entstanden sein. Vom Hinterdorf ergab sich ganz natürlich eine Ausbreitung bachaufwärts ins Oberdorf und bachabwärts zum Gstad. Aufgrund der Flurnamen kann man davon ausgehen, dass zunächst vor allem die Gegend südöstlich des Chleidorfs bewirtschaftet worden ist, also die Gebiete von Oescher (von Esch = Saatzfeld), Breitächer, Zwischenwegen (zwischen dem Heerweg und dem Weg nach Zumikon) und Hägni. Der Rebbau dürfte sich zunächst auf das Gebiet unterhalb des Heerwegs beschränkt haben, da dieses wegen der Hanglage für den Ackerbau wenig geeignet, für den Rebbau aber ideal war. Zu denken ist vor allem an Mülihalden und Goldhalden. Die Flurnamen in der Umgebung von Hinterdorf und Oberdorf weisen noch stärker auf die mit der Landerschliessung verbundenen Rodungen hin, was die Vermutung nahelegt, dass diese Siedlungen später entstanden sind als das Chleidorf. Dachsleren, Rüti und Walder erinnern an die Bewaldung des Gebiets nördlich des Hinterdorfs; auch das dortige Riet musste trockengelegt werden. Das Buechholz dürfte schon früh abgeholzt worden sein, und von den Brandrodungen beim Gstad zeugt noch der Name des Brandis.

All diese Ausbausiedlungen mussten bevölkert werden. Zweifellos waren auch die Bleuler dabei aktiv, stellten sie doch schon früh einen bedeutenden Teil der Bevölkerung. Wo sich ihre ersten Wohnsitze befanden, können wir zunächst noch nicht in Erfahrung bringen, da die Bleuler bald in allen Siedlungen präsent waren. Wir können nur feststellen, dass sie im 17. Jahrhundert im Gstad etwas weniger stark vertreten waren als in den anderen Siedlungen und dass sie vor allem in den Aussenhöfen etabliert waren. Versuchen wir, weiter in die Vergangenheit vorzudringen, also die Zeit vor dem ersten Bevölkerungsverzeichnis (1634) und vor Beginn des ersten Pfarrbuchs (1561) zu erhellen, so stossen wir auf gewisse Probleme, weil die Unterlagen für längere Zeit spärlich werden, bis wir dann, zeitlich rückwärts schreitend, um 1470 auf Steuerregister stossen. Tatsächlich lassen sich die Bleuler anhand der Steuerregister der Jahre 1357–1470 recht gut verfolgen. Später vermitteln uns der Glückshafenrodel von 1504 und die Liste der Teilnehmer an den Kriegszügen von 1512–1515 gewisse Einsichten, aber für die übrigen Jahre sind wir auf einige wenige Erwähnungen in Urkunden angewiesen.

Die Familie Bertschinger

Wie wir bereits gesehen haben, war Zumikon im frühen 17. Jahrhundert dominiert von den Familien Bertschinger (39 Prozent der Bevölkerung) und Hardmeier (28 Prozent), gefolgt von den Brunner und den Bosshard. Alle vier Geschlechter waren auch in Zollikon vertreten. Im Folgenden befassen wir uns mit den Bertschinger. Diese stammen ursprünglich aus dem in der Bertschikon, einer Aussenwacht der Gemeinde Gossau ZH. Um 1500 waren sie vor allem in der Stadt Zürich sowie in Dübendorf, Pfaffhausen, Riesbach, Wald und Zumikon (dort vor allem in Gössikon) anzutreffen.²⁸ Um 1515 scheint ein Heini Mathe Bertschinger nach Zollikon gezogen zu sein und ein Klaus Bertschinger erwarb einen Anteil am Zolliker Wald. Wo sie wohnhaft waren, wissen wir nicht. Ebenfalls 1515 erscheinen Jakob und Heini Mathe Bertschinger als Reisläufer unter Hauptmann Röist in Marignano.

Im Kapitel über «Das Geschlecht der Trüb im Zollikerberg» werden wir sehen, dass die Familien Trüb und Bertschinger sehr stark miteinander verschwägert waren. Die Bertschinger dürften also vor allem im Zollikerberg gewohnt haben. Dafür spricht auch die Ehe eines Werndli Bertschinger mit einer Elsbeth Weber, einem typischen Geschlecht aus dem Berg. Um 1550 tauchen Ritzli Bertschinger und seine namentlich nicht bekannten Brüder, die bisher wohl im Berg gewohnt hatten, im Gugger auf. Das Erblehen des Vorderen Gugger ging 1610 an Werndli Bertschinger (1550–1632) über, bei seinem Tod an den Bruder Hans und bei dessen Tod 1639 an Mathias Bleuler. Ein Jos Bertschinger, Sohn des Ritzli, erscheint 1604 im Chleidorf.

Diese wenigen Angaben lassen kaum vermuten, wie schwierig genealogische Nachforschungen in dieser frühen Zeit sind. Das soll an diesem ersten hier kurz vorgestellten Geschlecht erläutert werden. Das Gesagte gilt aber auch für alle Geschlechter, die in späteren Kapiteln noch vorgestellt werden. Die in der Regel früheste Quelle, die von 1357 bis 1470 geführten Zürcher Steuerregister bringen in diesem Fall nichts. Wären die Bertschinger aufgeführt, so erschiene aber lediglich der Name des Haushaltsvorstands ohne weitere Details. Der Glückshafenrodel von 1504 führt alle Personen auf, die ein Lotterielos gekauft haben, mit Angabe des Wohnorts. So stossen wir auf «*Jacob, Heini Bertschiners von Gösslikon by Zummingen sun*» und einige Tage später auf «*Hans Bertschiner von Zummingen*», der mit zwei Freunden, Jacob und Hensli Hardmeyer von Zumikon in die Stadt gekommen ist. 1515 treffen wir wieder auf Jacob, wohl der Sohn von Heini. Aber wer war Heini Mathe? Wohl kaum der Vater von Jacob – vielleicht

²⁸ Friedrich Hegi, *Der Glückshafenrodel des Freischiessens zu Zürich 1504*, Zürich 1942.

ein Bruder oder ein anderer Verwandter. Mit etwas Glück finden wir noch einen Namen im Gemeindefarbar oder im Holzrodel. Aber was machen wir mit der Angabe von 1519: «*Klaus Bertschiger häd 1 gerter holz durch alle hölzer und soll das holz im Dorf bliben*»? Wie ist Klaus mit den bereits Genannten verwandt? Und was entnehmen wir der Mitteilung von 1557 im Gemeindefarbar, dass ein sonst unbekannter Jos Bertschinger im Chleidorf wohnte?

Im Jahr 1561 beginnt das Zolliker Pfarrbuch mit Einträgen der Taufen und Ehen. Da innert weniger Tage nach der Geburt getauft wurde, entsprechen die Taufdaten etwa den Geburtsdaten. Angegeben sind auch Götti und Gotte. Der Name der Mutter wird erst ab etwa 1612 angegeben. Da die Mutter bei der Taufe nie dabei war, sondern noch das Bett hüten musste, war ihr Name für den Pfarrer nicht relevant. Bei den Heiraten werden nur die Namen der Ehepartner angegeben, die Eltern jedoch nicht. Ebenso wenig wird angegeben, ob es eine Heirat eines Ledigen ist oder die Wiederverheiratung eines Witwers. Ab und zu wird bei einer Braut die Herkunftsgemeinde angegeben. Wertvoll ist bei den Männern die gelegentliche Angabe eines Berufs oder eines Spitznamens. So war «Fötzli» der Spitzname eines Zweigs der Bertschinger, was bei der Zuordnung zu Familien helfen mag. Andererseits ist irritierend, dass «Hans» bei Hans Jacob oder Hans Heinrich manchmal weggelassen wurde, sodass sie leicht mit den einfachen Jacob und Heinrich verwechselt werden können.

Schliesslich beginnen im Jahr 1607 die Zolliker Totenregister, zunächst allerdings nur für Erwachsene; von 1681 an werden dann auch Kinder aufgeführt, und zudem wird in manchen Fällen auch noch das Taufdatum oder das ungefähre Alter angegeben. Das ist sehr hilfreich, weil damit bei der damals herrschenden hohen Säuglings- und Kindersterblichkeit und den immer wieder gleichen Vornamen klarer wird, wer später heiratet und wer nicht. Besonders wichtig sind die Angaben bei Pestepidemien. So starben bei der Pest von 1611 von den Bertschinger: Anderes und Felix (die Söhne des Marx), dann Marx (wohl der Vater) und nochmals ein Marx, dann Heinrich, Hans Heinrich und Hans Peter. Hans Peter lässt sich finden, da dies ein seltener Vorname war; es handelt sich um den 11-jährigen Sohn eines Heinrich. Aber die Heinrich und Hans Heinrich sind so zahlreich, dass sich nicht sagen lässt, ob der Vater des Hans Peter gestorben ist oder ein anderer Heinrich. Leider sind die Totenregister nicht immer sorgfältig geführt und enthalten daher immer wieder Lücken.

Nun haben wir allerdings im Gebiet des heutigen Kantons Zürich eine Quelle von unschätzbarem Wert: Die ab 1634 periodisch erhobenen Bevölkerungsverzeichnisse. Diese entheben uns weitgehend von der schwierigen Frage, aufgrund der Tauf- und Totenbücher zu mutmassen, wer wohl gestorben ist, wer noch lebt und wer zu welcher Familie gehört. Das Verzeichnis von 1634 zeigt uns in aller Klarheit, dass es in Zollikon nur noch zwei Familien Bertschinger gab, beide mit dem Übernamen «Fötzli».

Die Familie des Hans Bertschinger (27.11.1576–1.12.1639) und der Hedli (Adelheid) Hürlimann wohnten im Gugger, dem Erblehen des Hauses Bubikon. Ihr einziger Sohn Werndli, der am 4.9.1632 geheiratet hatte, war schon am 24.11.1633 gestorben, ein Monat nach der Geburt von Mathis, seinem einzigen Kind. Mathis wuchs beiden Grosseltern auf. Die andere Familie, jene des Schiffsmanns Hans Jacob Bertschinger (13.12.1590–1.1.1643) und der Barbel Bleuler († 17.10.1652), wohnte mit ihren sechs Kindern im Gstad in einem Miethaus. Zum Tod des Hans Jacob schrieb Pfarrer Hirzgarter auf Lateinisch, er sei von einem Nussbaum gestürzt und nach drei Tagen Bewusstlosigkeit gestorben. Inzwischen waren auch zwei der Kinder gestorben und ein neues war dazugekommen. Die Witwe konnte sich das Miethaus im Gstad nicht mehr leisten und zog in den Gugger, wo vermutlich Hedli Hürlimann und der Enkel Matthis auch schon gestorben waren. Der verunfallte Hans Jacob hatte einen gleichnamigen Sohn (8.8.1624–9.12.1683), der am 7.12.1647 eine Anna Bertschinger, wohl eine entfernte Verwandte aus einer anderen Gemeinde, heiratete. Der Ehe entsprossen neun Kinder bis die Mutter am 14.3.1669 starb, vermutlich im Kindbett. Der Vater heiratete schon drei Monate später, am 22.6.1669, Elsbeth Fenner, mit der er weitere drei Kinder hatte. Er starb am 9.12.1683, seine Frau am 21.1.1695 nach langer Krankheit. Der nachgelassene Sohn Jacob aus erster Ehe war schon gestorben (27.5.1667–18.4.1684).

Aus zweiter Ehe verblieb noch ein Rudolf (3.11.1672–21.7.1724), ein Dachdecker, der am 25.5.1707 eine Anna Homberger aus Gossau heiratete. Heinrich, ihr einziges Kind, starb aber schon mit sieben Jahren, am 15.3.1715. Rudolf Bertschinger starb am 21.7.1724 in der Stadt an einem Hirnschlag. Damit war das Zolliker Geschlecht der Bertschinger in der männlichen Linie ausgestorben. Von jetzt an meldete das Totenregister nur noch Todesfälle weiblicher Bertschinger: Lisabeth 1726, Barbara 1736, Anna 1747, Barbara 1760, Anna Barbara 1782, Dorothea und Susanne 1804, Elisabeth 1808, Anna Elisabeth 1811, Margaretha 1816, Dorothea 1818, Elisabetha und Dorothea 1835, Anna 1850. Die meisten von ihnen waren aus anderen Gemeinden eingeheiratete Frauen. Gelegentlich zogen auch Bertschinger-Männer von auswärts nach Zollikon, blieben aber in der Regel nicht lang. Mit den alten Zolliker Bertschinger haben sie aber nicht viel zu tun. So hat beispielsweise 1853 ein Johannes Bertschinger aus Zumikon in der Zolliker Kirche Regula Brunner aus der Oberhueb geheiratet. Auch später dürften noch Bertschinger nach Zollikon gezogen sein. Eine Genealogie der Bertschinger gibt es nicht einmal ansatzweise, abgesehen von ein paar Seiten über die Bertschinger aus dem Fischenthal.

Man sollte annehmen dürfen, mit den Bevölkerungsverzeichnissen ab 1634 und dann auch mit den besseren Totenbüchern ab 1681 sollten die Nachforschungen einfacher werden, weil dann in den Totenregistern auch Kinder aufgeführt sind und weil bei den Verstorbenen oft das Taufdatum oder Alter

angegeben ist. Aber es interessieren natürlich nicht nur die einzelnen Familien, sondern auch die familiären Verbindungen zwischen den Familien. Das bleibt aber schwierig, unter anderem bedingt durch die schwierige Unterscheidbarkeit zwischen Erst- und Folge-Ehen, bedingt auch durch die immer wieder gleichen Vornamen. Die wichtigsten Verwandtschaften und Verzweigungen zeigen sich aber schon im 16. und im frühen 17. Jahrhundert, und dann waren leider die Unterlagen noch viel schwieriger zu interpretieren.

Zollikon – das Dorf der Bleuler



Die Mühlehalde im Chleidorf, einer der alten Wohnsitze der Bleuler

Die ersten Bleuler

Am besten beginnen wir ganz vorne. Erstmals wird 1256 ein Ulrich Bleuler als Zeuge in einer Schenkungsurkunde des Dietrich von Zollikon erwähnt; 1268 tritt er nochmals als Zeuge in einer Urkunde auf. War Ulrich Bleuler einer von zahlreichen Bleulern oder war er ‹der erste› Bleuler? Ob er der erste war, wissen wir nicht, aber wir können mit Bestimmtheit sagen, dass er nicht einer von zahlreichen war. Dafür gibt es zwei voneinander unabhängige Gründe. Die Bildung der Familiennamen lag im 13. Jahrhundert noch nicht weit zurück und auch hundert Jahre später stossen wir in den ersten Steuerregistern noch auf Personen ohne Familiennamen. In der Stadt Zürich traten Berufsbezeichnungen als Namen zum grossen Teil erst in den 1220er Jahren in Erscheinung, auf dem Land dürfte es noch etwas später gewesen sein.²⁹ Nehmen wir an, der Name ‹Bleuler› habe sich um 1230 gebildet, so ist kaum anzunehmen, dass es eine Generation später schon zahlreiche Nachkommen dieses Namens gegeben hat. Eine andere Begründung ergibt sich aus den frühesten Steuerregistern. Im Register von 1357 taucht noch kein Bleuler auf, da die Steuer nur bei den Bürgern von Zürich (die auch als ‹Ausburger› in Zollikon wohnen konnten) erhoben wurde. Schon 1362 wurde die Steuerpflicht auch auf Personen ausgedehnt, ‹*die Zürich nüt burger sint*›.



Das Wappen der Bleuler:

Geviert, 1 und 4 in Gold ein schwarzer Bleuel, 2 und 3 in Blau eine Pflanze mit grünen Blättern und goldenem Blütenstand

²⁹ Xaver Baumgartner, *Namensgebung im mittelalterlichen Zürich*, Studia Onomastica Helvetica, Band 1, Arbon 1983, S. 98.

In diesem Jahr, 1362, tauchen nun die ersten zwei Bleuler in der Steuerliste auf, nämlich Wernli und R[uedi] Bleuler. Sie wurden unmittelbar nacheinander aufgeführt, wohnten also offenbar im gleichen Haus und waren möglicherweise Vater und Sohn, vielleicht auch zwei Brüder. 1366 werden nacheinander H[einrich] und R[uedi] Bleuler aufgeführt. Wir können vermuten, dass der Vater Wernli gestorben ist und der vorher irgendwo als Knecht arbeitende ältere Sohn Heinrich den elterlichen Hof zusammen mit dem jüngeren Bruder Ruedi übernommen hat. Kurz darauf scheint Ruedi Bleuler ausgezogen zu sein, um einen eigenen Hof zu übernehmen, denn von 1369 an wird er auf der Steuerliste nicht mehr nach seinem Bruder, sondern an einer anderen Stelle, aufgeführt. Die gleiche Situation treffen wir auch noch 1370 und 1373 an. 1375 lebt bei Heinrich dessen Schwester Katherin, ein Jahr später schon nicht mehr. Möglicherweise war Heinrichs Frau gestorben und die Schwester hat bis zur Wiederverheiratung den Haushalt übernommen. Die Steuerregister setzen nun für 25 Jahre aus und 1401 stossen wir auf «*Jäkli Blüwler*» und «*Heini Blüwel*». Entweder ist Ruedi gestorben und durch seinen Sohn Jäkli abgelöst worden, während Heini immer noch lebt, oder beides sind Söhne der inzwischen verstorbenen Brüder Heinrich und Ruedi. Spätestens in dieser Zeit dürfte auch ein Bleuler Zollikon verlassen haben, denn 1385 zinst ein Heini Bleuler von der Hube Oberrüti, einem der Fraumünster-Abtei steuerpflichtigen Gut zwischen Hottingen und Hirslanden.³⁰

Die Situation im 14. Jahrhundert kann also wie folgt zusammengefasst werden: Es gab in den 1360er Jahren nur eine einzige Familie Bleuler. Es ist möglich, dass früher einmal weitere Zweige der Bleuler existierten, diese aber ausgestorben sind, wobei besonders auch an die grösste aller Pestepidemien zu denken ist, den «Schwarzen Tod» von 1347 bis 1350. Es gab also nicht «von jeher» so viele Bleuler. Vor 1369 hat sich die Familie in zwei Zweige aufgespalten, von denen wir aber die Wohnsitze (noch) nicht kennen. Im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts hat sich ein Generationenwechsel vollzogen, ohne dass dabei die Zahl der Bleuler angewachsen ist. Zählen wir die Zahl der Steuerpflichtigen des Dorfes, so ergibt sich im Durchschnitt über sieben Steuerregister ein Anteil der Bleuler von nur 3 Prozent der Bevölkerung. Dieser Anteil stieg im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts auf 4 Prozent und im Durchschnitt der Jahre 1463 – 1470 auf rund 10 Prozent. Es scheint, dass das Wachstum in dieser frühen Zeit vor allem darauf zurückzuführen ist, dass die Bleuler grosse Familien mit zahlreichen Söhnen hatten.

Das Anwachsen des Geschlechts ab 1400 können wir anhand der Steuerlisten einigermaßen verfolgen. Vorweg ist aber noch festzuhalten, dass 1401 fünf Bleuler ins Bürgerrecht der Stadt Zürich aufgenommen wurden, nämlich ein

³⁰ Frieda Maria Huggenberg-Kaufmann, *Die Bleuler von Hirslanden und Riesbach, 1385-1947, Zürcher Taschenbuch 1948*, S. 24 f.

Hans, ein Heinrich, ein Jos und zwei Jakob. Wir wissen nicht, ob sich darunter allenfalls auch Zolliker als ‹Ausburger› befinden, oder ob dies alles Bleuler sind, die ihren Wohnsitz bereits in die Stadt verlegt haben. Der oben erwähnte Jäkli Bleuler scheint 1408 bereits alt gewesen zu sein, denn sein Name wurde auf der Liste eingeklammert und kein Steuerbetrag daneben aufgeführt, während neu «*Blúwlers knaben*» mit einem Steuerbetrag aufgeführt werden; Heini figuriert auf der Liste gleich wie bis anhin. Zwei Jahre später hat sich die Lage immer noch nicht ganz geklärt, «*Blúwlers knaben*» wird nachträglich auf «*Jä. Blúwler*» abgeändert und nach ihm werden separat noch «*Jo[hannes] Blúwler*» und «*R[uedi] Blúwler und sin muoter*» mit Steuerbeträgen notiert. 1412 finden wir als unabhängige Steuerzahler: Heini, Jäkli, ‹Johannes' Kind› und ‹Jäklis Kind›; die letzteren zwei bewirtschafteten offenbar gemeinsam einen Hof. Ruedi ist weggezogen, taucht aber 1417 wieder auf. Neben dem alten Heini erscheint jetzt auch noch ein junger Heini.

Vom Ritterhaus zum Fraumünster

Genaueren Aufschluss vermittelt eine Bubiker Urkunde von 1414: der alte Heinrich Bleuler, seine Ehefrau Anna Bleuler und ihre Kinder Heinrich, Johann, Katharina und Ella kaufen sich vom Hause Bubikon los und ergeben sich (als Leibeigene) der Äbtissin von Zürich. Hingegen sollen die Tochter Regina und deren Kinder dem Hause Bubikon verbleiben.³¹ Diese Urkunde ist von grosser Bedeutung. Der Loskauf illustriert zunächst einmal nur die Tatsache, dass das ‹Joch› der Äbtissin bedeutend leichter zu tragen war als jenes des Ritterhauses Bubikon, sodass sich die Investition in einen Wechsel der Leibeigenschaft lohnte. Viel wichtiger ist aber die Tatsache, dass der alte Heini Bleuler vor dieser Transaktion Bubikon hörig war. Damit dürfte auch sein Vater Werni und sein Bruder Ruedi zu den Leuten des Ritterhauses gehört haben. Und da es in dieser Zeit nur eine oder zwei Familien Bleuler gab, können wir annehmen, dass alle Bleuler ursprünglich zu Bubikon gehörten. Dass sich 1401 fünf Bleuler ins Bürgerrecht der Stadt Zürich aufnehmen liessen, erhält damit nachträglich eine Begründung, dürfte es doch dabei um eine Besserstellung gegangen sein.

Damit ist aber die in der Bubiker Urkunde enthaltene Information noch nicht ausgeschöpft. Waren die Bleuler ursprünglich Leibeigene von Bubikon, so werden sie folglich auf Bubiker Gütern gewohnt haben; und hat sich der alte Heini mit seinen Söhnen losgekauft, so verblieb doch noch der nicht in der Stadt Zürich eingebürgerte Zweig der Bleuler beim Ritterhaus und dürfte weiterhin dessen Zolliker Güter bewirtschaftet haben. Damit haben wir in der Frage nach dem

³¹ StAZH, Bubiker Kat. 258.264.

ursprünglichen Wohnsitz der Bleuler einen Quantensprung vorwärts gemacht. Wir brauchen nun nur noch zu eruieren, wo diese Bubiker Güter gelegen haben. Dies ist glücklicherweise nicht schwierig. Die Güter befanden sich alle im Süden der Gemeinde, wie wir aus Kaufverträgen wissen. Im Jahre 1367 verkauften zwei Brüder Kienast an den «St. Johannis Orden», also ans Ritterhaus Bubikon, vier Kammern Reben, zuunterst an der Goldenen Halde gelegen, sowie zwei Kammern auf Hägni, im obersten Teil der Goldenen Halde.³² In den folgenden Jahren erwarb das Haus Bubikon noch weitere Rebberge sowie Äcker und Wiesen in der Umgebung, teils im angrenzenden Goldbach, teils oberhalb der Goldenen Halde, gegen den Wald zu. 1370 bis 1371 errichtete der Johanniterorden in Küsnacht ein Stiftsgebäude für zwölf Brüder, dem 1411 ein Neubau angegliedert wurde.³³ 1375 verlieh Graf Rudolf von Habsburg dem Haus Bubikon 2½ Jucharten (7300 m²) Reben auf dem Rekolterbüel (heute: Unterer Salster).³⁴ Wir wissen leider nicht, ob das Ritterhaus schon vor diesen Erwerbungen über Grundbesitz in dieser Gegend verfügte, doch ist dies anzunehmen. Denn wenn schon 1256 in Zollikon ein Ulrich Bleuler als Zeuge auftritt, und wir von ihm annehmen müssen, dass er ein Leibeigener des Hauses Bubikon war, so ergibt sich fast zwangsläufig, dass das Ritterhaus hier schon früh begütert war. Die Leibeigenschaft des Ordens war im Herrschaftsgebiet Bubikons lange Voraussetzung für die Belehnung mit einem Bauerngut; Lehensleute hatten oft bessere berufliche Möglichkeiten als freie Bauern.³⁵ Ein weiterer Hinweis auf frühen Grundbesitz ergibt sich aus einer Urkunde von 1403,³⁶ gemäss der die Bubiker der Gemeinde Zollikon acht Jucharten (26'000 m²) Land in der Gegend zwischen «Ürimos» und «Letzgraben» für «zwentzig und fünf pfund gewonlich zürich pfennig» verkauften. Das «Ürimos» befand sich in der unteren Allmend – im Zehntenplan von 1720 ist diese mit «Zoligkomer Allmend Ührimaass» bezeichnet – und der «Letzgraben» südlich des heutigen Goldhaldenplatzes. Das Ritterhaus verfügte aber auch im 17. Jahrhundert noch über Grundbesitz in dieser Gegend, wie wir von späteren Verkäufen wissen.

Die ersten Bleuler und ihr Beruf

So fügt sich nun alles recht zwanglos zusammen. Das Johanniterhaus Bubikon verfügte über Grundbesitz im südlichen Teil der Gemeinde Zollikon, den es im 14. Jahrhundert noch durch Zukäufe arrondierte. Die Bleuler gehörten zu ihren

³² StAZH B I 279.101 vom 31.10.1367; ferner auch StAZH C II 12, Nr. 187 vom 13.4.1367.

³³ Franz Schoch, *Geschichte der Gemeinde Küsnacht*, 1951, S. 92 und 102.

³⁴ StAZH B I 279.117 vom 20.3.1375.

³⁵ Roberto M. Fröhlich, *Die Eigenleute des Johanniterhauses Bubikon*, Diss. Zürich 1993, S. 102.

³⁶ Gemeindearchiv Zollikon, Pergamenturkunde I.A.3 vom 11. September 1403.

Lehensleuten in dieser Gegend. Noch ein weiteres Element fügt sich nahtlos in dieses Bild. Wir verfügen über klare Hinweise darauf, dass es im 12. Jahrhundert am Düggebach eine Mühle hatte. Diese dürfte unterhalb des Heerwegs gelegen haben, vermutlich etwa dort, wo heute noch ein Fussweg von der Goldhaldenstrasse zum Bach hinunterführt. Da das Gebiet in dieser Gegend vermutlich schon früh im Besitz des Ritterhauses Bubikon war und dessen Güter später noch erweitert wurden, dürfte auch diese erste Mühle den Bubikern gehört haben. In diesem Fall hätten sie die Mühle zweifellos von einem ihrer Eigenleute betreiben lassen. Um eine grosse Mühle wird es sich nicht gehandelt haben; dazu waren die räumlichen Verhältnisse zu gedrängt. Wir wissen auch nicht, wie sie ausgerüstet war, doch ist anzunehmen, dass neben einem Mahlgang für Korn auch noch Hanf verarbeitet wurde, denn von Hanffeldern, sogenannten Hanfpünten, ist gelegentlich in Kaufverträgen die Rede. Im Helvetischen Kataster der Gemeinde Zollikon von 1801 werden nur noch drei Hanffelder erwähnt, in der Rüti, im Oescher und in Zwischenwegen, die letzten zwei also im Umfeld der vermuteten ehemaligen Bubiker Besitzungen. Früher müssen es noch deutlich mehr gewesen sein, wie die urkundlichen Erwähnungen nahelegen.

Damit sind wir beim letzten Mosaikstein angelangt. Der Familienname Bleuler, in den verschiedensten Varianten (Blüwel, Plüwler, Blüwler, Bleüwler) geschrieben, wird von einem Beruf abgeleitet, bei dem Getreide geschrotet oder Hanf mit einem Bleuel – einem Holzhammer oder Schlegel – gebläut oder weich geklopft wird, damit er gesponnen werden kann.³⁷ Wir können uns heute kaum mehr vorstellen, wie wichtig der eigene Hanf- oder Flachs-anbau vor Einführung der Baumwolle in unseren Gegenden gewesen ist. In spätmittelalterlichen Quellen wird neben der Mühle vielfach die «Blüwe» oder «Stampfe» erwähnt, weil den meisten Mühlen noch Reib- und vor allem Stampfmühlen angegliedert waren. Die Blüwe oder Stampfe diente dem Schroten von Getreidekörnern und gehörte damit ohnehin zur Ausrüstung der meisten Mühlen. Oft kam auch noch eine Knochenstampfe dazu. In der Reibe besorgte man das Quetschen der Hanfkörner.³⁸ Gab es auf Bubiker Gutsbesitz in früherer Zeit eine Mühle und bekam einer ihrer dort ansässigen Lehensleute in dieser Zeit den Übernamen Bleuler, so ergibt sich fast von selbst, dass die Mühle auch über eine «Blüwe» oder Stampfe verfügt haben musste, das von einem frühen «Blüwler» – vielleicht auch nur nebenamtlich – betrieben wurde. Wir hätten bei der Argumentation auch vom ersten Bleuler ausgehen und uns fragen können, wo in der Gemeinde Zollikon gebläut wurde, wie das aus dem Familiennamen fast zwingend hervorgeht. Wir hätten dann in Zollikon nach einer frühen Mühle oder allenfalls auch nach Hanffeldern suchen müssen und wären so zum selben Resultat gelangt. Denn wenn

³⁷ Nüesch/Bruppacher, a.a.O., S. 315 und 394.

³⁸ Anne-Marie Dubler, *Müller und Mühlen im alten Staat Luzern*, Luzern 1978, S. 55 f.

ein Bauer nur gerade für den Eigengebrauch etwas Getreide schrotete oder Hanf bläute, reichte das wohl kaum für einen ihn charakterisierenden Familiennamen.

Vom 15. zum 16. Jahrhundert

1425 erscheint die Situation in den Steuerbüchern wieder etwas klarer: Heini Bleuler (wohl der jüngere) betreibt ein kleines Gut mit der alten Wetzlin und einem Knecht. Heini gehörte nun nicht mehr zu den Ritterhausleuten, da ihn sein Vater 1414 losgekauft hatte. Wo er seinen Wohnsitz hatte, wissen wir nicht. Ruedi, Hennsli und Jekli führten zusammen einen grösseren Hof, von dem aus sie die Bubiker Güter bewirtschaftet wurden; dieser dürfte sich im Süden der Gemeinde befunden haben, vielleicht im «Hägni». Es scheint, dass dieser Hof 1434 an Heini Büler von Zollikon übergegangen ist, der im Übrigen dazu angehalten wurde, die Trauben in die Trotte des Hauses Bubikon im Gugger zu liefern.³⁹ Damit war der spätere «Hintere Gugger» gemeint, der dort stand, wo sich heute das «Alters- und Pflegezentrum am See» befindet. Nebenbei erfahren wir also, dass es schon zu dieser Zeit einen Gugger gegeben hat. Rund zehn Jahre später brach über Zollikon die grösste Katastrophe seiner Geschichte herein: Während des Alten Zürichkriegs wurde das ganze Dorf im Juli 1445 von den Schwyzern in Schutt und Asche gelegt. Ob auch die Aussenhöfe dieses Schicksal erlitten haben, wissen wir nicht.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts scheint sich das Geschlecht der Bleuler kräftig entwickelt zu haben. Einen Einblick gewährt uns das Steuerregister von 1463, in dem nun bereits fünf Bleuler-Familien und ein alleinstehender Bleuler verzeichnet sind; das waren 18 Prozent aller Steuerzahler. Um die rasche Entwicklung der Familien zu illustrieren soll, hier die Situation von 1463 mit jener von 1467 verglichen werden. Dabei ist zu beachten, dass nur erwachsene Kinder ausdrücklich erwähnt werden. Es waren dies folgende Familien:

1463

Ruedi Bleuler mit Frau und Sohn

Heini Bleuler mit Frau

1467 – 1470

Ruedi Bleuler mit Frau, bei der Kirche

Ruotschmann Bleuler mit Frau

Heini Bleuler mit Frau

Hans, sein Sohn

Jekli, sein Sohn

Ruotschmann, sein Sohn

Greth, seine Tochter

³⁹ StAZH C II 3, Nr. 147, vom 16. November 1434.

Jos Bleuler mit Frau	Jos Bleuler mit Frau sein Sohn seine Tochter
Hans Bleuler mit Frau und Mutter	Hensli Bleuler mit Frau Hensli, sein Sohn Heini, sein Sohn (1468 weggezogen) Ludwig, sein Sohn
Conrad Bleuler mit Frau	Conrad Bleuler mit Frau (Reben in der Goldhalde)
Ruedi Bleuler	Ruedi Bleuler mit Frau Hans, sein Sohn noch ein Hans, sein Sohn Heini, sein Sohn

Überdies wohnte 1463 noch ein Hans Bleuler mit Frau und Mutter im Zolliker Berg, 1467 aber bereits nicht mehr. Die obige Gegenüberstellung zeigt, wie sich innert weniger Jahre die Zahl der erwachsenen Bleuler mehr als verdoppelte. Damit konnte der Überblick rasch verloren gehen, finden wir doch schon 1467 nicht weniger als fünf Hans oder Hensli, drei Heini und je zwei Ruedi und Ruotschmann. Leider gibt es nach 1470 keine Steuerregister mehr. Bis zum Beginn des ersten Pfarrbuchs von 1561 klafft also eine Lücke von fast einem Jahrhundert, die nur sehr notdürftig überbrückt werden kann. Konnten wir in der obigen Liste wenigstens noch Familien erkennen, können wir für die späteren Jahre nur noch Listen von Namen angeben. Beim *Glückshafenrodel* von 1504, der letzten grossen Lotterie vor der Reformation, waren dies: zwei Jacob, zwei Jörg, ein Lienhard, ein Tammjamus [=Damian] und ein Uli mit seinen Kindern Heini, Jacob und Regeli, sowie ein Barbeli.⁴⁰ Beim *«Pavierzug»* (nach Pavia) von 1512 waren mehr als ein Dutzend Zolliker Bleuler dabei: vier Heini, vier Jacob/Jagli, vier Ruotsch [Rudolf] und je ein Heini, ein Ryz [Mauritius] und ein Hans.⁴¹ Beim Kriegszug von 1513 nach *Dijon* scheinen nur fünf Zolliker Bleuler mit dabei gewesen zu sein, und bei *Marignano* im September 1515 waren es elf Zolliker Bleuler, also 16 Prozent der insgesamt 70 Zolliker Kriegsteilnehmer. Die Zolliker Bleuler waren: drei Jacob/Jägli, zwei Ruotsch, und je ein Hans, Ritzi, Jörg, Claus und Heini.⁴²

Die Bleuler waren nun schon so zahlreich und hatten so oft gleiche Vornamen, dass man ihnen zur Unterscheidung noch Übernamen geben musste. 1519 wohnte ein Töni [Anton] Bleuler in Witellikon, und dieser Name blieb seinen Nachkommen erhalten: Marx «Töni» 1594; Hans Bleuler, genannt Töni, 1610; Hans Heiri Bleuler, genannt Tönis, 1634. Der 1519 in der Zelg (Zelggasse vom

⁴⁰ Friedrich Hegi, *Der Glückshafenrodel des Freischiessens zu Zürich 1504*, Zürich 1942.

⁴¹ StAZH, A 30 II, Nrn. 2, 4, 5, 10 und 13.

⁴² StAZH, A 30 II, Nrn. 37 und 125.

Schulhaus bis zum Chueschwanz) wohnhafte Hans Bleuler oder einer seiner Söhne wurde der Stammvater der ‹Zelger›. Lienhart Bleuler im Gstad war Küfer und erhielt daher samt seinen Nachfahren den Beinamen ‹Fässler›; er wurde 1525 zu Gefängnis und Busse verurteilt, weil der sagte, Ulrich Zwingli habe «10 lüg geschriben». Zwingli besser gesinnt war Conrad Bleuler, der das Amt eines ‹Kilchmeiers› betreute. Aus unbekanntem Gründen nannte man ihn ‹Göldli›, wobei dieser Name den Namen Bleuler schon fast zu verdrängen schien: «*der alt Cuenz Göldli, sunst Blüwler genannt*»; er starb 1564 an der Pest. Im Chleidorf wohnten die ‹Belli›, im Chleidorf und im Oberdorf die ‹Göli›, im Kirchhof die ‹Lenz› (von dem in der Zelg sesshaften Lorenz Bleuler, um 1557), im Gstad die ‹Schriber› (von Melchior Bleuler, um 1580). Mit der Zeit reichten nicht einmal mehr diese Übernamen ganz aus. Da es 1634 auch noch in Witellikon und im Oberdorf ‹Schriber› gab, nannte man jene im Gstad – wohl nach der Haarfarbe eines Namensträgers – die ‹Schwarz Schriber›.⁴³ Auch Thomann war ja zunächst nur ein Übername der Bleuler gewesen und hat sich zu einem bedeutenden Zolliker Geschlecht entwickelt.

Die Familie der Bleuler im 17. und 18. Jahrhundert

Im 17. Jahrhundert war etwa jeder dritte Zolliker ein Bleuler. Zollikon konnte zu Recht als das Dorf der Bleuler bezeichnet werden. Würde man noch die Thomann dazuzählen, die sich erst um 1350 von den Bleuler abspalteten, so käme man auf über vierzig Prozent der Bevölkerung. Um sich vorstellen zu können, was das bedeutet, muss man sich vergegenwärtigen, dass sich die Zolliker Bevölkerung im 17. Jahrhundert zwischen knapp 500 bis rund 700 Einwohnern bewegte. Diese Entwicklung erfolgte aber nicht etwa gleichmässig. Das Jahrhundert wurde schon 1611 durch eine schwere Pestepidemie eingeleitet, welche die Bevölkerung von rund 600 auf weniger als 500 reduzierte. Dann wuchs die Bevölkerung auf rund 700 Einwohner im Jahre 1680, um dann in kurzer Zeit wieder auf 600 zu fallen, vor allem infolge einer schweren Ruhrepidemie. Der Anteil der Bleuler stieg und sank nicht immer im Gleichschritt mit der übrigen Bevölkerung. Da sie häufiger als andere Familien auf Aussenhöfen wohnten, vor allem in Witellikon, auf der Höhe und im Gugger, waren sie von ansteckenden Krankheiten gelegentlich etwas weniger stark betroffen. Insgesamt können wir aber von etwa 200 Bleulern in dieser Zeit ausgehen.

⁴³ Nüesch/Bruppacher, a.a.O., S. 394-397 sowie zahlreiche andere Stellen, vgl. Fritz Boehme, *Register zu ‹Das alte Zollikon›*, Zollikon 1990.

Gleiche Vornamen und viele Übernamen

Von diesen etwa 200 Bleulern führten überdies noch viele die gleichen Vornamen. Nehmen wir an, wir hätten je hundert männliche und weibliche Mitglieder dieses Geschlechts vor uns, so haben wir es, bei einer ortsüblichen Verteilung der Vornamen, mit etwa 27 Heinrich, 14 Jacob und je 8 bis 9 Rudolf, Hans und Felix zu tun. Beim weiblichen Geschlecht wären es dann etwa 19 Anna, 18 Barbara, 16 Elsbeth, 11 Verena und 9 Regula. Viele davon waren natürlich Kinder, und die Hälfte der Bevölkerung war unter zwanzig Jahre alt. Die erwähnten zehn Vornamen machten recht genau 70 Prozent der Bevölkerung aus. Da kann es nicht erstaunen, dass im Taufbuch Situationen wie die folgende auftreten können.⁴⁴

<i>Datum</i>	<i>Kind</i>	<i>Vater</i>
01.02.1590	Anna	Heinrich Bleuler
17.03.1590	Hans	Heinrich Bleuler
24.05.1590	Hans Heinrich	Heinrich Bleuler
21.09.1591	Lorenz	Heinrich Bleuler
05.12.1591	Küngolt	Heinrich Bleuler
30.01.1592	Niclaus	Heinrich Bleuler
10.09.1592	Elsbeth	Heinrich Bleuler
01.01.1593	Hans Conrad	Heinrich Bleuler
17.03.1594	Rudolf	Heinrich Bleuler
07.06.1594	Engeli	Heinrich Bleuler

Die Liste zeigt, dass es in gut vier Jahren zehn Nachkommen mit einem Heinrich Bleuler als Vater gegeben hat; die Namen der Mütter sind in den ältesten Taufbüchern nicht angegeben. Wie nur schon die ersten drei Geburtsdaten zeigen, muss es sich um mindestens drei Väter gehandelt haben, denn die damals üblichen Geburtsabstände lagen bei knapp zwei Jahren. Es wäre leicht, auch Beispiele aus den Ehe- und Totenregistern beizubringen, um die geringe Vielfalt der Vornamen zu belegen.

In dieser Situation war es damals naheliegend, die einzelnen Namensträger durch Übernamen oder andere Bezeichnungen zu identifizieren. Diese Übernamen konnten sich dann unter Umständen auch verselbständigen, wie das um 1350 mit den Nachkommen eines Thomas Bleuler der Fall war, die später nur noch Thomann genannt wurden. Auch diese Thomann wurden später zahlenmässig so bedeutend, dass zu ihrer Unterscheidung neue Übernamen nötig wurden. Die Verwendung von Übernamen sei an einem Beispiel illustriert. Der

⁴⁴ Staatsarchiv Zürich (StAZH), E III 148a.

Pestepidemie von 1582 fielen über zweihundert Zolliker zum Opfer. Unter diesen befanden sich auch folgende zwölf:⁴⁵

Mathias Blüwler	Hans Hottinger
Rudolf Schörli	Elsbeth Zelger
Felix Domann	Regula Ruch
Felix Lenz	Caspar Schlemmer
Margret Fürst	Hans Gugger
Felix Böcherli	Gerold Murer

Wir scheinen es hier mit Angehörigen aus zwölf verschiedenen Geschlechtern zu tun zu haben. Aber dieser Eindruck trügt; es handelt sich nur um Mitglieder der vier Geschlechter Bleuler, Hottinger, Thomann und Maurer. Schörli, Zelger, Lenz, Schlemmer und Gugger waren Übernamen verschiedener Zweige der Bleuler, Fürst war ein Übername gewisser Thomann, die Ruch waren Maurer und die Böcherli gehörten zu den Hottinger. Die Übernamen, die in der obigen Liste sogar den eigentlichen Familiennamen – wenigstens vorübergehend – verdrängten, waren zunächst wohl nur Übernamen einzelner Personen, wurden aber bald Bezeichnungen ganzer Zweige des Geschlechts. Eine genauere Besprechung der Bleuler kommt also nicht umhin, die wichtigeren einzelnen Zweige separat zu behandeln, um den Überblick nicht total zu verlieren.

Das tönt einfacher, als es ist, denn viele dieser Übernamen waren nur kurzlebig. Deren Vielfalt zeigt die folgende alphabetische Liste, in der die wichtigsten Zweige fett gedruckt sind: Agent, Adjutant, Basler, **Bëlli**, Beni, Berner, Blutt-Ohr, Brot-Jagli, Burgermeister, Daviden, **Fässler**, Gîger, Glarner, Gögel, Gol, Göldli, **Gölli**, G'sitz, **Gugger**, **Harzer**, Heiz, Holländer, Holzforster, Hötli, Chlaus, **Chuder**, Chüpli, Locher, Lödi, **Lenz**, Meeri, **Möleli**, Müller, Muser, Pfifer, Rämi, Röllli, Schlemmer, Schmarigglin, Schnîder, Schnîderli, Schörli, **Schrîber**, Steinmetzli, Töni, Trüeb, Weber, **Zelger**.⁴⁶ Wie wir wissen, sind einiger dieser Übernamen auch verbreitete, eigenständige Familiennamen, so etwa Basler, Berner, Glarner, Locher, Müller, Schnider, Trüeb und Weber. Natürlich stammen diese nicht von den Bleulern ab, aber umso grösser ist die Verwechslungsgefahr. War ein Hans Trüeb nun ein Bleuler oder ein eigentlicher Trüeb?

Die alten Wohnsitze der Bleuler-Zweige

Die Aufgabenstellung für die Genealogie der Bleuler ist klar: Zunächst einmal möchten wir wissen, wer als erster den Übernamen und späteren Familien-

⁴⁵ Alexander Nüesch und Heinrich Bruppacher, *Das Alte Zollikon*, Zürich 1899, S. 100 f.

⁴⁶ Nüesch/Bruppacher, a.a.O., S. 395 ff.

namen Bleuler getragen hat und wann und wo er gelebt hat. Weiter, wie sich die Familie weiter verzweigt hat, wo diese Zweige ansässig waren und wie ihre allfälligen Übernamen lauteten. Schliesslich möchten wir auch wissen, was aus diesen einzelnen Zweigen geworden ist, welche überlebt haben und wohin sich die anderen verbreitet haben. Natürlich lässt sich ein solches Forschungsvorhaben nicht umfassend realisieren, weil die dazu erforderlichen schriftlichen Unterlagen fehlen oder lückenhaft sind. Aber sogar dann, wenn sie in Form von Einträgen in die Pfarrbücher vorliegen, sind sie nicht immer hilfreich, weil zu viele Personen die gleichen Vornamen trugen und sich daher nur mit Mühe einzelnen Familien zuordnen lassen. Eine weitere Erschwerung ist eine rund hundert Jahre dauernde aktenarme Zeit. Wir verfügen über gewisse Steuerlisten für Zollikon aus der Zeit 1357–1470. Dann müssen wir warten, bis 1561 das erste Tauf- und Ehebuch beginnt – noch ohne Angabe der Mütter der Kinder oder der Eltern der Traupaare. Verstorbene wurden erstmals 1583–1586 und dann ab 1601 erfasst, aber zunächst nur für Erwachsene; Säuglinge und Kinder wurden erst ab 1681 aufgeführt. Und ausgerechnet in dieser noch nicht so gut dokumentierten Zeit haben sich die Bleuler stark ausgebreitet und verzweigt. Da können leider auch die sporadischen Erwähnungen von Bleulern in Gerichtsakten und Urkunden über Landverkäufe nicht viel weiterhelfen.

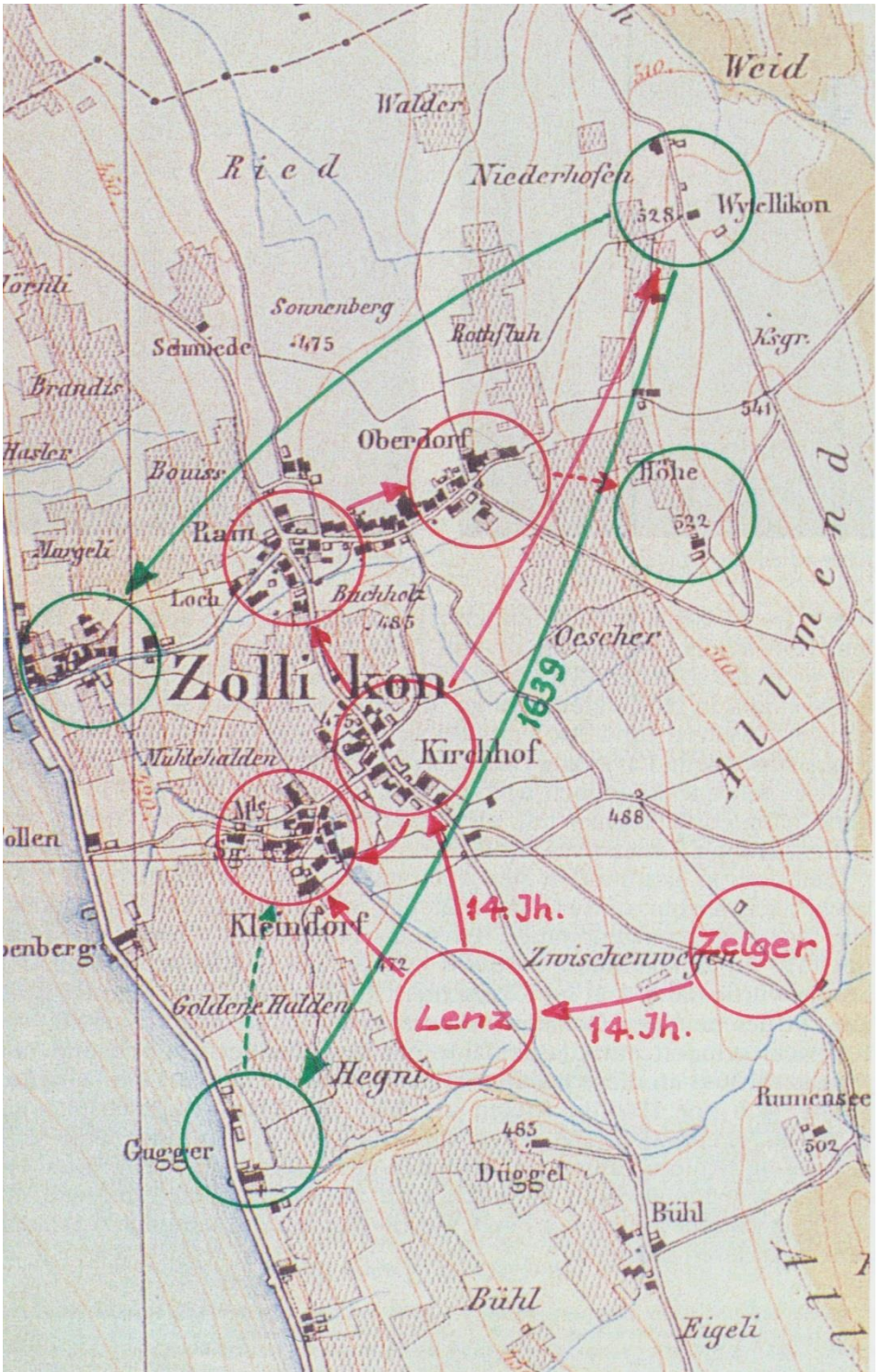
Dieser schwierigen Aufgabenstellung können wir uns von verschiedenen Seiten her nähern. Als erstes versuchen wir, uns ein Bild über die Wohnstätten zu verschaffen. Die ersten Bleuler scheinen im 14. Jahrhundert in der Gegend zwischen Hägni und heutigem Friedhof als Lehensleute des Ritterhauses Bubikon gesiedelt zu haben. Zwei ihrer wichtigsten Zweige sind vermutlich in der angestammten Gegend geblieben, wo sie sich in den Flurnamen immer noch finden lassen. Die *Zelger* siedelten, wie ihr Name ja sagt, in der Zelg, welche sich dort befand, wo die Zelggasse durchgeht (der grösste Teil der heutigen Wieslerstrasse hiess früher auch Zelggasse; diese ist erstmals 1429 aktenkundig), also zwischen Friedhof und Zumikerstrasse. Wann die Zelg eingerichtet wurde, wissen wir nicht. Die Dreizelgenwirtschaft hat sich im Laufe des 13. Jahrhunderts stark verbreitet.⁴⁷ Die *Lenz*, die von den Zelger abstammen, siedelten seewärts davon, in der Gegend zwischen Hägni und Alter Landstrasse, etwa dort, wo heute die Lenzenwiesstrasse verläuft, die ja mit ihrem Namen noch an die ‹Lenz› erinnert. Während die Zelger nach der Zelg, also einer Örtlichkeit, benannt wurden, war Laurenz Bleuler, der Stammvater der Lenz, ein Zelger. Von diesen ursprünglichen Wohnorten haben sich die Bleuler schon früh nordwärts ausgebreitet, nämlich in den Chirchhof. Die Zelg und die Lenz-Wies gehörten zur Wacht Chirchhof, so dass es bei den Zelger und Lenz oft hiess, sie seien

⁴⁷ Roger Sablonier, Das Dorf im Übergang vom Hoch- zum Spätmittelalter, in: Lutz Fenske et al. (Hsg.), *Institutionen, Kultur und Gesellschaft im Mittelalter*, Sigmaringen 1984, S. 731.

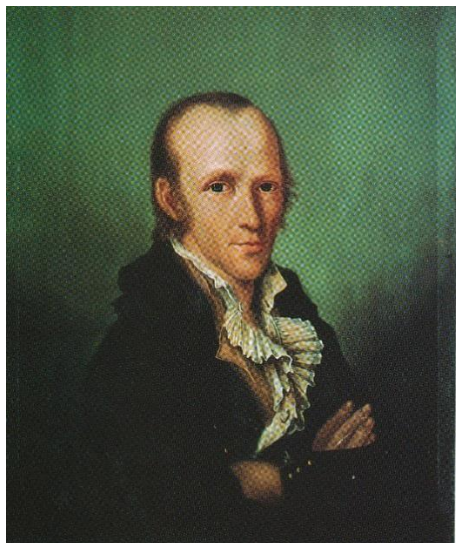
Landwirte im Chirchhof. Bei Einrichtung der Dreizelgen-Wirtschaft konnten sich keine Höfe mehr in den so bewirtschafteten Zelgen befinden. Diese Bleuler dürften also am Rand des Chirchhofs gesiedelt und ihre Felder südlich und südöstlich davon bearbeitet haben.

Früh scheinen die Bleuler auch im Chleidorf Fuss gefasst zu haben, doch ihre dortige Präsenz wurde erst im 16. Jahrhundert deutlich verstärkt. Vom Chirchhof aus hat dann vermutlich die Expansion einerseits Richtung Oberdorf/Hinterdorf und andererseits zum Aussenhof Witellikon stattgefunden. Der Aussenhof Höhe ist vielleicht vom Oberdorf oder Chleidorf aus besiedelt worden, weil an allen drei Orten die *Gölli* vertreten waren. Von zentraler Bedeutung war Witellikon. Von hier aus wurden der Gugger und das Gstad von Bleulern besiedelt. Im Gstad haben sich die wichtigen Zweige der *Schrîber* und *Fässler* entwickelt, die wir auch im Hinterdorf finden. Enge Beziehungen hatte es auch stets zwischen den Bewohnern des Guggers und dem Chleidorf gegeben. Während langer Zeit hatten die Bleuler des Guggers die Dorfmetzgerei beim Gesellenhaus und Gasthaus «Zum Rössli» in ihren Händen.

Starb irgendwo ein Zweig der Bleuler aus, so kamen als Erben oft irgendwelche Bleuler aus anderen Ortsteilen zum Zug, sodass die Übernamen der Landbesitzenden Bleuler bald an vielen Orten anzutreffen waren, während die Ärmere meist dort blieben, wo sie immer waren: die *Harzer* und *Chuder* im Chirchhof, die *Weber*, *Schnîder* und *Schörli* im Oberdorf. Die folgende Karte gibt einen Überblick über die Siedlungsbewegungen und Wohnsitze der verschiedenen Zweige der Bleuler, soweit sich dies einigermassen rekonstruieren lässt. Die Bewegungen waren nicht Einbahnstrassen; durch Heiraten, Erbfälle und Liegenschaftenkäufe gab es ein Hin und Her, das nicht leicht zu überblicken ist. Viele sind auch ausgewandert.



Schon früh haben die ersten Bleuler das Gemeindegebiet verlassen. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts übernahm ein Bleuler ein Gut zwischen Hottingen und Hirslanden. Um 1401 wurden fünf Bleuler ins Bürgerrecht der Stadt Zürich aufgenommen, vermutlich zunächst nur als «Ausburger», also ausserhalb der Stadt wohnende Bürger. In diesem Jahr nahm nämlich die Stadt insgesamt 61 Zolliker, 53 Küsnachter, 27 Herrliberger und 46 Bewohner anderer Dörfer als Bürger auf.⁴⁸ Mit der Zeit werden aber doch einige von ihnen den Wohnsitz in die Stadt verlegt haben, denn dort sind sie bald einmal nachweisbar.⁴⁹ Im Glückshafenrodel des Freischiessens zu Zürich anno 1504 sind eine Reihe von Bleulern verzeichnet, die ausserhalb von Zollikon wohnten. Der bekannteste war wohl der Zürcher Wirt «Zum Kindli», Heinrich Bleuler. Andere Bleuler wohnten in Hirslanden, Höngg und Kilchberg, einer sogar in Schaffhausen.⁵⁰ Weitere Hinweise ergeben sich aus den Mannschaftslisten der Kriegszüge. Beim Pavierzug (nach Pavia) von 1512 sind bereits Bleuler in Wollishofen und Erlenbach nachweisbar. Beim Krieg von 1515 in Marignano nahmen 22 Bleuler teil, elf aus Zollikon und elf von Zürich, Altstetten, Höngg, Unterstrass, Wollishofen, Stäfa, Uster und Greifensee.⁵¹



Johann Heinrich Bleuler 1758–1823



Anna Bleuler-Toggenburger, gest. 1823

⁴⁸ Bruno Koch, *Neubürger in Zürich*, Weimar 2002, S. 270.

⁴⁹ StAZH A 30 I, Nrn. 4, 5, 12, 13: Bleuler in der Zunft zur Zimmerleuten.

⁵⁰ Friedrich Hegi, *Der Glückshafenrodel des Freischiessens zu Zürich 1504*, Zürich 1942; Frieda Maria Huggenberg-Kaufmann, *Die Bleuler von Hirslanden und Riesbach, 1385–1947*, *Zürcher Taschenbuch 1948*, S. 24 f.

⁵¹ StAZH A 30 II, Nrn. 2, 4-6, 10, 13 (Pavia); 53, 55, 64, 82, 111, 116, 117, 119, 125 (Marignano); 37, 45 (Dijon).

Seit dem 16. Jahrhundert sind auch mehrere Bleuler-Familien in Künsnacht nachweisbar, und ein Heini Bleuler aus Künsnacht hatte am Kriegszug nach Dijon teilgenommen. Ein Hans Bleuler aus Witellikon wirtete um 1650 im altbekannten Gasthaus «Zur Sonne» in Künsnacht. Einer der Söhne wurde dann Wirt im Künsnachter Gesellenhaus «Zum Sternen», das am Ort des heutigen Gemeindehauses stand. Im Gemeinderatssaal von Künsnacht erinnert ein Glasgemälde mit dem Bleuler-Wappen und der Jahreszahl 1641 an diese Familie.⁵² Ein Salomon Bleuler aus dem Gugger kaufte sich vor 1760 in Kloten als Wirt ein. Hans Heinrich Bleuler (1758-1823) liess sich 1788 in Feuerthalen nieder, und gründete eine Malschule; im Schloss Laufen am Rheinfall gibt es jetzt noch eine Bleuler-Stube. Viele Bleuler sind natürlich auch als Kriegsknechte ins Ausland gezogen und so treffen wir heute auf Bleuler in den Vereinigten Staaten und in anderen Ländern.

Die Zelger und die Lenz

Die Zelger besaßen jenes Land, das am frühesten von Bleulern bewirtschaftet worden ist. Daraus kann man natürlich nicht ableiten, sie seien die frühesten Bleuler, denn diese Übernamen sind ja erst später aufgekommen, sodass man eben nicht sagen kann, alle Bleuler stammten von diesen Zelgern ab, aber man könnte sagen, alle stammten von Bleulern ab, die einmal in der Gegend der Zelg ansässig waren. Konsultiert man die seit 1561 geführten Pfarrbücher, so stösst man auf verschiedene Zelger, die Kinder zur Taufe brachten, doch lassen sich die verwandtschaftlichen Verhältnisse nicht rekonstruieren. So tauchen schon früh ein Rudolf und ein Mathis Bleuler, genannt Zelger, auf. Vielleicht am interessantesten ist ein Lenz Bleuler, genannt Zelger, der 1557 mit seinem Bruder Heinrich in der Zelg wohnte. Dieser Lenz Bleuler dürfte der Stammvater der *Lenz* gewesen sein. Ein Sohn dieses Lenz Bleuler war Felix Bleuler, genannt Lenz, aus der Kirchdörfli Wacht, der von 1566 bis 1585 fünfzehn Kinder hatte.

Die Zelger und die Lenz gehörten im 17. und 18. Jahrhundert zu den bedeutenderen Landwirten, dann aber fiel ein Teil wirtschaftlich zurück, was mit ihrer hohen Kinderzahl im Zusammenhang stehen könnte. Einzelne wurden Handwerker, vor allem Gipser, Maurer, Schuhmacher und Weber; schon 1702 heisst es von einer Haushaltung, sie «*weben, sind fast arm*». Andere waren in holländischen Kriegsdiensten. Der Geschworne Rudolf Bleuler Lenz, 1675–1747, und sein Sohn Caspar, der kinderlos starb, waren wohl im 18. Jahrhundert die wohlhabendsten dieser Linie. Ein Bruder dieses Rudolf war Ehegaumer Felix Bleuler. Auch dieser hatte keine männlichen Nachkommen, und im 19. Jahrhundert

⁵² Hermann Bleuler, Ein altes Künsnachter Geschlecht: Die Bleuler, *Künsnachter Jahresblätter* 1962, S. 23 f.

lebten keine Zelger mehr in der Gemeinde. Viele Lenz waren etwas roh, schimpften viel und waren oft bei Raufereien dabei. Wenn sie öffentlich etwas rügten, geschah es derart, dass sie zur Ordnung gewiesen werden mussten. 1685 werden «*etlich junge Knaben*», darunter zwei Lenz wegen Trinkens, später andere Lenz wegen «*trinken und spillen*», und 1723, 1724 und 1725 der Geschworne Rudolf Bleuler wegen ungeziemenden Benehmens und Streit gebüsst. Heinrich Bleuler war «*ein alter Wollenkambler, abtrunken*». Man wird also die Rohheit zum schönsten Teil dem Alkohol zuzuschreiben haben.⁵³

Die Bleuler im Gugger

Mit einigem Aufwand lässt sich feststellen, wann die ersten Bleuler im Gugger einzogen und woher sie gekommen sind. Das Erblehen des Vorderen Gugger ging 1610 an einen Werni Bertschinger über und bei seinem Tod 1639 an Mathias Bleuler und seinen Sohn Heinrich.⁵⁴ Diese gehörten zu den *Schriber*, dürften also ursprünglich aus Witellikon stammen. Eine wichtige Verwandtschaftsbeziehung ist damit geklärt: die Bleuler aus dem Gugger und jene aus Witellikon sind nahe miteinander verwandt. Die Bleuler im Gugger waren nicht nur Winzer und Bauern; mit kurzen Unterbrüchen waren sie Jahrhunderte lang Pächter der Gemeinemetzg beim Rössli, die je auf drei Jahre verpachtet wurde. Diese Metzger scheint auch den Hauptverkehr mit dem Dorf vermittelt zu haben, sonst findet man kaum Beziehungen. Ihre Frauen holten sie meist von auswärts, hauptsächlich aus Küsnacht (von 14 Frauen waren nur zwei aus Zollikon). Man war ganz nach Süden orientiert.

Nach Küsnacht führte ein Strässchen, ins Gstad und in die Stadt nur ein Fussweg dem See entlang, und ins Chleidorf hinauf der Chirchweg durch die Rebberge. Einen eigentlichen Bauernsinn hatten sie nie, was sich, zum Teil wenigstens, aus der Lage des Hofes erklärt. Sie waren in erster Linie Winzer mit ein paar Kühen, Obstbäumen und Waldanteilen. Viele hatten noch einen Nebenberuf, waren Metzger oder Wirte. Für dieses Gewerbe zeigten sie eine besondere Lust; Söhne aus dem Gugger waren Wirte in vier umliegenden Dörfern und im Gugger selbst existierte zeitweise eine Wirtschaft. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es auch zwei Textilfabrikanten im Gugger und zuvor eine «Tragerei», das heisst, sie besorgten für Fabrikanten in der Stadt die Herstellung von Stoffen durch hiesige Arbeiter. 1718 hatte Jakob Bleuler im Gugger für seinen Sohn Johannes die Mühle im Chleidorf gekauft und von da an zeigt sich ein später

⁵³ Julie Berchtold-Bleuler, *Genealogische Studien*, 1908.

⁵⁴ Mit diesem Heinrich Bleuler (1626-1691) beginnt W.H. Ruoff seine *Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon*, Zollikon 1958, S. 17.

stärker hervortretender Unterschied in Charakter und Neigungen. So waren zum Beispiel nur dieser noch im Gugger geborene Johannes und zwei seiner Söhne, der unverheiratete Johannes und Benjamin, Vater des Kunstmalers Johann Heinrich Bleuler, eine Zeit lang Gemeindegewirte. Bei den späteren Söhnen und allen späteren Nachkommen findet sich keine Spur mehr von irgendwelchem Interesse an diesem Beruf.

Der Geschworne Jakob Bleuler, 1657–1725, zeigte eine Nachlässigkeit bei der Besorgung von Geldangelegenheiten; so erschienen zum Beispiel die Erben, um die Teilung vom Untervogt bestätigen zu lassen vor der Obrigkeit mit der Begründung: *«dass die Teilung zwar unter ihnen selbst, weil sie so viele unrichtige laufende Schulden haben, nicht völlig berichtet sei»*. Obwohl unter sechs Söhnen und zwei Töchtern aufgeteilt werden musste, erhielt eine Tochter den stattlichen Betrag von 1183 Gulden; der Erblasser hätte also durchaus die Mittel gehabt, seine Schulden zu bezahlen. Sein Sohn Johannes wurde 1720 als Säckelmeister erwählt, doch musste er 1729 bei der Rechnungsabnahme angewiesen werden, die *«in seinem Einnehmen zu viel gebrauchten 20 fl. in künftiger Rechnung in das Ausgeben gebracht werden»*. 1732 sollte er dem neugewählten Säckelmeister 546 Gulden als Barbestand der Kasse vergüten, doch musste er das meiste aus eigenen Mitteln ersetzen. Der Fehlbetrag stammte zum Teil aus seiner Nachlässigkeit in der Rechnungsführung, hauptsächlich aber aus einer gutmütigen Nachsicht und Gleichgültigkeit gegenüber Gemeindegewirten. Nur noch bei einem Sohn dieses Rechnungsführers, Benjamin, treffen wir bisweilen auf unbezahlte Restanzen, sonst sind alle Nachkommen dieser Mühelleinie von einer geradezu peinlichen Genauigkeit und Pünktlichkeit. Die Nachkommen im Gugger sind aber, obschon im Ganzen ökonomisch meist besser stehend, noch durch etliche Generationen nachlässige Zahler geblieben. Gemeindegewirten 1750/51 Restanz: *«Conrad Bleuler, Metzger, 200 fl. Metzgzins, 1754 zahlt er 100 fl., restiren aber noch 100 fl. pro 1754, Benjamin Bleuler zahlt 1754 200 fl. fürs Gemeindegewirtehaus, restiren aber noch 122 fl. fürs laufende Jahr»*. Dazu erfolgte beim Abschied die Bemerkung *«sollen eingetrieben werden»*.⁵⁵

Die Bleuler in Witellikon

Ein noch älterer Zweig, die Witelliker, wohnten an dem dem Gugger entgegengesetzten Ende der Gemeinde auf einem Aussenhof und waren ebenfalls Pächter. Heinrich Bleuler (1591–1650), genannt *Schriber*, dürfte ein Vetter des Mathis gewesen sein, der 1639 im Gugger einzog. Ihre Väter, Hans Heinrich und Wilhelm, beide als *Schriber* bekannt, waren also wohl Brüder, und der

⁵⁵ «fl.» ist die Abkürzung für den Florin, der bei uns als Gulden bekannt ist.

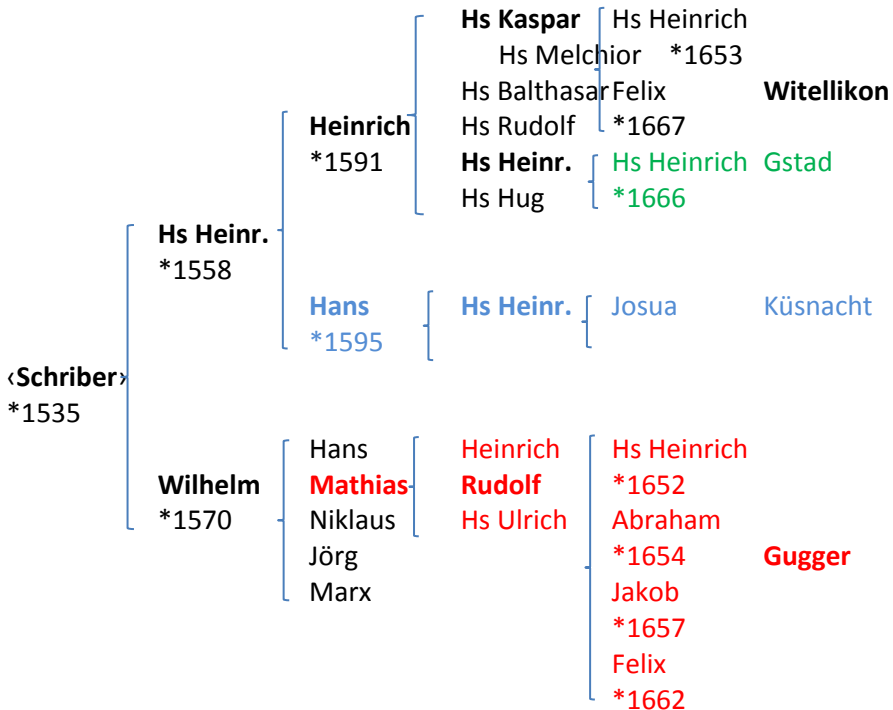
Grossvater war vielleicht der Stammvater. Dieser Heinrich Bleuler hatte sechs überlebende Söhne, zwei davon waren als Soldaten in Sachsen und Frankreich, einer war als Rotgerber in der Stadt eingebürgert, einer blieb ohne Nachkommen, einer (Hans Heinrich) war Stammvater der Hafner und einer (Hans Kaspar) blieb im Witellikon. Die Hafner waren sehr geschickt, vier davon waren Geschworne und einer dazu noch Friedensrichter; einzelne hatten Frauen aus Städten, was eher ungewöhnlich war und von ihrem Ansehen am besten Zeugnis gibt. Der letzte männliche Spross starb 1822.



Ehemalige Hafnerei Bleuler im Gstad

Der obige Hans Heinrich hatte zwei Söhne, Hans Heinrich und Felix. Die Nachkommen des Hans Heinrich (1653–1729), waren Schiffsleute, trunksüchtig und verrohten gänzlich; *«1779 musste Johannes Bleuler Lenz unter die Kanzel gesetzt und auf ihn gepredigt werden, wegen verübtem Frevel an des Geschwornen Thomanns drei Kühen, denen er die Schwänze abgehauen, Konrad Bleuler, der wirkliche Täter, ist entwichen, soll zu Strassburg beim Onkel sein»*. Konrad Bleuler stammte aus der Witellikerlinie. Diese Bleuler hinterliessen in der zweiten und dritten Generation nur weibliche oder gar keine Nachkommen. Der zweite Sohn Felix (1667–1750), Hauptmann, ist Stammvater der *Witelliker* genannten Bleuler, von denen aber um 1900 keiner mehr auf dem Hof wohnte. Dieser Linie entstammten geachtete Landwirte, zwei Feldschreiber, zwei Offiziere im Hauptmannsrank, ein Geschworne und so fort. Daneben gab es aber auch

Handwerker, drei Schuhmacher, einen Seifensieder, der sich meist im Ausland aufhielt, 1775 in Strassburg wohnte und keine bekannten Nachkommen hatte, dann Weber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Kaufleute, Kommis, Wirte und so weiter.



Im 17. und 18. Jahrhundert wohnten rund 200 Bleuler in Zollikon, was etwa einem Drittel der Bevölkerung entsprach, und zahlreiche hatten sich bereits in der Stadt Zürich, in anderen Gemeinden und auch im Ausland niedergelassen. Wir haben uns hier schwergewichtig mit den Lenz und den Zelger sowie mit den Bleulern im Gugger und in Witellikon befasst. Aber sogar bei dieser Beschränkung fällt es schwer, den Überblick nicht zu verlieren. Waren die Bleuler zunächst in Zollikon konzentriert und wegen der immer wieder gleichen Vornamen schwer zu unterscheiden, sind sie heute in alle Himmelsrichtungen verstreut und nur noch schwer zu finden. Die Bleuler waren während langer Zeit das Zolliker Geschlecht par excellence. Heute finden wir im Telefonbuch von Zollikon noch ein Dutzend Einträge. Über die heutigen Bleuler zu schreiben ist also nicht einfach. Was uns dabei aber hilft, ist die Gewissheit, dass jeder Bleuler, dem wir begegnen, letztlich in Zollikon seine Wurzeln hat, auch wenn er jetzt in Sydney oder Buenos Aires leben mag. Es gibt keine anderen Bleuler als die Zolliker

Bleuler, ganz im Gegensatz zu unzähligen anderen Geschlechtern, bei denen die Zuordnung zum Herkunftsort oft schwerfällt.

Einfache, selbstbewusste Leute



Hier im Chleidorf wohnte um 1900 Ferdinand Bleuler (1839–1902), Seidenweber und Magaziner der Seifensiederei Steinfels

An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert waren die Bleuler in Zollikon noch zahlreich vertreten. Wollte man die Bleuler des ausgehenden 18. Jahrhundert gesamthaft charakterisieren, so müsste man wohl darauf hinweisen, dass keiner von ihnen reich war und dass es auch die bestsituierten Landwirte dieses Geschlechts nie zu so grossem Besitz brachten wie etwa die Himmler, die Ernst oder die Obrist. Unter den Bleulern gab es viele einfache Leute, Rebbauern, Pächter und Handwerker, vor allem Schuhmacher, Schneider, Küfer, Seiden- und Leinenweber. Manche Bleuler waren Metzger oder Wirte, nicht nur in Zollikon, sondern auch in Küsnacht, auf der Forch, in Ebmatingen, Kloten und Wallisellen. Ein Teil der

Bleuler war künstlerisch begabt. Weit herum bekannt waren die Hafnerdynastie im Gstad, die von Hans Heinrich Bleuler (1666–1739) begründet worden war,⁵⁶ und die daraus hervorgegangene Kunstmalerdynastie von Feuerthalen, die auf Johann Heinrich Bleuler (1758–1823) zurückgeht. Sein Sohn Johann Louis (1792–1850) hatte das Schloss Laufen am Rheinfall 1832 erworben und darin eine rasch florierende Malschule untergebracht.⁵⁷

Der Umstand, dass bei den Bleulern das bäuerliche Element untervertreten war, wenn wir von den Rebbauern absehen wollen, brachte es mit sich, dass die

⁵⁶ Ursula Isler-Hungerbühler, Aus der Lehrzeit des Hafnermeisters Heinrich Bleuler, *Jahrbuch vom Zürichsee 1950/51*, S. 133–137.

⁵⁷ Ursula Isler-Hungerbühler, *Die Maler vom Schloss Laufen*, Zürich 1953; Rudolf Pfaff, *Die Bleuler Malschule auf Schloss Laufen am Rheinfall*, Neuhausen 1985. – Im Sommer 1997 hat im Ortsmuseum Zollikon eine Sonderausstellung das Werk dieser Bleuler vorgestellt.

Bleuler eher ‹progressiv› waren, sowohl in politischer als auch in religiöser Hinsicht.⁵⁸ Sie nahmen lebhaft Anteil am öffentlichen Leben, hielten mit ihrer Meinung nicht zurück, opponierten gern und verfochten ihre Rechte, auch wenn die Gegner reicher und angesehenere waren. Bei den Streitigkeiten ging es immer wieder um ähnliche Probleme: die Regelung des Weidgangs auf der Allmend, die Holzzuteilung im Wald, Unterhaltsarbeiten für die Gemeindebrunnen, die Kostenverteilung für Strassenbauten, die Durchführung von Wahlen und andere Rechte und Pflichten der Gemeindebürger. Die Bleuler zählten auffallend oft zur Opposition oder unterstützten Minderheitsanträge. Das selbstbewusste Auftreten mancher Bleuler wurde von den Vertretern der ‹Dorfaristokratie› nicht sehr geschätzt. Als ein Schneidermeister Bleuler bei der Erörterung eines Schulhausbaus in der Gemeindeversammlung einen Antrag stellte, entgegnete ihm ein Behördenvertreter, sein Vorschlag wäre ganz gut, wenn ihn nur ein anderer gemacht hätte. 1838 brachte ein angesehener Bauer sein Gut auf die Gant. Der Meistbietende, ein Bleuler, wurde von den Nachbarn abgelehnt, da sie nur einen ebenbürtigen Landbesitzer zwischen ihren Gütern dulden wollten; vier Jahre später schaffte er es aber doch noch.

Dass es den Bleulern nicht nur ums Opponieren ging, zeigt die Tatsache, dass manche von ihnen tüchtige Beamte und Mitglieder der Gemeindebehörden waren. Auch das Schulmeisteramt, das zunächst in den Händen der Familie Maurer lag, ging gegen Ende des 18. Jahrhundert an einen Bleuler über: Hans Jakob Bleuler (1750–1826) wurde 1771 Vikar und dann ab 1783 selbständiger Lehrer im Chleidorf. Die Schule war anfänglich nur eine Winterschule, da die Kinder im Sommer auf den Feldern arbeiten mussten. Die Schule von Zollikon wurde sehr geschätzt und sogar von Kindern aus Nachbargemeinden besucht, da hier neben Religion, Lesen und Singen auch Schreiben und Rechnen unterrichtet wurde.

Der Zusammenbruch der alten Ordnung

Der Übergang zum 19. Jahrhundert war bekanntlich geprägt durch das gespannte Verhältnis zwischen Stadt und Land.⁵⁹ Auf der Landschaft waren nur Handwerker zugelassen, die für den alltäglichen Bedarf des Dorfes arbeiteten; durch diese Vorschriften waren viele Bleuler direkt betroffen. Auch die Pfarrstellen und alle höheren Offiziersstellen waren den Stadtbürgern vorbehalten. 1798 brach die alte Ordnung zusammen und man strebte die Gleichberechtigung zwischen Stadt und Land an. Deputierte der Landschaft sollten zusammen mit den

⁵⁸ Julie Berchtold-Bleuler, *Genealogische Studien*, 1908 (für diese wie auch für viele später verwendete Hinweise).

⁵⁹ Paul Guyer, *Tausend Jahre Zollikon*, Zürich 1946, S. 95 ff.

städtischen Behörden eine neue Verfassung ausarbeiten. Aus Zollikon wurde Schützenmeister Johann Bleuler (1763–1835) aus der Mühle abgeordnet. Geschworene und Untervogt wurden durch einen Gemeinderat ersetzt, die sogenannte Munizipalität. Zum ersten Gemeindepräsidenten von Zollikon wurde Hans Rudolf Bleuler (1748–1799) aus dem Vorderen Gugger gewählt. Er war Seidenträger, ein Kleinunternehmer, der den Verkehr zwischen den Seidenhäusern der Stadt und den Heimarbeitern erledigte. Im Januar 1799 starb er mit nur 51 Jahren. Sein Nachfolger wurde Jakob Ernst, der im Hinteren Gugger wohnte, also dort, wo heute das Alterszentrum am See steht. Dass ein Bleuler aus dem Gugger zum ersten Gemeindepräsidenten gewählt wurde, war sicher kein Zufall. Die Bleuler gehörten nicht zum Establishment, vor allem nicht, wenn sie nicht im Dorf wohnten, und sie gehörten zur Minderheit, die gegen die Konservativen opponierten.

Die Revolution brachte die wirtschaftliche Gleichstellung von Stadt und Land. Gleich wie die Städter konnten nun auch die Landbewohner die ihnen zugesagten Berufe ergreifen und in ihrem Dorf ausüben. An die Stelle der Bürgergemeinde trat die Einwohnergemeinde, die auch als politische Gemeinde bezeichnet wird, und 1804 sprach sich die Berggemeinde für den Anschluss an Zollikon aus. Diese Änderungen waren wohl alle ganz im Sinn der meisten Bleuler. Während der Mediationszeit beruhigten sich die Dinge und konservative Wertvorstellungen gewannen wieder Oberhand, doch mit dem «Ustertag» vom 22. November 1830 setzte sich der Liberalismus wieder durch. Strassen und Schulen wurden gebaut und der Zehntenloskauf beschlossen. Zollikon kaufte sich in sechs Raten vom Grossen Zehnten los, der 1805 zum letzten Mal ans Grossmünsterstift entrichtet wurde. Ebenso abgelöst wurde der Kleine Zehnten (Bohnen und ähnliches) und der Nusszehnten. Und 1841 wurde schliesslich auch noch der Weinzehnten losgekauft, der damals noch 17'900 Liter ausmachte. Viele Probleme wurden jedoch zu rasch und zu radikal angegangen. Die Berufung des liberalen Theologieprofessors David Friedrich Strauss (1808–1874) im Januar 1839 an die Universität brachte das Fass zum Überlaufen. Der «Straussenkrieg» endete mit dem «Züriputsch» der konservativen Kräfte vom September 1839, welcher die liberale Regierung wegfegte. Die meisten Bleuler hatten sich auf Seiten der liberalen Kräfte engagiert. Der endgültige Sieg der Liberalen kam erst einige Jahre später, und der mit dem Züriputsch aus allen Ämtern gejagte Jonas Furrer wurde zum ersten Bundespräsidenten gewählt. Die Pächter konnten nun die von ihnen bewirtschafteten Güter zu Eigentum erwerben. So ging einer der zwei grossen Handlehenhöfe von Witellikon an die Bleuler. Die Gewerbefreiheit erlaubte es einem anderen Bleuler, im Vorderen Gugger eine Wirtschaft zu eröffnen.

Die wichtigsten Zweige des Geschlechts

Nach ihren Übernamen können die Bleuler in die folgenden Zweige eingeteilt werden:

1. Die Guggerlinie (Pächter im Gugger und Müller im Chleidorf)
2. Witellikerlinie (Pächter in Witellikon)
3. ‹Zelger› und ‹Lenz›, Landwirte im Kirchhof
4. ‹Belli›, teilweise Gärtner
5. ‹Harzer›, ‹Locher› und ‹Rämi›, die auch als die ‹kleinen Bleuler› bezeichnet wurden
6. ‹Chuder›, Nachkommen eines ‹Harzer›.

Weiter oben wurde auf einer Karte gezeigt, wie einige dieser Zweige miteinander zusammenhängen. Von diesen Zweigen waren die Vertreter aus dem Gugger und aus Witellikon wirtschaftlich und politisch die bedeutendsten; gelegentlich waren auch die ‹Lenz› unter den Geschworenen vertreten. Die meisten anderen waren einfache Leute, kleine Handwerker, Tagelöhner, Textilarbeiter, gelegentlich auch einmal niedrige Beamte. Die Mehrzahl der Bleuler wohnte im Dorf und dies waren vor allem die ‹kleinen Bleuler›. Die bedeutenderen und wohlhabenderen Bleuler, die es zu wichtigen Ämtern gebracht hatten oder Müller, Metzger und Wirte waren, lebten nicht im Dorf, sondern auf den Aussenhöfen, im Gugger, in Witellikon, auf der Höhe und allenfalls auch noch als Hafner im Gstad. Sie waren angesehen, aber vermutlich nicht sehr populär, weil sie nicht richtig zu den Dorfgemeinschaften gehörten. Dazu passt auch, dass die Guggerleute ihre Ehefrauen meist nicht im Dorf, sondern in Küssnacht und Stäfa fanden.

Die Einteilung der Bleuler in sechs Zweige ist natürlich nicht mehr als eine grobe Gliederung, und die einzelnen Zweige waren nie voneinander abgeschottet. Ein Beispiel dafür ist der aus dem Gugger stammende Feldschreiber Heinrich Bleuler (1717–1793), der einige Zeit in Witellikon wohnte und dann in den Kirchhof zog. Er und sein Sohn Rudolf waren Metzger und Landwirte, einmal auch Wirte im Gasthaus ‹Rössli›. Von diesen stammten drei Schulmeister ab, die während mehr als fünfzig Jahren unserer Schule vorstanden. Der letzte männliche Spross dieses Zweigs war der taubstumme Kunstmaler Felix Bleuler (1821–1878). Die Bleuler im Gugger waren während Jahrhunderten, mit nur kleinen Unterbrüchen, Pächter der Gemeindemetzger, die jeweils auf drei Jahre verpachtet wurde. Diese Tätigkeit scheint den Hauptverkehr zwischen Gugger und Dorf vermittelt zu haben. Dazu kam auch noch der Betrieb der Chleidorfer Mühle, welche Jakob Bleuler im Gugger 1718 für seinen Sohn Johannes erworben hatte und der einen Kontakt zum Dorf vermittelte, bis die Mühle im frühen 19. Jahrhundert verkauft wurde. Den Bleulern im Gugger fehlte der Bauernsinn. Sie interessierten sich für ihren Rebbau, waren daneben Metzger, Wirte und Müller

und engagierten sich später in der Textilindustrie. Durch ihren Kontakt zur Stadt und zu den anderen Seegemeinden waren sie allem Neuen gegenüber aufgeschlossen. So liess Gemeindeammann Konrad Bleuler schon 1846 seine Reben gegen Hagelschlag versichern, und diese Bleuler waren die ersten der Gemeinde, die ihre Reben gegen Mehltau spritzten.

Die «kleinen Bleuler»

Die **Zelger** und die **Lenz** waren zunächst Landwirte, später eher Handwerker, zum Beispiel Gipser, Maurer, Schuhmacher und Weber; andere waren Söldner in holländischen Diensten. Manche von ihnen waren etwas ungehobelt und gern bei Raufereien dabei, so dass sie gelegentlich zur Ordnung gerufen werden mussten. Dabei dürfte der Alkohol eine grosse Rolle gespielt haben, denn sie mussten immer wieder wegen des Trinkens und Spielens verwarnt werden. Die **Belli** waren eher Kleinbauern und Gärtner, auch sie dem Wein nicht abgeneigt. Vom Gärtnermeister Rudolf Bleuler (1735–1784) vermerkt das Totenbuch: «*von Trunksucht aufgerieben und verwirrt*». Am öffentlichen Leben nahmen sie kaum Anteil und mehrere von ihnen wanderten aus. Ähnlich stand es bei den **Locher** und **Rämi**. Auch sie waren ursprünglich Bauern, die dann aber durch fortlaufende Erbteilung nicht mehr genug Grundbesitz pro Familie hatten, um ohne einen Nebenberuf durchzukommen. So wurden sie Tagelöhner, Schuhmacher und Weber, und ihre Namen tauchen auch gelegentlich in den Armenverzeichnissen auf.

Die **Harzer** waren über mehrere Generationen Schneider und Weber. Sie waren meist lebhaft und selbstbewusst und nahmen Anteil am politischen Geschehen. Einer von ihnen verfasste Gedichte, ein anderer war als Festredner bekannt und ein dritter als guter Sänger. Ein anderer Zweig der «Harzer» blieb in der Landwirtschaft, betrieb zudem eine Sägerei und stieg in den Holzhandel ein. Ein weiterer Zweig widmete sich der Wagnerei. Aus diesen Zweigen gingen schliesslich auch Kaufleute, Elektriker, Uhrmacher, Kunstzeichner, Buchbinder, Typographen und Kunstmaler hervor und einer war Söldner in neapolitanischen Diensten. Die meisten lebten in soliden, aber eher ärmlichen Verhältnissen. Die von den «Harzern» abstammenden **Chuder** lieferten dem Dorf die Kuhhirten und Tagelöhner. Sie waren wenig gebildet und oft almosengenössig. Heinrich Bleuler (1749–1836) wurde wegen Diebstahls zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt. Felix Bleuler (1816–1874) ging in neapolitanische Dienste, nachdem er zu Hause in Konkurs geraten war; sein Sohn, ebenfalls eine Zeitlang in Neapel, starb als Alkoholiker, der Enkel war schwachsinnig. Der Bruder dieses Felix, Ulrich Bleuler (1827–1876), hatte zwei schwachsinnige Töchter.



Hier im Chleidorf wohnte um 1900 Daniel Bleuler (1843–1908), Seidenweber und Reb-
bauer



Hier im Chleidorf wohnte um 1900 «Chüeri Bleuler», Hand
Conrad Bleuler (1831–1904),
Seidenweber und Magaziner
am Rennweg

Nach dieser summarischen Beschreibung der «kleinen Bleuler» kehren wir zu den bedeutenderen Vertretern des Geschlechts zurück. Damit tun wir natürlich den Hunderten von Bleulern Unrecht, die ruhig und bescheiden lebten und es zu keinen aussergewöhnlichen Leistungen gebracht haben. Da wir es aber mit unüberblickbar vielen zu tun haben, über die wir kaum etwas zu sagen wissen, die wir oft nicht einmal sicher in einen Stammbaum einordnen können, haben wir ver-

sucht, ihnen mit einigen allgemeinen Charakterisierungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Im Folgenden wollen wir dort anknüpfen, wo wir im Jahrheft 2005 aufgehört haben. In dem auf Seite 78 abgedruckten Stammbaum sind wir auf einen Felix Bleuler (*1667) in Witellikon, einen Hans Heinrich Bleuler (*1666) im Gstad und einen Jakob Bleuler (*1657) im Guggen gestossen. Alle drei haben bemerkenswerte Nachkommen hinterlassen.

Die Bleuler in Witellikon und im Gstad

Felix Bleuler (1667–1750) war Hauptmann und Pächter des Lehensgutes im vorderen **Witellikon**. Der Vorname Felix hielt sich über vier Generationen. Der Sohn und der älteste Enkel waren Pächter und Feldschreiber, ein Urenkel gleichen Namens zog nach Fällanden. Der zweitälteste Enkel war der Schuhmachermeister Salomon Bleuler (1722–1780); er zog ins Chleidorf. Seine zwei Söhne, Hans Rudolf und Hans Konrad, waren ebenfalls Schuhmacher im Chleidorf. Hans Konrad hatte nur einen Sohn, Konrad, und mit dem hatte der Vater Grosses vor. Konrad Bleuler (1790–1873) wurde der erste Zolliker – vermutlich sogar der erste Landknebe überhaupt – der sich am Karolinum auf das Pfarramt vorbereiten konnte, das früher Stadtbürgern vorbehalten gewesen war. Er war zunächst Pfarrer in Seebach und unterrichtete daneben noch Latein. In den Jahren 1831–1839 war er Mitglied des neu geschaffenen Erziehungsrats und 1834–1850 Pfarrer zu Wipkingen, das ihm das Bürgerrecht schenkte. Er heiratete erst mit 52 Jahren; seine Frau war 23 Jahre jünger als er und relativ wohlhabend. Seinen Ruhestand verbrachte er wieder im Chleidorf, im Neugüetli.⁶⁰

Hans Heinrich Bleuler (1666–1739) war ein Vetter zweiten Grades des obigen Felix. Ihr gemeinsamer Grossvater, Hans Heinrich Bleuler (1591–1650), war Pächter in Witellikon. Aber Hans Heinrichs Vater gleichen Namens war als Schuhmacher ins Chleidorf gezogen. Er selbst liess sich in Winterthur ausbilden und etablierte sich später als Hafnermeister im **Gstad**. Er war der Begründer der bekannten Hafnerdynastie und hatte 14 Kinder aus vier Ehen, von denen aber nur vier Töchter und drei Söhne überlebten. Der älteste Sohn Hans Wilhelm (1700–1765) wurde auch Hafner, die jüngeren Söhne wurden Steinmetz und Schreiner. Auch Hans Wilhelms zwei Söhne wurden Hafner. Da der ältere aber keinen Sohn, sondern nur sechs Töchter hatte, oblag es dem jüngeren, Heinrich Bleuler (1726–1811), den Betrieb weiterzuführen. Er schlug insofern seinem gleichnamigen Grossvater nach, als er ebenfalls viermal verheiratet war. Zwei seiner vier Söhne wurden Hafner, einer wurde Schuhmacher und der vierte

⁶⁰ Karl Beck im Spiegel seiner Schriften, Band III, Stäfa 1998, S. 59–94.

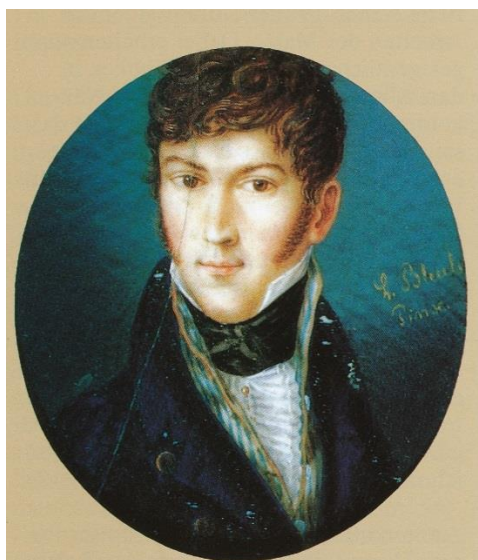
stand als Büchsenmacher in französischen Diensten. Nur der älteste Sohn, Johannes Bleuler (1749–1822), hatte eine überlebende Tochter, Regula Bleuler. Diese erbte die Hafnerei und brachte sie Hans Rudolf Bodmer von Stäfa in die Ehe ein. Das war das Ende der Hafnerei im Gstad. Einzelkacheln aus dieser Hafnerei befinden sich heute unter anderem im Schweizerischen Landesmuseum. Während die letzten Vertreter dieser Hafnerdynastie von der Gewerbefreiheit profitieren konnten, musste deren Begründer im frühen 18. Jahrhundert noch gegen die scharfe Konkurrenz der städtischen Hafner ankämpfen. Als ländlichem Hafner war es ihm streng verboten, seine Produkte in der Stadt zu verkaufen. Da jedoch seine Produkte wegen ihrer Qualität und den Malereien auf den Kacheln gesucht waren, mussten die städtischen Behörden gelegentlich ein Auge zudrücken.

Die Kunstmaler vom Schloss Laufen

Von den Hafnermeistern führt eine geistige Verwandtschaft zu den Landschaftsmalern in **Feuerthalen**. Der Enkel des streitbaren Begründers der Hafnerdynastie hob an Sylvester 1758 dem Müller und Gesellenwirt Benjamin Bleuler (1729–1796) einen Sohn aus der Taufe, der später eine Kunstmalerdynastie begründen sollte. Benjamins Vater Hans Heinrich Bleuler und sein Grossvater **Jakob Bleuler** (1657–1725) waren beide im Gugger wohnhaft und als Metzger und Geschworene tätig. Als sich bei diesem Sohn später künstlerische Neigungen zeigten, wäre es nahe gelegen, ihn bei seinem Götti als Ofenmaler arbeiten zu lassen. Da der Betrieb aber dafür zu klein war, musste **Hans Heinrich Bleuler** (1758–1823) bei der Konkurrenz, bei der «Porcelainfabrique» im Schooren (Kilchberg), arbeiten. 1788 übersiedelte er nach Feuerthalen, nachdem er zuvor geheiratet hatte, und Ende 1798 pachtete er das Schloss Laufen. Seine Spezialität waren Landschaftsbilder, meist in der Form handkolorierter Kupferstiche, wobei natürlich dem Rheinfluss eine ganz besondere Rolle zukam. Malschule und Kunstverlag gingen später an die Söhne Johann Heinrich und Ludwig über. Johann Heinrich Bleuler (1787–1857) brachte es bis zum Oberstleutnant der Zürcher Truppen und wurde 1830 Kantonsrat. Er trennte sich später von seinem jüngeren Bruder und leitete den Kunstverlag. Der Jüngere, Johann Louis Bleuler (1792–1850), war eher eine Künstlernatur und betrieb mit einigen Mitarbeitern die Malschule, brachte es in der Armee bis zum Hauptmann. Seine aus Paris stammende Frau Antoinette Trillié (1802–1873) kümmerte sich um den Verkauf und herrschte auf dem Schloss wie eine Königin, bewundert und gefürchtet von Verwandten und Gesinde. Das Schloss Laufen wurde von der Erbgemeinschaft Wegenstein-Bleuler 1941 dem Kanton Zürich verkauft.

Gugger und Mühlehalde

Die Künstler des Schlosses Laufen entstammten, wie erwähnt, den Bleulern aus dem Gugger. Aus dem Gugger gingen noch zwei weitere Zweige hervor, die hier zu besprechen sind: die Bleuler der Mühlehalde und die Bleuler, die immer im Gugger geblieben sind. Diese drei Zweige waren natürlich recht eng miteinander verwandt.⁶¹ Der oben erwähnte Jakob Bleuler (1657–1725) war Geschworener, Metzger und Gesellenwirt im Gasthaus «Rössli». Er kaufte seinem Sohn Johannes Bleuler (1684–1769) die Mühle im Chleidorf. Dieser hatte 15 Kinder, von denen aber nur fünf Söhne und zwei Töchter überlebten. Zwei der Söhne übernahmen später die Mühle und Benjamin, der Vater des Kunstmalers, wurde Gesellenwirt. Der ältere der zwei Müller, Hans Rudolf Bleuler (1728–1799), hatte wiederum 15 Kinder. Von den überlebenden Söhnen wurde der älteste Seidenweber und Kleinbauer, der nächste Förster, der dritte Schlosser, der vierte Schuhmacher, der fünfte übernahm die Mühle und der jüngste wurde Seidenträger.



Der junge Kunstmalers Johann Louis Bleuler (1792–1850) und seine Frau Antoinette Bleuler-Trillée (1802–1873)

⁶¹ Karl Beck, Drei Sippen der Bleuler von Zollikon im 19. Jahrhundert, Manuskript, 1942.

Dieser Jüngste, Johannes Bleuler (1772–1831) aus der **Mühlehalde**, wurde Mitglied des Gemeinderates. Er hatte nur einen einzigen Sohn, **Hans Rudolf Bleuler** (1800–1882). Dieser wurde 1831 in den Gemeinderat gewählt, doch trat er nach dem «Straussenkrieg» vom Amt zurück, da er sich auf der liberalen Seite engagiert hatte, wurde aber schon zwei Monate später zum Gemeindepräsidenten gewählt. 1845 reichte er nach 14-jähriger Tätigkeit ein Rücktrittsgesuch ein, doch man überredete ihn, im Amt zu bleiben. Weitere Anläufe zum Rücktritt machte er 1847 und 1849, aber die Gemeinde glaubte, ihn nicht entbehren zu können, *«denn er hat durch alle Dienstjahre hindurch mit unveränderter Berufstreue, seltener Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in jeder Beziehung, namentlich in Waisensachen, als Gemeindepräsident gewaltet und seine Pflichten in vollkommenstem Grade erfüllt»*. Präsident Bleuler war mit einer entfernten Verwandten verheiratet, mit der zwölf Jahre älteren Elisabeth Bleuler, der älteren Schwester des schon erwähnten Pfarrers Konrad Bleuler aus dem Neugüetli. Sie hatten zwei Söhne, von denen der ältere, Johann Rudolf Bleuler (1823 – 1898), Kaufmann wurde und mit Seidenabfällen handelte. Er heiratete ebenfalls eine entfernte Verwandte, Paulina Bleuler aus dem Gugger, die Tochter eines Seidenfabrikanten.

Aus dieser Ehe ging der berühmteste Spross des Geschlechts hervor: **Eugen Bleuler** (1857–1939); vergleiche weiter unten. Er studierte Medizin und wurde später Professor der Psychiatrie und, als Nachfolger von Auguste Forel, Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli. Zusammen mit C.G. Jung führte er die Methoden der Psychoanalyse in dieser Klinik ein und schuf die Grundlagen für das Verständnis der Schizophrenie. Sein «Lehrbuch der Psychiatrie» wurde zu einem Standardwerk. Mit 43 Jahren heiratete er die Schriftstellerin und Literaturhistorikerin Hedwig Waser (1869–1940) von Zürich, damals eine der ersten Studentinnen und Doktorinnen der Universität. Ihr ältester Sohn, Manfred Bleuler (1903–1994), folgte den Spuren seines Vaters. 1942 wurde er ordentlicher Professor und Direktor des Burghölzli. Für sein Buch über «Die schizophrenen Geistesstörungen» wurde er mit dem Marcel-Benoist-Preis ausgezeichnet.

Der erste Gemeindepräsident von Zollikon war, wie erwähnt, der 1799 verstorbene Hans Rudolf Bleuler aus dem **Gugger**. Von seinen zwei Söhnen wurde der ältere Metzger und Wirt, der jüngere, Hans Rudolf Bleuler (1780–1839), wurde Seidenfabrikant im Gugger. Eduard, sein ältester Sohn führte die Seidenfabrikation weiter. Die Tochter Paulina wurde Eugen Bleulers Mutter, der Sohn Paulus wurde Apotheker und wanderte später nach Amerika aus, wo sich seine Spuren verloren. Der jüngste Sohn, **Theodor Bleuler** (1834–1907), lebte als Winzer im Gugger und wurde ebenfalls Gemeindepräsident und überdies auch noch Kantonsrat. Nachkommen seiner Töchter leben heute noch im Gugger und an der Guggerstrasse.

Und die Ausgewanderten?

In den vergangenen Jahrhunderten lebten viele Hunderte von Bleulern in Zollikon, heute sind es nur noch ganz wenige. Die meisten Bleuler haben ihren Wohnsitz nicht mehr in Zollikon und viele leben weit weg von ihrer Herkunftsgemeinde. Doch auch sie sind oft noch typische Bleuler geblieben, Leute mit eigenständigen Ideen und Unternehmungslust. Einige von ihnen sind wegen der besseren beruflichen Möglichkeiten ausgewandert, andere sind schon seit Generationen im Ausland ansässig. Der Atomphysiker Dr. Ernst Bleuler (geb. 1916) ist 1947 ausgewandert und hat sich in Estes Park, Colorado, niedergelassen; andere Bleuler leben in Colorado Springs. Mehrere Bleuler leben in Oregon, einige in Kalifornien, in Glendale und in San Jose, wieder andere leben in Dallas, Texas. In den Grossstädten des Ostens, in New York, Chicago und Boston, sucht man vergeblich nach Bleulern, sie haben sich alle im Süden und Westen der USA niedergelassen, und manche von ihnen wären brennend daran interessiert, ihre Wurzeln in die Schweiz und bis nach Zollikon zurückverfolgen zu können. Sie verstehen kein Deutsch mehr und sprechen ihren Namen als «Bljuler» aus. Stellvertretend für viele nehmen wir Gordon Bleuler (geb. 1917). Sein Urgrossvater und sein Vater lebten in New Orleans, sein Vater, Norman Bleuler (1887–1938), lebte in Tulsa, Oklahoma. Gordons Bruder Jack lebt in der Nähe, ebenso seine Tochter, und der Sohn, ein Informatiker, wohnt im Nachbarhaus. Gordon hat eine riesige Briefmarkensammlung und alle Schweizer Marken hat er doppelt. In der Schweiz war er aber noch nie zu Besuch, und dass die Bleuler aus Zollikon stammen, hat er erst im hohen Alter vernommen.

Die Bleuler im Jahr 1877

Schuelreis und Chilbi anno 1877

In den 1870er Jahren unterbrachen nur wenige Ereignisse den ruhigen Gang des Jahres. Schuelreis und Chilbi gehörten für Kinder und für Erwachsene dazu. Wie wichtig diese Veranstaltungen waren, zeigt das Beispiel einer Familie im Jahr 1877. Es handelt sich dabei um die Weinbauernfamilie Bleuler im Gugger, mit dem damals 43-jährigen Theodor Bleuler, seiner Frau Louise und deren drei Töchtern Mathilde (17), Luise (16) und Bertha (11). Theodor Bleuler diente einige Jahre lang als Gemeindepräsident von Zollikon, doch trat er schon mit 40 Jahren aus diesem Amt zurück. Er war auch Mitglied des Kantonsrates und Mitbegründer der Sekundarschule Zollikon.

Weil die Tochter Luise ein Welschlandjahr in einem Pensionat in Peseux verbrachte und sie in dieser Zeit über 60 Briefe von zu Hause erhielt, wissen wir



Die ungefähr 11-jährige Bertha Bleuler mit dem Dackel Zipperli

heute noch etwas von der Bedeutung von Schuelreisen und Chilbi. Schon damals begannen die Sommerferien Mitte Juli und endeten fünf Wochen später mit der Chilbi. Ungewöhnlich ist, dass die Schuelreisen damals während der Sommerferien stattfanden. Daraus ersehen wir natürlich, dass noch nicht viele Leute in der Ferienzeit verreisten.

Schuelreis und Chilbi waren damals willkommene Abwechslungen im Alltagsleben, denen man mit Spannung entgegen sah. Am 3. August schrieb Bertheli ihrer Schwester Luise:

Letzten Sonntag war ich in der Küssnachter Kirchweih mit Emilie Ich konnte achtmal fahren. Am Sonntag über acht Tagen ist unsere, ich freue mich sehr darauf. Gestern hatten die Sekundar-, Sing- und Repetierschüler eine Reise nach Zug, wo meine lieben Eltern auch teilnahmen. Nächste Woche werden wir dann mit den

Unterschülern auf ein Reischen auf den Üetliberg fahren. Liebes Luiseli, empfang viele Grüsse und Küsse von Deinem Berteli.

Auch Mathilde, die älteste Schwester, dachte schon an die Chilbi. Sie schrieb Luise, um sie um ein weisses Kleid zu bitten, das sie an der Kirchweih zu tragen gedachte. Einige Tage später, am 10. August, meldet sich die Mutter mit einem Brief:

Letzten Mittwoch haben wir mit den Sekundarschülern das Reischen ausgeführt auf Felsenegg Ct. Zug, wo wir eine schöne Aussicht genossen hätten, wenn es schön geblieben wäre. Die Berge, Pilatus und Rigi nebst Alpenkette, waren ganz mit Nebel eingehüllt, und wir mussten, unverschont vom Regen, den Berg hinab, zu welchem wir mehr als eine Stunde brauchten. Auf Felsenegg befindet sich ein sehr schöner Gasthof mit prachtvollen Anlagen, Spaziergänge im Walt etc., sehr vornehme Curgäste logieren dort.

Zehn Tage später kommt ein Brief des Vaters an, der in einem Kuraufenthalt weilte:

Gestern war in Zollikon Kirchweih, ich bin nun daneben gekommen, was mir zwar für meine Person schon ganz recht war, aber der lieben Mutter und Mathilde wegen wäre ich wohl gerne dabei gewesen. Weisst, die Mutter hat sich dann halt geniert, im Rumensee auf dem Boden zu sitzen und einen Schoppen zu trinken, ich weiss nun nicht, wie's da gegangen sein mag. Mathilde hat sich längst auf die Chilbi gefreut und hat sich gewiss mit den Buben und Meitli lustig gemacht – „und die Buben sind gar ruch“ – übers Jahr musst du dann auch Törli schlüfen etc.

*„Törli schlüfe heisst das Spiel, das die Chinde mached,
Und dass's öppis lustigs ist, gsed mer, will's so lached.“*

Reise auf den Üetliberg

Am 28. August schreibt die Mutter ihrer Tochter Luise nochmals:

Ich glaube, dass ich Dir von der Reise auf den Üetliberg noch nicht geschrieben habe, welche Mittwoch vor acht Tagen stattfand. Es wurde also den Schülern mitgeteilt: Das Reischen finde den ersten schönen Tag statt und als Zeichen werde morgens 7 Uhr sich eine Fahne auf dem Kirchturm befinden. Punkt halb 8 versammelten sich die sämtlichen Schüler und Hr. Angst und Hr. Gallmann, Schulpfleger und Mütter beim Schulhause. Ich war natürlich auch dabei, Bertha und ich freuten sich sehr, indem Bertha immer gewünscht hat, dorthin zu gehen, und ich seit 15 Jahren nicht mehr dort war. Bis zum Selnau Bahnhof ging's in einem Jubel zu Fuss und von dort in der Bahn. Gut auf dem Üetliberg angekommen, nahmen wir im oberen Gasthof etwas z'Nüni, dann spazierten die Lehrer

nach Baldern und ich blieb zurück. Beim Mittagmahl füllten wir den ganzen Saal aus. Nachher wurden Spiele gemacht bis ½ 4 Uhr, wo wir uns wieder zur Bahn begaben, welcher Zug wieder unbeschreiblich viele Personen zuführte.

Den Abend brachten wir im Sihlhölzli zu, in der Schützenwiese war schon für uns getischt, für die Kinder Brot, Käse und Wein mit Wasser. Wir Frauen erlabten uns am Kaffee, nachher gingen wir ohne Herren und Knaben in den Tanzsaal, Bertheli spielte seinen Walzer und seine Mitschülerinnen umringten ihn wie eine Mauer, während die Erwachsenen tanzten. Unterdessen regnete es draussen, es war aber niemand ängstlich, die meisten waren mit Regenschirmen versehen, wie uns die Zugerreis belehrte. Diesmal brauchten wir aber keine Schirme, wir hatten wieder den schönsten Heimweg, punkt acht Uhr kamen wir zu Hause an.

Damals gab es ausser der 1834 gegründeten Schiffahrtsgesellschaft noch kaum Verkehrsverbindungen in die Stadt. Die Eisenbahnlinie Zürich–Rapperswil wurde erst 1894 eingeweiht. Das Rössliträm bis Tiefenbrunnen wurde 1882 eröffnet, und auch Bus und Forchbahn gab es noch nicht; hingegen bestand seit 1875, also seit nur gerade zwei Jahren, bereits die Üetlibergbahn. Die Stelle des heutigen Telefonalarms übernahm die Fahne auf dem Kirchturm. Interessant ist sicher auch, dass die Kinder in der Regel mit Wasser verdünnten Wein tranken, da die „Soft Drinks“ oder pasteurisierten Getränke noch nicht erfunden waren. Bei den Erwachsenen erfreute sich der Kaffee, der damals immer noch als etwas Exklusives galt, grosser Beliebtheit.



Das einsame Gasthaus auf dem Üetliberg (Aquatinta R. Dickenmann um 1860)

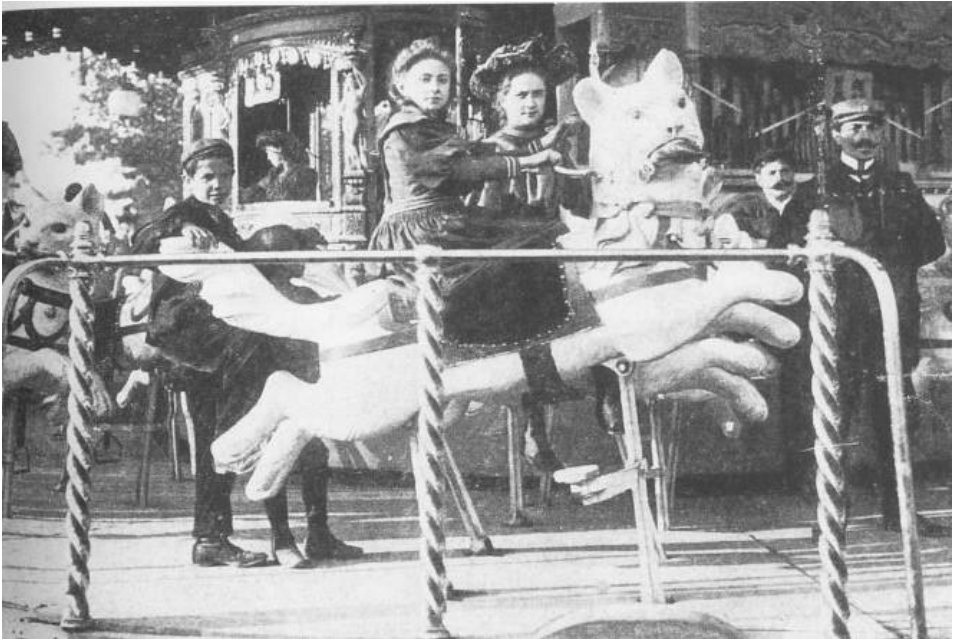
Am folgenden Tag wird die Schulreise auch noch von der 11-jährigen Bertha beschrieben:

Heute vor vierzehn Tagen fand das Reischen auf den Üetliberg statt, auf das wir uns schon lange gefreut hatten. Als wir droben angelangt waren, ging Herr Gallmann mit den Realschülern auf die Baldern, ich blieb bei meiner Fräulein Emma allein zurück, da Emma gar nicht schnell laufen darf und daher nicht mitgehen konnte, weil es viel eng hat; wir machten uns aber sehr lustig. Als die andern wieder zurückgekehrt waren, ging es zum Mittagessen. Es waren dort drei sehr lange Tische, einer für die Elementarschüler, einer für die Realschüler und ein dritter für die Erwachsenen. Wir hatten einen „gspäsige“ Suppe, die die wenigsten gern hatten, dann Rindsbraten und Makaronen, dazu roter Wein und Brot. Nach dem Essen gingen wir dann in den neuen Gasthof hinunter, wo das Reitseil und die „Gigampfi“ stand, auch machen wir dann noch allerlei Spiele, bis es Zeit war, wieder zum Bahnhof zu gehen. Im Sihlhölzli (in Zürich) kehrte man wieder ein, wir hatten Wein, Brot und Käse. Denke, ich musste im Tanzsaal den Schottisch spielen, wozu die anderen tanzten. Etwa um ½ 8 kehrten wir wieder nach Zollikon zurück.

Fünf Rappen für die Reitschule

Letzten Sonntag und Montag vor acht Tagen war unsere Kirchweih. Schon am Sonntag bekam ich von den lieben Grosseltern 2 Franken, wie auch Mathilde. Am Sonntag brauchte ich 55 Rp. allein für die Reitschule. Sass meist mit Emilie Huber auf einem Rössli. Etwa um vier Uhr kam die liebe Mutter und ich musste einmal absteigen, um mit ihr auf die Allmend zu gehen. Dort bestellte die Mutter ½ Liter Wein und einige Kuchen. Nachher ging ich wieder auf die Reitschule. Auch ging ich in das Panorama, wo auch letztes Jahr hier gewesen ist. Lisebeth und Herrmann sind auch mit noch anderen Mägden und Knechten auf die Reitschule gesessen; dann am Abend Eugen, Mathilde, Emilie und natürlich noch andere Jungfrauen aus dem Dorf. Es hatte auch ein Kasperlitheater und ein Messerspiel. Die Charade habe ich nicht erraten können.

Dass Bertha 55 Rappen für die Reitschule verbrauchte, zeigt, dass sie 11-mal 5 Rappen zahlen musste; heute kostet das etwa vierzigmal so viel. Dies zeigt uns auch, dass die zwei Franken der Grosseltern äusserst grosszügig waren. Der erwähnte Eugen, der sich auch auf der Reitschule vergnügte, war der nachmalige Prof. Eugen Bleuler, Direktor des Burghölzli und Wegbereiter der Schizophrenieforschung. Eine „Charade“ ist ein Worträtsel, das pantomimisch dargestellt wird.



Sehen und gesehen werden

Auch die 17-jährige Mathilde vergnügte sich bestens an der Chilbi:

Noch nie hatten wir eine so herrliche Kirchweih! Um ½ 2 gingen wir in den „Rumensee“ und als sich keine Herren uns nähern wollten, spazierten wir in unser Wäldchen, dort setzten wir uns in einen Kreis, nämlich Hanneli, 2 Töchter Kienast, 2 Töchter Bleuler, Emilie, ich und noch eine andere. Dann holten Jungfer Kienast und ich Wein und Brot und wir amüsierten uns aufs beste, auch mit Gesang. Nachher gingen wir in die Wiese, und als Maurer und Comper uns nur zuschauten, so erlaubten wir fremden Herren, die uns darum fragten, Spiele mit zu machen. So bis 7 Uhr. Wir sagten ihnen adiö. Aber obschon wir nach Abend schnell davon liefen, holten sie uns doch sogleich wieder ein. Und bei der Reitschule luden sie uns alle ins Rössli ein (zum Tanzen), wir gingen daher alle ins grüne Zimmer und tanzten dann bis ½ 8 Uhr. Dann begleiteten uns alle 8 Zürcherherren nach Hause. Zuerst gingen alle ins Oberdorf zu Hr. Hp. Ernst und endlich bis zum Guggler!

Die Zolliker, die waren jaloux! Und doch! hätten wir nein sagen sollen, das waren alles sehr feine, gelehrte (?) Herren. Aber! wie glücklich war ich erst am Montag. Um 11 Uhr nachts ging ich mit dem lieben Herrmann Graf noch 3-mal

auf die Reitschule. Er war den ganzen Tag mit einem weissen Schurz und hintergelitzten Hemdärmeln am Buffé, wohin ich ihm 2 Gläser Bier brachte. Ach! ich höre immer noch, wie er sagt: Darf ich Dir so doch den Arm bieten? Wie glücklich war ich. Seither habe ich ihn natürlich leider nie mehr gesehen. Montags blieben wir bis halb 12 Uhr; ging mit Eugen heim, Emilie mit W. Müller.

Am Montag tanzte ich sehr wenig, denn wie schon gesagt, ich lief lieber einige Male am Buffé vorbei und ½ Std. plauderte ich auf einer Bank sitzend mit Heinrich Thomann und eine halbe Std. unterhielt ich mich mit Hans Leemann unterm Fenster im grünen Zimmerli. Mit Göpfi, der mit immer, immer nachging, tanzte ich 3 Male. Sonst weiche ich ihm, besonders seit er mir so anfängt, ziemlich aus. Aber denke Dir meine Überraschung! Als Herrmann Ernst auf mich zukam, als ich neben Hr. Thomann sass, mit einem Glas Bier. Ich nahm einen Schluck und dann ein s'allant trank er auch. Auch bei Herrmann Graf musste ich den ersten Schluck trinken.

Mathilde konnte damals natürlich noch nicht ahnen, dass sie einmal den im Brief erwähnten Wilhelm Müller, den späteren langjährigen Gemeinbeschreiber, heiraten und dereinst im Gugger, 1958, erst im 100. Altersjahr, als älteste Bürgerin der Gemeinde sterben würde. Ebenso wenig konnte die hier so trinkfreudig erscheinende Mathilde ahnen, dass sie später mit Gleichgesinnten einen Abstinenterbund gründen würde. Zum Schluss soll nochmals Theodor Bleuler zu Wort kommen, und zwar mit ein paar Versen zur Chilbi:

*Schön gaht's a der Chilbi zue,
Da chömed Lüt i Schaare,
Da ist die ganze Nacht kai Rueh,
Es ist eso syd Jahre.
Det chömed Maitli, hufewys,
Ein reine Chindergarte,*

*Hand d'Hüet voll Bündel gäl und wys
Und Blueme-n-allerarte.
Am Zystig chund dann s'Allerbest:
Still isch in jeder Chammer;
'S wott niemer use-n-usem Näscht,
'S häd alles Chatzejammer.*

Familienleben und Haushaltung im Gugger anno 1877/78

Für die Jahre 1870–1883 und 1889–1900 ist ein Wirtschaftsbuch des Guggers mit dem Titel «Güter und Haushaltung – Einnahmen und Ausgaben» erhalten, das interessante Aufschlüsse über die damalige wirtschaftliche Lage und die Preise vermittelt. Andererseits gibt es aus den 1870er und 1880er Jahren eine ganze Reihe von Briefen zwischen der in Peseux weilenden Luise Bleuler und ihren Familienangehörigen im Gugger, die ein lebensnahes Bild der damaligen Freuden und Leiden vermitteln. Im Folgenden beschränken wir uns auf die

besonders ergiebig erscheinenden Jahre 1877/78. Eine solche Momentaufnahme vom Leben in einem Zolliker Bauerngut des 19. Jahrhunderts ist glücklichen Umständen zu verdanken. Voraussetzung war eine geistig rege, aufgeschlossene und schreibfreudige Familie mit einer ein Welschlandjahr absolvierenden, damals 17-jährigen Tochter, der die zu Hause gebliebenen Schwestern Mathilde und Bertha laufend die alltäglichen Erlebnisse mitteilten. Es war auch Mathilde, welche teilweise über die Ein- und Ausgaben des elterlichen Haushalts Buch führte. Und schliesslich mussten natürlich diese Briefe und Haushaltsunterlagen auch erhalten bleiben.

Die Bleuler-Familien im Gugger

Zunächst wenden wir uns der Familie zu, wobei wir die Alter im Jahr 1877 anführen:

43	Theodor Bleuler (1834–1907)
46	Louise Bleuler-Pfenninger (1831–1900)
18	Mathilde (1859–1958)
17	Luise (1860–1942)
11	Bertha (1866–1944)

Im Obergeschoss des Hauses wohnten noch die Grosseltern, also Theodors Mutter und Stiefvater:

74	Hans Conrad Bleuler (1803–1878)
74	Anna Bleuler-Oetiker (1803–1879)

In einem anderen Hausteil des Guggers wohnten Theodors Schwester und Schwager mit deren Kinder:

54	Johann Rudolf Bleuler (1823–1898)
48	Paulina Bleuler-Bleuler (1829–1898)
25	Paulina (1852–1926)
20	Eugen (1857–1939)

Theodor Bleuler war der Sohn des Seidenfabrikanten Hans Rudolf Bleuler (1780–1939) im Gugger. Er besuchte als einer der ersten Schüler die 18xx gegründete Industrieschule (heute MNG) in Zürich. Auch er hatte seinerzeit ein Jahr im Welschland verbracht, was damals zum guten Ton gehörte. Er brachte es später zum Gemeindepräsidenten und Mitglied des Kantonsrats und war allem Neuen stets aufgeschlossen. Er heiratete 1858 Louise Pfenninger aus Stäfa. Schon Theodors Mutter war eine Stäfnerin, Anna Bleuler-Oetiker (1803–1879), sodass die Familie stets Kontakte mit Stäfa gepflegt hatte. Nach dem Tod ihres

wesentlich älteren Ehemanns Hans Rudolf heiratete Anna dessen ebenfalls im Gugger wohnhaften gleichaltrigen Neffen Hans Konrad (1803–1878), der Gemeindeammann war. 1877 waren sie beide 74 Jahre alt und nicht mehr bei bester Gesundheit.

Ebenfalls im Gugger wohnte Theodors Schwester Pauline Bleuler-Bleuler (1829–1898) mit ihrem Ehemann Johann Rudolf Bleuler (1823–1898) aus der Mühlehalde, der Kaufmann und Schulverwalter war, und ihren Kindern Pauline (1852–1926) und Eugen (1857–1939). 1877 war die Schwester Pauline 48 und der Schwager 54 Jahre und deren Kinder 27 und 20 Jahre alt. Die Beziehungen zwischen den zwei Familien waren eng und herzlich. Andererseits hatten Pauline und Theodor noch einen jüngeren Bruder Paulus (*1832), der aber 1864 nach Amerika auswanderte und zu dem der Kontakt völlig abgebrochen war; 1894 wurde er offiziell als tot erklärt. Die zwei Bleuler-Familien und die 74-jährigen Eltern bewohnten den mittleren und den oberen Teil des Vorderen Guggers. Der an die Seestrasse anstossende untere Teil wurde von der Familie Wunderli bewohnt, mit der keine Verwandtschaft bestand.

Weinverkäufe

Die Art der Aufzeichnungen im Wirtschaftsbuch der Familie des Theodor Bleuler hat sich im Lauf der Jahre geändert. In den ersten Jahren wurden noch alle Arten von Einnahmen erfasst, danach nur noch die Einnahmen aus dem Weinverkauf. Die Angaben über die Ausgaben werden von 1874 an lückenhaft, doch für die Jahre 1898–1900 werden die Einnahmen und Ausgaben wieder detailliert aufgeführt. Im Zentrum des Interesses stand stets der Rebbau, während der übrigen Landwirtschaft nur eine untergeordnete Rolle zukam. Die mittleren jährlichen Einnahmen aus dem Weinverkauf lagen bei über 5000 Franken, allerdings mit grossen Schwankungen. Spitzenjahre waren 1872 und 1876 mit je über 7500 Franken. Um einen besseren Überblick über Weinmengen und Preisgestaltung zu erhalten, betrachten wir das Jahr 1877. Der Jahresertrag belief sich in diesem Jahr auf 6992 Franken und ergab sich aus dem Verkauf von 19'918 Litern Wein und Sauser, was einem Literpreis von 35 Rappen entspricht. Der billigste Wein kostete 28, der teuerste 46 $\frac{2}{3}$ Rappen oder 70 Rappen pro Mass à 1 $\frac{1}{2}$ Liter. Bei diesem teuersten Wein ist speziell «Clävner» vermerkt, woraus geschlossen werden kann, dass der übrige Wein kein Klevner war. In der Tat wurde in erster Linie Weisswein produziert, da er höhere Erträge abwarf als der Rotwein.

Besonders interessant am Jahr 1877 ist der Umstand, dass die Einheit des Hohlmasses gewechselt wurde. War die Einheit bisher in der Regel das Mass zu 1 $\frac{1}{2}$ Litern, taucht nun erstmals in französischer Schreibweise der «Litre» auf, der ein halbes Jahr später vom «Liter» abgelöst wird. 1877 treten Mass und Liter

noch etwas gleichberechtigt auf, aber schon im Folgejahr hat sich der Liter endgültig durchgesetzt. In den Jahren 1871/72 werden als Masseinheiten gelegentlich noch der ‹Eimer› (= 25 Mass oder 37 ½ Liter) und der ‹Saum› (= 4 Eimer oder 150 Liter) verwendet. Die Preisangaben erfolgen in ‹Cts.›, gegen Ende des Jahrhunderts meist in ‹rp› (Rappen). Die Aufzeichnungen stammen von Theodor Bleuler.

Im Lauf des Jahres 1877 erfolgten 82 Weinverkäufe zu durchschnittlich 244 Litern. Das grösste Geschäft belief sich auf 1461 Liter, das kleinste auf nur 25 ½ Liter. Da nirgends von Flaschen die Rede ist, wurde wohl ausschliesslich in Fässern verkauft. Die meisten Verkäufe gingen an Weinhändler und Gasthöfe und nur sehr wenige an Privatabnehmer. Die Kunden stammten vor allem aus der Stadt Zürich und den damals noch nicht eingemeindeten Ortschaften Aussersihl, Riesbach, Seefeld und Hottingen. Einzelne Kunden stammten auch aus Birmensdorf, Schwerzenbach, Lachen und Hausen am Albis; besonders prominent vertreten war ein Abnehmer in Nuolen. Der einzige lokale Kunde was der Gasthof ‹Zum Rössli›, der 250 Mass Klevner kaufte. Nun muss natürlich klar zwischen Weinproduktion und Weinverkauf unterschieden werden, denn der junge Wein wurde nicht immer sogleich verkauft. Andererseits hat man den Wein auch nicht lange gelagert. 12 % des Ertrags wurde im gleichen Jahr als Sauser verkauft, 35 % war Wein vom Vorjahr; Wein der älter war als vier Jahre wurde kaum je verkauft. 1877 wurde folgender Wein verkauft:

Jahrgang	Menge (Liter)	Betrag (Fr.)	mittlerer Literpreis (Rp.)
1872	34	13.60	40.0
1873	2875	1160.15	40.3
1874	2222	837.--	37.7
1875	4133	1289.10	31.2
1876	6909	2289.60	33.1
ohne Angabe	1345	551.45	41.0
1877 (Sauser)	2400	851.45	35.4
Total	19918	6992.35	35.1

1873, 1876 und 1877 waren gute Jahre für den Weinverkauf, während in den Jahren 1874 und 1875 die Einnahmen nur bei je gut 5000 Franken lagen; 1878 wurde nur Wein für 4300 Franken und 1879 sogar für nur 2800 Franken verkauft. Das Einkommen aus dem Weinbau war deutlich höheren Schwankungen ausgesetzt als das Einkommen aus den übrigen landwirtschaftlichen Aktivitäten. Manchmal wurde auch Wein eingekauft, ob für die Lagerung, den direkten Weiterverkauf oder für den Verschnitt mit dem eigenen Wein ist nicht bekannt.

Andere landwirtschaftliche Erträge

Neben dem Rebbau waren die übrigen landwirtschaftlichen Aktivitäten im Guggen fast vernachlässigbar. Im Stall hatte Theodor Bleuler zwei Kühe und ein Schwein. Auf den Wiesen standen Obstbäume und es wurden auch noch Kartoffeln angepflanzt. Gemüse und Beeren aus dem Garten wurden grösstenteils im eigenen Haushalt verbraucht. Aus den Anteilen an der Holzcorporation Zollikon ergaben sich aus dem Holzverkauf jährlich bescheidene Einnahmen. Von einer Selbstversorgung war die Haushaltung aber weit entfernt. Fleisch und Käse wurden ebenso gekauft wie Getreide, Mehl und gewisse andere Lebensmittel. Auch Gras, Heu, Mist, Stroh und Heizmaterial musste zugekauft werden. Wie bescheiden diese anderen landwirtschaftlichen Erträge waren, zeigt sich aus der folgenden Zusammenstellung für das Jahr 1871:

Trester	32 Tansen	Fr. 33.60
Holz	1 Klafter	Fr. 32.--
Kartoffeln	4 Tansen	Fr. 35.--
Birnen	8 ½ Tansen	Fr. 66.60
Aprikosen		Fr. 2.30
Zwetschgen	25 Mass	Fr. 10.--
Usteräpfel	5 ½ Tansen	Fr. 29.50
Fallobst	4 Tansen	Fr. 18.--
Trauben	18 Pfund	Fr. 5.40
Milch und Butter		Fr. 432.—

Insgesamt machten diese Zusatzeinnahmen nur rund zehn Prozent des Haushaltseinkommens aus, wobei davon das meiste auf Milch und Butter entfiel. Rund 90 Prozent der Einnahmen stammten aus dem Verkauf von Wein und Sauer. Gelegentlich wurde auch etwas Branntwein verkauft, das Mass zu Fr. 1.50 bis Fr. 2.20, oder Most zu 30 Rappen pro Mass. 1870 wurden zwei Kälber verkauft, das eine für Fr. 26.--, das andere für Fr. 13.--. Für 1877 ist ein Preis von Fr. 405.-- für eine seit elf Wochen trüchtige Kuh erwähnt, wobei aber nicht klar ist, ob es sich um einen Kauf oder einen Verkauf handelt. Um Verkäufe dürfte es sich im Dezember 1878 gehandelt haben: es wurden Fr. 660.-- für die Kuh «Schäfli» und Fr. 330.-- für die Kuh «Palch» aufgeführt. Um die Jahrhundertwende wurden für ein Stierkalb Fr. 25.-- und für ein Kuhkalb Fr. 30.-- gelöst.

Dazu kamen noch Einnahmen für offizielle Funktionen «Von der hoh. Finanzdirektion»:

Für die Funktion beim Taxieren	Fr. 372.--
Für die Funktion bei den Rekurskommissionen	Fr. 96.--

Überdies konnten auch noch Zins- und später, nach Mathildes Heirat mit Wilhelm Müller, auch Mieteinnahmen verbucht werden:

Nordostbahn	Kapital Fr. 500	Zins 4 %	Fr. 20.--
Küfer Wirz	Kapital Fr. 8000	Zins 3 ¾ %	Fr. 300.--
Emil Kleinert		Zins	Fr. 60.--
Hr. Borsari		Zins	Fr. 400.--
Volksbank		Zins	Fr. 55.--
Jahresmiete Tochtermann Wilhelm Müller			Fr. 450.--

Ausgaben für Haus und Hof

Für die Jahre 1870–73 verfügen wir aus der Hand von Mathilde Bleuler über eine Zusammenstellung der Ausgaben, schön nach Kategorien unterteilt. Daraus lässt sich nicht ermitteln, wieviel genau pro Jahr ausgegeben wurde und es ist auch nicht möglich, Einnahmen und Ausgaben zu saldieren, um so einen Nettogewinn aus dem Landwirtschaftsbetrieb zu berechnen. So muss jede Ausgabe für sich betrachtet werden. Natürlich ist die Versuchung gross, bei den folgenden Ausgaben eine Umrechnung in heutige Franken zu versuchen. Bei den Löhnen müsste man heute mit mehr als dem hundertfachen Betrag rechnen, während bei gewissen Geräten, Materialien und Lebensmitteln vielleicht der Faktor zehn anzuwenden wäre.

Erstausunlich tief waren die gezahlten Löhne. Es waren in der Regel ein Knecht und eine Magd angestellt und für die Weinlese wurden weitere Leute beschäftigt, die normalerweise im Akkord arbeiteten. Die Dienstlöhne wurden halbjährlich ausgezahlt, an Lichtmess und an Martini. Bei diesen Löhnen ist natürlich zu beachten, dass Kost und Logis zum Lohn dazukamen.

Löhne

Magd Verena Volkert, Dienstlohn für ½ Jahr	Fr. 78.--
Magd Elise Benz, Jahrlohn	
Fr. 230.--	
Knecht Jakob Baur, Dienstlohn für ½ Jahr	Fr. 145.--
Knecht Felix (später), Dienstlohn für ½ Jahr	Fr. 123.--
J. Willemer, halber Reblohn	Fr. 30.--
Rebmann Bleuler, Rütli, Reblohn (Akkord)	2 X Fr. 75.--
Bertha Keller, 1 Tag gewümmet	Fr. 1.--
Marie Müller, 2 Tage	Fr. 2.--
Ernst Käfer, 2 Monate in Dienst	Fr. 50.--
Heinrich Werder, für 8 Wochen	Fr. 70.--
Felix Müller, zweimaliger Fuhrlohn	Fr. 4.--
Fuhrmann Staub, Heizi [Brennholz] führen	Fr. 4.--
Herr Schlumpf, Wein ins Casino führen	Fr. 2.--

Herr Schmid, 3 Tage für Mist tragen	Fr. 9.--
Herr Schmid, 1 ½ Tage Gülle tagen	Fr. 4.--
Frau Schmid, 1 ½ Tage waschen	Fr. 4.--
Küfer Weber, ein Fässchen repariert	Fr. 4.--
Baumeister Brunner, fürs Weissgen	Fr. 8.45
Gärtner Lienert, für Bäume schneiden, 1 Tag	Fr. 3.--
Kaminfeger, für Kamin, Herd und Waschhaus	Fr. 2.--
Kaminfeger Knabenhans, für Herd russen	Fr. 0.70
Borsari & Comp., Stützmauer im Tobel	Fr. 52.50
Schlosser Sennhauser, Kuh beschlagen, 2 Eisen	Fr. 1.20
Schuster Irmiger, Schuhe sohlen	Fr. 4.80
Windenfenster	Fr. 15.--
Säger Hollenweger, 600 Stöckel fräsen	Fr. 9.--

Ärzte und Zahnärzte

Prof. Rose, Spitalarzt in Fluntern für zwei Operationen bei Knochenhautentzündung	Fr. 60.--
Dr. Brunner, Küsnacht	Fr. 75.95
Zahnarzt Meier, Zürich	Fr. 34.--
1 Zahn ausziehen	Fr. 1.--
1 Zahn plombiert, Vater	Fr. 4.--
Tierarzt Näf	Fr. 3.--

Geräte

Weinpumpe samt Schläuche, Hähnen etc.	Fr. 239.--
Scharrschaufel von Eisenhändler Schoch	Fr. 1.70
2 Schaufelstiele	Fr. 2.--
300 runde Stöckel à 8 Rp. und 500 gesägte à 7 Rp.	Fr. 59.--
Trag-Tanse	Fr. 3.--
2 Schlittenstricke	Fr. 4.--
Rattenfalle	Fr. 1.50
1 Pfanne	Fr. 4.20
Gusseiserne Brunnenleitung	Fr. 182.15
Jauchepumpe	Fr. 69.--
Viehgeschirr	Fr. 13.--
Graskorb	Fr. 3.50
2 Bogenkörbe	Fr. 1.40
Spühlbrett	Fr. 3.50

Tiere, Pflanzen und Material

1 Rind, 1 ½ Jahre alt	Fr. 310.--
1 Schwein	Fr. 123.--

4 kleine Bäume (3 Birnb. à 1.50, 1 Apfeln. à 1.20)	Fr. 5.70
7 Zentner Guano [Dünger]	Fr. 89.60
9 Säcke Dünger	Fr. 98.50
1 Grube Mist, Herr Manz	Fr. 38.--
20 Pfund Weinstein säure	Fr. 62.--
4 Centner Stampfzucker à Fr. 48.--	Fr. 192.--
20 Lot Tannin	Fr. 5.--
1 Sack Cali-Salz	Fr. 17.20
13 1/2 Tansen Asche	Fr. 26.--
1 Fuder scharzes Stroh, Händler Kunz, Neerach	Fr. 80.--
Weisses Stroh	Fr. 145.70
462 Pfund Heu	Fr. 25.70
Gras	Fr. 40.--
Heizi [Brennholz]	Fr. 2.50

Lebensmittel

10 Kilo Gerste	Fr. 2.40
6 Pfund Käse	Fr. 3.40
1 Filet	Fr. 2.48
6 Pfund Kuhfleisch	Fr. 3.50
4 Pfund Butter	Fr. 5.20
2 Pfund Schmalz	Fr. 1.80
5 Pfund Schafffleisch zum Braten	Fr. 4.--
10 Kilo Hafergrütze	Fr. 4.40
10 Kilo Zucker	Fr. 4.40
20 Pfund Weissmehl	Fr. 4.20
1 Pfund Chocolate	Fr. 1.20
1 Dutzend Cervelats	Fr. 2.40
4 Kilo Äpfel	Fr. 1.40
1 Kilo Haselnüsse	Fr. 1.50
1 Pfund Spinat	Fr. 0.60
2 Pfund Lächerli	Fr. 2.50

Kleider

2 Hemden für Vater	Fr. 4.20
1 Paar Unterhosen	Fr. 1.50
1 Schürze	Fr. 1.20
1 Paar Hosen für Vater	Fr. 10.--
2 Nachtjacken	Fr. 6.40
1 Paar Handschuhe	Fr. 1.80
1 schwarze Weste	Fr. 8.50

2 Paar Filzpantoffeln	Fr. 10.--
1 schwarze Bluse mit Futter	Fr. 5.50
6 Nastücher mit „L“ bezeichnet für Lydia	Fr. 5.50
20 Meter gebleichter Stoff	Fr. 6.80

Steuern und varia

Staatssteuer	Fr. 185.30
Gemeindesteuer	Fr. 306.--
Reblaussteuer	Fr. 14.50
Viehsteuer, pro Stück Fr. 4.--	Fr. 8.--
Domänenverwaltung, Zins von Fr. 5'800	Fr. 246.--
Hagelversicherung	Fr. 106.40
Mobiliarversicherung	Fr. 5.--
Beitrag an Lesegesellschaft	Fr. 1.50
Beitrag an Frauenverein	Fr. 4.--
Beitrag für das Armbrustschieszen	Fr. 2.--
Beitrag für den Männerchor	Fr. 1.50
Gemeinnütziger Verein	Fr. 2.20
Volksblatt, 1/2 Jahr	Fr. 3.--
Brillengläser	Fr. 2.45
Klavier (16.4.1871)	Fr. 230.--

Wümmet

«Diese Woche haben wir gemostet, wir haben sehr guten süssen Most; an der Laube reife Trauben, auch hatten wir ein wenig Zwetschgen bekommen. Es wäre wünschenswerth, wenn wir besseres wärmeres Wetter bekämen, sonst könnte man auf keinen guten Wein hoffen» (Mutter Louise Bleuler, 23. September 1877). Am 3. Oktober wurden einzelne Trauben herausgeschnitten, um Sauer zu machen. Die Kälte hatte den Reben an exponierten Stellen geschadet. Schon wenige Tage später begann die Weinlese. Im Brief des 11-jährigen Bertheli an ihre Schwester vom 13. Oktober ist von der Arbeit in den Rebbergen nur zu vernehmen, es sei immer lustig gewesen und alle hätte miteinander «Duzis» gemacht. Der Rest des Briefes befasst sich nur mit dem abendlichen Schabernack, wozu sich einer der Rebarbeiter mit Zylinder und Frack verkleidete. «Nach dem Kaffeetrinken machten wir Spiele. Zuerst aber spazierten wir auf der Strasse hin und her. Dann thaten wir Schuelischleifen, was aber ziemlich grob zuzuging. Dann machten wir den Säustall, dann «gfallt dr dis Dübli»? Dann das Tellertrülespiel, weisst du, wo man einander so Namen angibt. Dann spazierten wir wieder auf der Strasse, der Vater spazierte mit Lisebeth voraus, Arm in Arm. Du

kannst dir denken, liebes Luiseli, wie da gelacht wurde und wie lustige Sachen der liebe Vater immer wusste. So machten wir uns lustig bis um 1 Uhr.» Am nächsten Tag ging es so weiter: «Als wir in der Stube waren, brachte der Vater den Leemann in einer Benne [Schubkarre] in die Stube hinein; dieser hatte zwei Pfannendeckel in den Händen, mit denen er einen furchtbaren Lärm machte. Dann sprang er noch mit ihm auf der Strasse hin und her, dann machten wir noch Spiele wie gewöhnlich. Nur ein neues will ich Dir beschreiben, welches man das «Erdbeeren suchen» nennt. In der Stube breitet man ein starkes Tuch auf dem Boden aus. Man verbindet demjenigen, welcher die Erdbeeren suchen muss, die Augen und führt es dann auf das Tuch und sagt dann, es solle hier ein wenig absitzen. Wie es auf dem Tuch sitzt, so lüpfen vier oder noch mehr Männer an allen vier Zipfeln das Tuch auf und werfen es in die Luft. Du kannst Dir denken, wie das lustig ist. So hatten wir es sehr lustig bis um halb 3 Uhr.» Der Schlussabend war der Krähanen. Der bis am Morgen um 4 Uhr ging, mit insgesamt 18 Personen. Allerdings war das erst das Ende des Wümmet für den Weisswein, die Ernte der blauen Trauben stand erst noch bevor.

Von der übrigen Landwirtschaft erfahren wir nur wenig. Im November 1877 lesen wir, sie hätten jetzt vier Kälbchen und elf Kaninchen. Im Garten wurden Tulpen und Narzissen gepflanzt. Im Februar 1878 wurden Kefen gesteckt und Spinat gesät.

Ein langer Brief

Am 8. März 1878 schrieb Theodor Bleuler einen Brief an seine Tochter in Peseux:

«Liebe Louise!

Endlich, da es heute stürmt und regnet und niemand ausgehen wird, der nicht absolut muss, bleibe auch ich im Nebestübchen und bemühe mich, eine alte Schuld abzutragen, indem ich Dir endlich auf eine manchen Briefe antworte und Dir namentlich auch das letzte, schöne französische Briefchen verdanke. [...]

Der vergangene Winter hat verschiedene Stadien durchlaufen, man weiss fast nicht recht, soll man ihn einen strengen oder gelingen, einen trockenen oder nassen heissen, nun item, wir erinnern uns wenigstens aus diesem Winter auch einer schönen Periode, der Zeit nämlich, wo unser Herr Winter seinen schönen weissen Schild ausgehängt hatte, ich meine als er das ganze Land eiskalt einpuderte [...]. Zu jenen Tagen, als tausende sich der schönen Schlittbahn freuten, machten auch Mathilde und ich eine vergnügte Fahrt auf den Katzensee. [Es folgt eine ausführliche Beschreibung der Schlittenpartie und der dabei getroffenen Leute].

Nun genug vom Winter, jetzt kommt ja der Frühling. Von Mathildes Ball will ich Dir nichts erzählen, denn davon bist du gewiss schon von ihr selbst unterrichtet. Gestern haben die liebe Mutter und ich gegärtnert. Wir haben uns entschlossen, gar keinen Gärtner zuzulassen, sondern lieber alles nach eigenem Willen und Geschmacke einzurichten. Wir haben ohnehin keinen rechten Gärtner, denn Rupp mag ich nicht mehr, weil er mich schon oft angeführt hat, man sich überhaupt auf ihn nicht verlassen kann. Sonst haben wir jetzt wieder den Gärtner Kölliker, der hat mir letzten Winter alle Bäume gereinigt und geschnitten, mit jener Arbeit war ich recht zufrieden, aber im Blumengarten ist er, mein' ich, doch kein Künstler.

Vom Umbau unserer Stube hat Dir Mutter geschrieben. Du kannst sicher sein, dass das so gemacht wird und Du wirst dann sehen, wie viel schöner sich die Stube ausnimmt. Also ein weit kleinerer weisser Ofen ohne jene Treppe, statt des Buffet kommt ein grosser dreithüriger Kasten hin, statt der alten Uhr gibt's eine neue an die Wand, ungefähr ob dem Ruhebett, statt dieses Ruhebettes kommt ein ordentliches Canapé oder Diwan hin, statt des Pultes eine Kommode [...]. Dann kommt noch der Maler und macht alles Alte mit seinem Pinsel nagelneu. Vorher, wahrscheinlich noch bevor Du heimkommst, wird in der Küche und in unserer Kammer der grosse Kamin abgebrochen, unsere Kammer getäfert und ebenfalls ein neuer Boden gelegt. Wenn nur das alles schon abgethan wäre, wir sind halt gewiss während des Baues ungemein eingeschränkt, deshalb hätten wir gern damit fertig gemacht, bevor Du heimkommst, aber es ist rein unmöglich; indes für das will ich schon sorgen, dass wenn einmal angefangen ist, alles schnell läuft.

Mathilde ist seit Sonntag bis gestern abends in Stäfa gewesen. Robert [Pfenninger] komme nun ziemlich sicher auf Frühjahr nach Neuveville in eine Pension. Es ist gewiss ein Glück, wenn er fortkommt und sehr Zeit dass er fortkomme, denn zu Haus würde er nie ein ordentlicher Mensch werden, weil er den Eltern absolut nicht gehorcht und nicht gerne lernt, immer nur mit Kühen, Geissen, Pferden etc. zu thun hat. [...] Letzten Samstag sind 3 Seminaristen ertrunken, wie wollten nachts 9 Uhr von Erlenbach in einem Schiffchen nach Küsnacht zurückfahren, am folgenden Morgen fand man das Schiffchen umgestürzt und zwei Hüte am Ufer liegen. Wie das hergegangen, weiss niemand, betrunken sollen sie nicht gewesen sein; es waren sämmtlich Schüler IV. Classe, die also dieses Frühjahr ihr Staatsexamen gemacht hätten. Einen davon hat man seither unweit des Ufers gefunden, er soll ein guter Schwimmer gewesen sein und hätte sich retten können, wenn er nicht den Krampf bekommen hätte. [...]

Nun, eine weitere Seite will ich nicht anfangen, ich glaube es thut's. – In 4 Wochen will ich dann mündlich Fortsetzung machen.

Leb wohl, liebes Kind

Dein Vater Theodor»

Kultur und Freizeit

Von grosser Bedeutung waren die damals immer populärer werdenden Fotografien. Im Oktober 1877 schrieb die Mutter an die Tochter Luise in Peseux: «Wie hast du uns überrascht und gefreut mit deiner Photographie. Ich glaubte bis Neujahr warten zu müssen. Auf diese Art können wir das ganze Zimmer mit Portraits füllen, wenn einmal noch Bertha ein solches schickt [...]. Das Bild ist sehr gut gemacht. Grossvater hat Dich sogleich erkannt, trotzdem seine Augen schwächer sind als letztes Jahr» und die jüngere Schwester Bertha schrieb ihr: «Ach, du kannst nicht glauben, wie grosse Freude wir an der Photographie haben. Als ich sie erblickte, riss ich sie schnell heraus und sprang damit zum Fenster». Kurz darauf schrieb der Vater: «Dein Bild auf der Gruppe, das Du heimgeschickt, ist recht gut, wir betrachteten Dich durch die Lupe, und fanden, dass das leibhaftig unser Luischen sei.»

Am 16. April 1871 wurde ein Klavier angeschafft. Über Klavierstunden vernehmen wir nichts, aber im Oktober 1877 vernehmen wir: «Bertheli übt gerade jetzt Tänze auf dem Clavier, ich denke Mathilde habe es ihr beliebt gemacht, damit sie nicht immer spielen muss und auch mitunter tanzen könne.» Anfang 1878 schrieb Mathilde an Luise: «Alors, le nouvel an, au piano je jouais le Donauwalzer.» Von ihrer Freundin Marie Graf wurde Mathilde angefragt, ob sie ihr Klavierunterricht geben könnte, ihr Vater würde ein Klavier kaufen. Dass auch Luise Klavier spielt erfahren wir indirekt aus einem Brief des Vaters: «Für diesmal nur die kurze Mitteilung, dass das Geld fürs letzte Quartal deiner Pension per Postmandat unterwegs ist, Du wirst's morgen ca. erhalten. Der Betrag macht Francs 220.-, nämlich fr. 200 für Pension und fr. 20 für Benutzung des Pianos das ganze Jahr. Im Februar schrieb Bertheli: «Mathilde gibt mir alle Tage eine Stunde im Französischen und alle Dienstage eine im Klavierspielen». Von grosser Bedeutung war das Theaterspielen, so etwa das Lustspiel «Unter dem Pantoffel» und das Singen im Gemischten Chor. Dann hören wir auch von einem Besuch im Opernhaus, wo Gounods «Faust und Margarete» gegeben wurde. Einige Jahre später erfahren wir, Bertheli habe in einer Musikschule Violinstunden genommen und fahre jetzt fort mit Privatunterricht.

Das Welschlandjahr war allgemein üblich – Theodor Bleuler war seinerzeit in Château d'Oex gewesen – und von den Briefen von und nach Peseux war gelegentlich auch einer auf Französisch verfasst. Englisch hatte noch längst nicht den gleichen Stellenwert. Auf eine Anfrage von Luise aus Peseux antwortet ihr der Vater: «Mit den Englisch-Stunden mache nun ganz wie Du willst, wenn Du Lust hast, so rathe ich Dir, solche Stunden zu nehmen, denn es ist allerdings schön, wenn man von mehreren Sprachen wenigstens nur einen Begriff hat, nur lesen und ordentlich aussprechen kann.» Auch Eugen nahm 1878 Englisch-Stunden im

Privatunterricht. Ende März schrieb Mathilde, sie nehme jetzt Italienisch-Stunden.

Dezember 1877: «Heute nimmt Eugen [Bleuler] die ersten Reitstunden. Gestern kam Hr. Steffen auf seinem neuen Pferde zu Eugen geritten. [...] Bertheli ist soeben auf einem Pferde mit Hermann [Ernst], der neben bei lief, bis ins Gstad geritten.» Schon Ende März 1878 erfahren wir: «Eugen bekommt diese Woche noch ein Pferd für einige Zeit. Götti hat eines gekauft. Dann wollen wir mehrere nette Touren machen, wenn du da bist. Eine Chaise werden wir schon bekommen», und kurz darauf kam die Mitteilung: «Weisst Du, dass Eugen ein eignes, wundervolles Pferd hat?» Die Freude über die gewonnene Mobilität kann man nur dann verstehen, wenn man daran denkt, dass damals das Schiff auf dem Zürichsee das Hauptverkehrsmittel war, da die Eisenbahn am rechten Zürichseeufer noch längere Zeit auf sich warten liess. Anfang 1878 wurde im Goldbach eine Dampfschiffstation gebaut, was in einem Brief freudig vermerkt wurde.

Kleidersorgen

Über kein Thema erfahren wir mehr aus den Briefen aus dem Gugger als über Kleider und Mode. Im September 1877 schrieb die Mutter Bertha Bleuler an ihre Tochter Luise: «Grossmama hat ihren Flanellrock der Mathilde geschenkt. Anstatt ringsum gestreift hat man jetzt nach der neuen Mode abwärts die Streifen gerichtet und den gleichen Schnitt wie Dein Kleid gemacht ist. Ferner hat sie für Bertha ein Westli gemacht, es trägt dasselbe in die Schule zu dem weissen und schwarzen Röckli, welches es letztes Jahr schon getragen, den Sommer über hatte Bertha das schwarze Kleidchen benutzt. [...] Habe sogleich Deine Winterstifeli zum Schuster geschickt, um dieselben zu galoschieren. Werde in 3 Tagen die Stifeli und Strümpfe schicken können. Wir haben seit Sonntag die Winterstrümpfe angezogen. [...] Für die Winterkleider werde auch gelegentlich sorgen. Mathilde meint, man trage diesen Winter mehr Mantel als Jacke. Zuerst werde Dir das gewöhnliche Kleid schicken und gleicher Schnitt wie am Baräsche [Barège, feiner Kleiderstoff aus Baumwolle mit Kammgarn oder Seide] Kleid, damit wenn Du dann etwas auszusetzen weisst, diese Fehler am Sonntagskleid nicht mehr vorkommen.» Schon wenige Tage später schrieb die Mutter: «Gestern habe in der Stadt Stoff für 3 Kleider gekauft. Bei Frau Mahler auch noch einen Resten sehr billig zu einem Werchtagskleid für Dich. In der franz. Warenhalle 43 Ellen für Dich und Mathilde zu Sonntagskleidern, aber dunklen Stoff, denn Marholde kommt immer ganz schwarz sonntags. Wenn Jgfr. Gimpert nächste Woche kommen kann, so lasse zuerst den gewöhnlichen Rock für Dich machen, nachher schicke Dir dann Sonntagskleid und Hut. Wie wünschst Du eigentlich die Kleider gemacht, ich habe je 22 Ellen pro Kleid. Mathilde will ein

Doppelkleid, weil sein Flanellkleid Prinzessschnitt hat.» Zwei Wochen später erfahren wir, der Stoff habe nicht für den Prinzessschnitt gereicht und so habe man ein Doppelkleid gemacht. Der Prinzessschnitt hat eine Naht, die unterhalb des Armausschnitts beginnt und bogenförmig über Brust und Taille bis zum Saum verläuft, wobei der Oberteil des Kleids bis zur Taille eng anliegt und unten sehr weit wird.

Am Abend des 23. Februar 1878 fand im Theater-Foyer in Zürich ein Ball statt, zu dem Mathilde von einem Herrn Steffen eingeladen wurde; auch Eugen Bleuler war mit einer Luise Tobler dabei. Es waren insgesamt 23 Paare. Mathildes prachtvolles Kleid und Frisur hielt Bertha in einer Zeichnung fest. Offenbar war der Ball ein voller Erfolg: «Ausgelassen habe ich bis morgens 6 Uhr keinen Tanz. Unmöglich hatten die anderen so viel Vergnügen wie wir, denn während die anderen Damen den Wänden nach steif dasassen, ohne ihre Herren, sassen Hr. Steffen und ich, Luise und Eugen [...] in einem Sofa immer beisammen und amüsierten uns köstlich. [...] Wir fuhren dann in einer Droschke ins Selnau, wo ich über Nacht blieb. Sonntags 1 Uhr kam Hr. Steffen und holte uns wieder mit der Chaise ab. Im Gugger stieg Eugen auch ein und wir fuhren nach Meilen in den Löwen, dort tanzten wir 1 Stunde ganz allein im schönen Saale.»

Verwandtschaft

Im September 1877 war Bertha Bleuler-Pfenninger in Stäfa zu Besuch, traf aber ihren Bruder nicht an. Ende Jahr schrieb sie: «Robert [Pfenninger] kommt im Frühjahr in eine Pension, wahrscheinlich in Neuenburg, er macht den Eltern sehr viel Verdross. Hoffe es wird besser kommen.» Mitte Januar erhielt Luise von ihrem Onkel F. Pfenninger einen Brief, in dem er sie bittet, über das Knabenpensionat Morgenthaler in Neuveville Erkundigungen einzuholen. «Robert macht seit Mai in der Sekundarschule bessere Fortschritte als im ersten Schuljahr, namentlich im Französischen, das er mit Vorliebe zu lernen scheint. Ich wäre nun fast entschlossen, ihn mit künftigen Ostern dorthin zu placiren. Du magst Dich nun gelegentlich über dieses Institut ein wenig informieren, falls es möglich ist. Es interessiert mich natürlich zu wissen, ob daselbst das geistige & körperliche Wohl der Pensionäre gefördert & ihnen eine gute Erziehung unter angemessener Disciplin & ein gründlicher Unterricht zutheil werde.»

Grosseltern

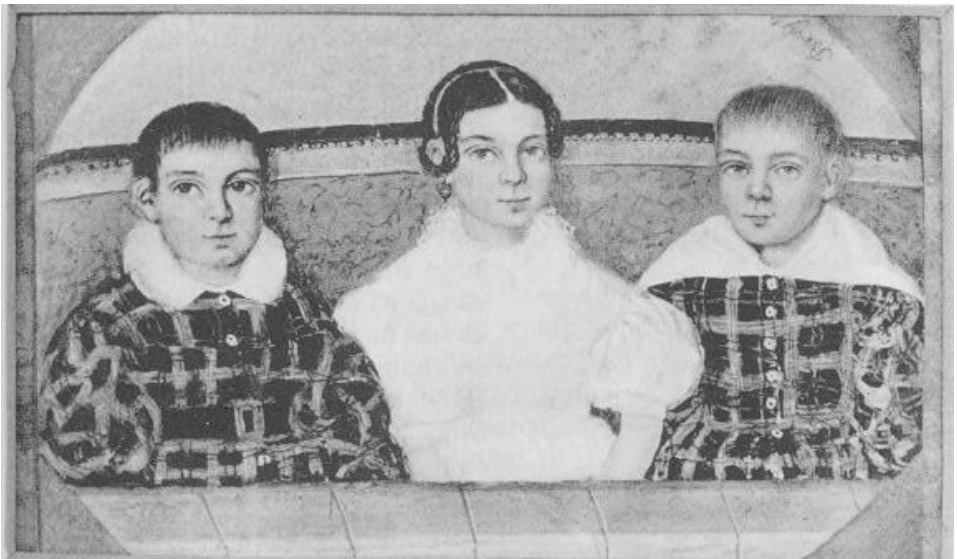
Ende September 1877 erfahren wir, mit den Grosseltern gehe es immer ordentlich. Kurz darauf erfahren wir von Bertha, sie müsse jeden Morgen die

Grossmama ankleiden. Anfang November erfahren wir: «Grossvater ist schon einige Zeit unwohl, ist jetzt auf der Besserung. Mit Grossmama wäre es ordentlich, aber sie kann des Nachts nicht schlafen.» Im Februar schrieb die Mutter: «Mit den Grosseletern steht es immer im Alten. Grossvater liegt immer bis 12 Uhr im Bett oder oft den ganzen Tag.» 8. März 1878: «Mit unseren lieben Grosseletern geht's nicht ganz gut, ich schlafe schon manche Nacht in deren Zimmer. Letzthin ist die liebe Grossmama gefallen und hat seither Schmerzen an einem Bein.» 21. März 1878: «Die Grosseletern verlangen beständig jemand bei ihnen zur Bedienung. Grossmama kann fast nicht mehr stehen vor Schwäche, Grossvater ist auch meistens unwohl.» Ende März starb der Grossvater: «Etwa um halb sieben Uhr bekam er seine Suppe. Er möckelte noch Brot in dieselbe ein und ass einen Löffel voll davon. Da wollte er aufstehen, aber Gotte musste ihm zu Hilfe kommen, denn er konnte nicht mehr aufstehen. Glücklicherweise ging noch die Mutter hinauf. Beide führten ihn zu einem nahe stehenden Stuhl, wo er die Augen schon schloss und wie tot da sass, er sagte nur noch einige Worte und dann konnte er nicht mehr reden, er hörte auch nichts mehr. Man legte ihn dann zu Bette, er hatte eben einen Hirnschlag bekommen. Bis um 10 Uhr atmete er furchtbar schwer und um 10 Uhr gar nicht mehr. [...] Der Kirchgang war ungemein gross, er bestand aus 180 Mann. Denke, wir bekamen 150 Trauerkärtchen.»

Paul Bleuler als Apotheker im Ausland

Familie und Reisen

Paul Bleuler kam 1832 zur Welt, wanderte mit 31 Jahren nach Amerika aus und wurde dreissig Jahre später gesetzlich für tot erklärt, da man in all diesen Jahren keine Nachricht mehr von ihm hatte. Wer war Paul Bleuler? Wir können ihn über seine bekannteren Verwandten definieren: er war ein Enkel Hans Rudolf Bleulers (1748–1799), des ersten Gemeindepräsidenten von Zollikon, und ein Onkel mütterlicherseits des berühmten Psychiaters Professor Eugen Bleuler (1857–1939). Paul war das mittlere der drei Kinder aus zweiter Ehe von Hans Rudolf Bleuler (1780–1839) und Anna Oetiker (1803–1879) aus Stäfa. Seine Schwester Pauline war drei Jahre älter, sein Bruder Theodor zwei Jahre jünger als Paul. Als Paul 8-jährig war, starb der damals schon 60-jährige Vater an einem Schlaganfall. Die zu dieser Zeit erst 37-jährige Mutter heiratete 1841 dessen Nefen Hans Konrad Bleuler (1803–1878), der gleich alt war wie sie.



Die Geschwister Paulus, Pauline und Theodor Bleuler

Die drei Kinder wuchsen im Gugger bei Mutter und Stiefvater auf. Der Stiefbruder Eduard Bleuler (1815–1856), ein Sohn aus der ersten Ehe des Hans Rudolf Bleuler, spielte für Pauls Leben eine geringe Rolle. Die Schwester Pauline heiratete 1851 den sechs Jahre älteren Rudolf Bleuler aus der Mühlehalde im Chleidorf, wo sie zunächst auch wohnten, bis sie dann im Sommer 1854 in den unteren Teil des Guggers zügelten. Für Paul spielte sein Schwager Rudolf eine wichtige Rolle. Das Ehepaar Rudolf und Pauline Bleuler-Bleuler hatten zwei Kinder, Anna Pauline (1852–1926) und Paul Eugen (1857–1939), den späteren Psychiater. Von Paul Bleuler sind uns aus den Jahren 1851 bis 1864 sechzehn Briefe erhalten, die sich im Gugger in Privatbesitz befinden. Die meisten von ihnen sind an seinen Schwager Rudolf und seine Schwester Pauline gerichtet, doch erwähnt er in diesen Briefen mehrmals, er habe ein Erlebnis bereits den Eltern brieflich mitgeteilt, und zweimal werden auch Briefe an den Bruder Theodor erwähnt; diese Briefe sind aber leider nicht mehr erhalten, und die Zeit von 1856 bis 1862 ist nur durch einen einzigen Brief belegt.



Paul Bleuler als 18-Jähriger,
10. April 1850

Paul besuchte in Zollikon die Primarschule und dann vermutlich in Küsnacht die Sekundarschule – jene von Zollikon wurde erst 1873 gegründet. Anschliessend dürfte er, ähnlich wie etwas später sein Bruder Theodor, ein Welschlandjahr absolviert haben. 1850, also als 18-Jähriger, trat er in Lenzburg eine Apothekerlehre an, die etwa drei Jahre gedauert haben dürfte. Sodann war er an verschiedenen Orten in Süddeutschland als «Gehilfe» in Apotheken tätig, wobei er in der Regel etwa ein halbes Jahr an einer Stelle blieb. In der Zeit von 1859 bis 1861 hat er an der Universität München noch ein Studium der Pharmazie nachgeholt.

Im Frühling 1863, also mit 31 Jahren, wanderte er nach Nordamerika aus, und zwar zunächst nach Mexiko. Hier hatte er das Unglück, von vermeintlichen Freunden hintergangen zu werden. Statt heimzukehren, fuhr er aber weiter nach New York, wo es ihm gut gefiel. Er dürfte dort eine eigene Apotheke erworben und etwa zur gleichen Zeit Amalie Zeller – ein «deutsches Frauenzimmer» – geheiratet haben. Vorher, im Dezember 1864, kehrte er nochmals kurz via Hamburg nach

Zollikon zurück, um einige finanzielle Angelegenheiten zu regeln und sogleich wieder nach New York zurückzukehren. Er hatte wohl Streit mit dem Stiefvater, vermutlich wegen des Erbteils und der geplanten endgültigen Auswanderung. Jedenfalls scheint nachher der Kontakt mit ihm abgebrochen zu sein. Da man nichts mehr von ihm hörte, wurde er schliesslich 1894 gesetzlich für tot erklärt. Das Folgende ist ein kurzer Überblick über die Stationen in Pauls Wanderjahren:

<i>Zeitraum</i>	<i>Ort</i>	<i>Prinzipal</i>	<i>Briefe</i>
1850–53	Lenzburg	Herr Roder	8 Briefe
1853–April 1854	Neckargemünd	Herr Brommer	1 Brief
April – Okt. 1854	Aalen	Herr Closs	2 Briefe
Okt. 1854 – April 55	Murrhardt	Herr Horn	2 Briefe
1856 – 59	Romandie oder Frankreich		
1859 – 61	München	Studium	1 Brief
März 1863	Mexiko		1 Brief (Zürich)
April – Nov. 1863	New York	Fr. Stachelroth	1 Brief
Dezember 1863	Zollikon		1 Brief (Hamburg)
Ab 1864	New York	Fr. Stachelroth	keine Briefe mehr.

Neckargemünd liegt rund 10 km östlich von Heidelberg. Aalen ist ein etwas grösserer Ort rund 70 km östlich von Stuttgart, am Rand der Schwäbischen Alb. Murrhardt ist ein kleiner Ort, 35 km nordöstlich von Stuttgart. Alle drei Orte gehören zu Baden-Württemberg. Im Folgenden lassen wir vor allem Paul selbst in seinen Briefen zu Wort kommen. Dabei wurde die alte Orthographie teilweise beibehalten; Bemerkungen zu den Briefen sind in eckige Klammern gesetzt, Unterstreichungen sind kursiv gedruckt. Die Zeichnungen stammen von Wilhelm Busch (1832–1908). Wir erfahren aus den Briefen nicht nur, wie es Paul Bleuler im Ausland ergangen ist, sondern vernehmen auch gelegentlich Interessantes über das damalige Leben in Zollikon.

Lenzburg

Lieber Rudolf!

Lenzburg, 7. Januar 1851

[...] an jenem Sonntage, als Du und meine Geschwister Pauline und Theodor mich bis zur Eisenbahn begleiteten, langte ich wohlbehalten, obwohl zu Fusse von Baden weg, in Lenzburg an. Als ich nämlich in Baden gleich mein Postbillet lösen wollte, bekam ich anstatt dessen die Antwort, «die Plätze des Postwagens seien schon alle besetzt». [...] Ich klagte es nun dem Kondukteur, allein auch das half nichts und ich musste am Ende noch froh sein, dass wenigstens mein Gepäck

mitfahren durfte. Du wirst Dir denken können, wie ich nun dastand. Ich wusste nichts besseres zu thun, als mich auf mein Gangwerk zu verlassen. So trat ich dann, obgleich ich mich von der Eisenbahnfahrt ziemlich unwohl fühlte, in Gefolgschaft eines Herrn und eines meiner ehemaligen Schulkameraden, denen es gleich mir gegangen war, die Reise zu Fuss an. Es ging ziemlich rasch vorwärts und sobald wir in Mellingen waren, tranken wir ein Glas Wein. Munter förderten wir hierauf wieder die Schritte, sodass ich um 12 Uhr in Lenzburg anlangte, freilich etwas müde, aber desto gesünder. [...]

Lieber Schwager!

Lenzburg, 17. Juni 1851

Endlich ist die langersehnte Hochzeitseinladung gekommen. Ja, langersehnte kann man sagen, da mir ja Theodor schon im März Hoffnung gemacht hatte. Nichts desto weniger nehme ich sie mit Freuden an und 's ist mir jetzt so noch lieber, da ich nun noch die Zürchermesse besuchen kann. Deinem Plane, in Horgen das Diner zu halten, stimme ich auch mit Freuden bei. Am Freitag Morgen werde ich also punkt 11 Uhr gesund und munter im Gugger eintreffen. Wohl kann ich sagen, gesund und munter, habe ich doch letzten Sonntag nicht allein den ganzen Tag [gefastet], um an der Hochzeit auch ordentlich zu Mittag essen zu können, sondern auch meinen alten Feind, das Zahnweh, dadurch bezwungen, dass ich letzten Freitag zwei Zähne nacheinander, mit schrecklichen Gablen und Zinggen, und heute sogar noch einen dritten ausreissen liess. [...]

Liebe Schwester!

Lenzburg, 11. Januar 1852

Da du mir eine so treue Schilderung vom Neujahr, wie du es zugebracht, zukommen liessst, so kann ich nicht anders, als Dir auch erzählen, wie ich das Neujahr gefeiert habe, obgleich ich im Vornherein bemerken muss, dass es mir nicht so angenehm dahinschwand wie Dir. Ich musste nämlich alle 3 Tage, Sylvester, Neujahr und Berchtholdstag, die mir sonst nicht so stille verstreichen, in der Apotheke bleiben und konnte nicht einmal dem Wunsche Mama's, am ersten Sonntag doch in die Kirche zu gehen, entsprechen. Den Sylvester feiert man hier nicht wie bei Euch, durch so abscheulich frühes Aufstehen, denn wir frühstückten erst um halb 9 Uhr. Da ich fast den ganzen Tag im Laboratorium zu arbeiten hatte, trotz empfindlicher Kälte, so war ich Abends, und weil es Sylvester war, nicht sehr zum Studieren aufgelegt. So dachte ich dann an Euch und rechnete aus, wie Ihr jetzt alle so fröhlich um den grossen Tisch bei einem halben Dutzend Flaschen Nusswasser und Eierzeug und Biscuit sitzen werdet. Diesen Schmaus hätte ich gerne auch mit Euch getheilt und einige Stiefel auf Dein Wohl geleert, allein es war nicht möglich. Dafür werde ich mich rächen, indem ich Dich und die lieben Eltern nächstens einmal mit Besuch überraschen werde. [...]

Meine liebe Schwester!

Lenzburg, 18. Oktober 1852

Da ich heute Nachmittag allein bin, nicht nur in der Apotheke, sondern im ganzen übrigen Haus, so will ich die treffliche Gelegenheit benützen, um Deinen letzten Brief zu beantworten. [...] Auch hatte ich im Voraus schon darauf gerechnet, heute einige Stunden allein zu sein, da Herr Roders heute herbsten; diesen Nachmittag ist denn die ganze Sippschaft, von einer ungeheuren Zahl Vettern und Basen und Tanten etc. in den Weinberg hinausgegangen, während ich natürlich daheim Wache halten muss. Herr Roder hatte zuerst heftige Zahnschmerzen bekommen (was eigentlich gar kein Wunder ist bei so kohlschwarzen Zähnen), die zwar bald nachliessen, aber dafür eine geschwürartige Geschwulst hinterliessen, sodass er beinahe nicht mehr schlucken konnte. Er musste natürlich das Bett hüten und die Alleinherrschaft mir übertragen. Dazu liess ich mich auch gern verstehen und fühlte mich ganz behaglich dabei. Nur Eins machte mir Sorgen, die Taufe [des Töchterleins der Schwester], die ich natürlich bei längerer Krankheit verschmerzen müsste. Allein, schon nach 4 Tagen hatte meine Herrschaft ein Ende und ich war wieder Lehrbueb wie vorher. Die Geschwulst hatte sich mit einem Male gemindert, sodass Herr Roder, wenn auch mit verbundnem Kopfe, den alten Geschäften wieder nachgehen konnte. Ich werde also dem Rathe Mama's folgend Samstag Abends etwa um 8 Uhr in Zollikon eintreffen und Dich samt der kleinen Niece selbigen Abend noch begrüssen. [...]

Liebe, gestern gewiss recht vergnügte Schwester! Lenzburg, 25. Oktober 1852

Wodurch ich, zu meinem unerhörten Verdross, abgehalten wurde, dem gestrigen Feste beizuwohnen, wird Dir wohl unsere liebe Frau Mutter mitgetheilt haben. Ich war natürlich den ganzen Tag misstimmt, da ich Euch alle immer vor Augen sah, wie Ihr, an einem langen Tische sitzend, fröhlich zecht und dem Sauser, nach dem mich so sehr gelüftet, wacker zusprecht. Herr Roder liegt noch immer im Bette, nur gestern Mittag konnte er es nicht über sich bringen, einige Stunden in seiner lieben Apotheke zu verweilen. Sein Hauptübel sind Kopfschmerzen, die nun zum Theil nachgelassen, aber dafür einem Schwindel Platz gemacht haben, sodass er nicht im Stande ist, herumzustolzieren. [...]

[Nebenbei bemerken wir, dass offenbar damals selbst ein Apotheker über kein Mittel gegen Zahn- oder Kopfschmerzen verfügte, und dass man die Zähne nicht putzte, sondern sie notfalls einfach ausziehen liess. Auffallend ist überdies auch die grosse Bedeutung des Alkohols im Alltag und bei Festen für Leute aus der Rebbaugemeinde Zollikon.]

Der Schweizer im Schwabenlande

Liebe Eltern!

Neckargemünd, den 29. Dezember 1853

Das weiche Neujahrgeschenk ist mir am 2. Weihnachtstag richtig zu Händen gekommen, und danke Euch recht sehr dafür. Der schöne Ring freute mich über die Massen (er passt akkurat an meinen Finger) und als dann gar ein Louis d'Or aus der Schachtel wollte ... Ich hätte den Ring gern gleich an den Finger gesteckt und ein wenig spaziert, allein ich war am 1. ausgegangen und musste nun am 2. den lieben langen Tag im Geschäft bleiben, wenn auch nicht 6 Personen kamen. Am 1. Weihnachtstag war ich morgens in der Kirche, Nachmittags hatte ich im Sinne, mit 3 Kameraden einen Spaziergang nach Heidelberg zu unternehmen; es herrschte aber so grimmige Kälte, dass ich vorzog, in Neckargemünd den Nachmittag zuzubringen. [...] Ich hatte Euch um mein Neujahrgeschenk *an Weihnachten* gebeten, weil man hier allgemein am Christtage einander beschenkt. [...] Die 14 Tage, die Herr Bronner abwesend war, gingen ganz gut vorüber, ohne dass ich einen Fehler machte, oder an etwas anstund; nur hatte ich sehr viel zu thun. Es ist recht kurios! So lange Herr Bronner noch da war, gab's gar nicht viel zu thun, wie er aber abgereist war, so ging das Geschäft so lebhaft, dass ich Tag für Tag 27–30 Recepte zu machen hatte (und besonders des Nachts wurde ich oft aus dem Bette geschellt), während vorher nur 12–15 Recepte auf den einzelnen Tag kamen. [...] Hier herrscht schon längst eine ungewöhnlich strenge Kälte, das Thermometer zeigte bis 15° unter Null. Der Neckar ist seit einigen Tagen zugefroren. Ich benützte den Umstand letzten Mittwoch und machte eine Fahrt mit Schlittschuhen von hier bis Heidelberg. Das war eine starke Tour, 2 Stunden weit! Gestern aber, sowie auch heute ist Schnee gefallen, so dass jetzt auch Schlittbahn ist. [...]

Meine liebe Schwester und lieber Schwager!

Aalen, den 8. April 1854

Dass ich mit 1. April meine bisherige Heimath Neckargemünd verlassen und mich in Württemberg niedergelassen, wird Euch wohl unsere liebe Mama mitgetheilt haben. Ich verliess diesen Ort gewissermassen nur notgedrungen, da ich nur in der Receptur, nicht aber im Laboratorio, was doch die Hauptsache ist, profitieren konnte. Die Leute überhaupt und insbesondere im Hause waren so artig und freundlich; namentlich Madame ist eine sehr gebildete Frau und in allen Beziehungen das Gegentheil von Madame Roder und auch meiner jetzigen Philisterin, Madame Closs. An meinem letzten Arbeitstage, Mittwoch vor 8 Tagen, gab ich (nach allgemeiner Sitte) meinen Freunden einen Abschiedstrunk, in einem Fässel Bier bestehend. Da ging's dann gar kreuzfidel zu, ein Drinkspruch auf mein zukünftiges Wohl folgte dem andern. Am Sonntag Morgen, als ich

endlich Neckargemünd verliess, gaben mir noch 3 Spezialfreunde das Geleite 2 Stunden weit, bis Heidelberg, wo wir noch eine Flasche zusammen leerten.

Um 9 Uhr setzte mich dann in die Eisenbahn und fuhr ohne Aufenthalt bis Abends 5 Uhr. Ich hatte mich gar nicht mit Speise versehen, da ich glaubte, in Stuttgart ½ Stunde verweilen zu können. So kam in meinen armen Magen von früh 9 Uhr bis Abends 6 Uhr kein Bissen Speise oder Trank, ein Glas Bier aufgenommen, das ich in Esslingen in aller Eile im Wagen hinunter stürzen konnte. Ebenso ging es in Sussen, wo ich die Eisenbahn mit dem Omnibus vertauschte, gleich wieder weiter; erst als der Wagen einen steilen Berg hinan fuhr, und sämtliches Personal aussteigen musste, gelang es mir dank der Schnelligkeit der zwei Beine, einen Vorsprung zu gewinnen und in einem einsam stehenden Wirthshäusle schnell 1 Portion Schweizerkäse nebst Zubehör zu verschlingen. Erst nach 2-stündiger Fahrt, als der Omnibus in Gmünd anhielt, um die ermüdeten Pferde durch frische zu ersetzen, wurde mir vergönnt, meinen Magen zu beruhigen. Die ganze Strecke, die ich mit dem Omnibus zurückzulegen hatte, betrug 8 Stunden, dabei war die Strasse so schlecht und steil, dass die Sturmuhr eben 1 Uhr (Nachts) schlug, als ich hier ankam. Es wäre natürlich unschicklich gewesen, hätte ich meinen Principal bei so später Stunde aufgeweckt, und so übernachtete ich in einem Gasthofe.

Am Morgen verfügte mich dann gleich voller «Furcht und Hoffnung» über meine neue Stelle an meinen Platz. Herr Closs war gerade in der Apotheke, als ich eintrat und empfing mich freundlich. Er lud mich zu einer Tasse Kaffee ein, fragte mich aber im nämlichen Augenblicke, oder haben Sie schon gefrühstückt?!! Auf meine bejahende Antwort entschuldigte er sich, dass er schon gefrühstückt habe und der Kaffee erst wieder gemacht werden müsste, und so blieb die Tasse Kaffee aus. Nachher wurde mir mein Zimmer angewiesen – wenn man einen langen Gang, kaum 3' [Fuss] breit, mit nackten Mauern, nichts wie 2 Bette, 1 Tisch, 1 alten durch einen Riss in 2 Theile gespaltenen Spiegel enthaltend, ein Zimmer nennen kann. Wie ich mich dann umkleiden und meine Kleider auf einen Stuhl legen wollte, gewahrte erst, dass nicht einmal einer vorhanden war. Dann machte mich mein Principal mit den zur Apotheke gehörenden Räumlichkeiten bekannt, die zufolge der strengen Apothekenordnung noch leidlich sind.

Ich half nun mit arbeiten, so gut es anfangs gehen wollte, bis zum Mittagessen. Ehe wir uns zu Tische setzten, musst einer der zwei 7- und 8-jährigen Buben ein Gebetlein vorsagen, von dem ich aber, so sehr ich auch meine Ohren spitzte, kein Wörtlein verstand. Die Tafel bestand aus Fleischsuppe, Rindfleisch und Sauerkraut, nebst Schwarzbrot. Ich wäre damit noch zufrieden gewesen, denn ich hatte Appetit, und wartete nur noch auf ein Glas Wein, aber vergebens, weder Wein noch Bier noch Wasser erschien. Hätte ich damals, als ich noch zu Hause war und Mittags, Abends und Nachts meinen Schoppen Wein vor mir stehen

hatte, gesagt, dass ich einst ½ Jahr lang (denn länger bleibe ich nicht hier) ohne einen Tropfen Wein leben müsste, so hätte ihm geantwortet, du bist ein Narr! [...] Wenn es zu dunkeln anfängt, müssen wir wieder ins Hofzimmer n'auf sitzen, *damit die Kerzen gespart werden!!!* Gefrühstückt wird in der Apotheke; da gibt's dann *eine* Tasse Kaffee, welcher aber so weiss ist, dass ihn ein nicht scharf Sehender für Milch halten würde, nebst zwei Kreuzerweggli. Das war natürlich nichts für mich. Ich verfügte mich alsbald zur Madame hinauf und entschuldigte mich, indem es mir unmöglich sei, Kaffee mit Milch zu trinken, und so erhielt ich dann 1 Tasse schwarzen. Ich hätte nun fast Lust gehabt auf Neujahr aufzukünden, denn zu den Hungerleiden gesellten sich noch ein paar andere Knausereien. So z.B. ist in meinem Bette kein Leintuch vorhanden, werden mir Stiefel nur 2mal wöchentlich geputzt, muss ich die Waschtücher selbst herschaffen etc. etc. Allein, Herr Closs ist ein freundlicher Mann, etwas hitzig zwar, aber dafür kann man was bei ihm lernen. [...] Ich werde jedenfalls nur bis im Herbst bleiben und mich dann wieder ins Badische begeben. Die Leute dort sind viel gefälliger und freundlicher, wie hier im Schwabenlande, auch Sprache und Sitten sind feiner. [...] Für diesmal will ich enden, das Mittagessen wird eben aufgetragen, es gibt heute etwas extra Gutes, von dem man mehr Hunger kriegt, als man schon hat: Dampfnudeln und Zwetschgen, keine *Supp*, kein *Brod*, und gar nichts dazu!!! Also lebt wohl; ich werde Euch bald wieder schreiben, wenn ich nicht vor Hunger gestorben bin.

Herzliche Grüsse von Eurem Euch innig liebenden Paul.

Liebe Schwester, lieber Schwager Rudolf!

Aalen, 2. Juli 1854

«Der Schweizer im Schwabenlande» lebt noch und ist gottlob wieder gesund und gefräss – wieder, denn vor einiger Zeit lag ich krank darnieder. 14 Tage musste ich das Bett und 8 das Zimmer hüten [...], jetzt bin ich aber, Gott sei Dank, wieder g'sund und buschber wie nie vorher. Ich hätte Euch schon lange geschrieben, allein seit ein paar Wochen führte ich eine lebhaftere Correspondenz mit verschiedenen Apothekern, meine neue Stelle betreffend, weil ich meinem Prinzipal am 1. Juli auf den 1. Oktober aufgekündigt hatte. [...] Letzten Sonntag erhielt ich einen Antrag, der anders lautet, als die andern, denn statt 140 und 160 fl. [Gulden] bot mir der 190 fl., sage: einhundert und neunzig Gulden, und dann in Betreff des Essens, worauf ich jetzt um so mehr sehe, als ich's hier so schlecht getroffen, anerkannt er mir täglich *zwei Schoppen Wein*, in Klammern eingefasst stand noch *«guten»*, nebst hinreichender und kräftiger Hausmannskost, dazu sehr freundliche und familiäre Behandlung. [...] Ich sehne mich unter solchen Umständen natürlich sehr auf den 1. Oktober, wann ich die neue Stelle antreten werde, und besonders nach den 2 Schoppen Wein, nach denen mir der Mund schon ordentlich wässert. Ich weiss mich überhaupt gar nicht zu erinnern, wann der letzte Tropfen dieses edlen Safts über meine Lippen kam, denn so lange ich

hier bin, habe ich noch keinen einzigen Schoppen versorgt, da der elendeste Rachenputzer hier 15–18 Kreuzer kostet, was meinem Geldbeutel aus einer guten Rücksicht nicht zuträglich wäre. [...]

Liebe Schwester, lieber Schwager!

Murrhardt, 4. Dezember 1854

Endlich finde Zeit, Euch einmal von meiner neuen Heimat aus zu berichten. Es gab bis dato, besonders im October, so viele Kranke und in der Folge davon so viel für mich zu schaffen, dass ich unmöglich früher zum Schreiben kommen konnte. Ruhr, Schleim- und Nervenfieber traten hier und in der Umgegend so heftig auf, dass die Zahl der Rezepte pro Tag bis auf 45 stieg. Von einem einzigen Orte kamen eine Zeit lang täglich 15–20 Rezepte auf einmal an, die in der Zeit von einer Stunde ausgefertigt sein mussten. Im Hause selbst lagen 4 Wochen lang 7 Patienten, die Madame nebst 6 Kindern am Schleimfieber und das Kindsmädle an der Ruhr darnieder, sodass von der ganzen zahlreichen Familie nur noch Herr Horn, ich und die Köchin auf den Beinen blieben. [...]

Studium in München und Auswanderung

Meine liebe Schwester!

München, 10. Juni 1860

Du wirst gewiss sehr böse auf mich sein, dass ich Dich so lange Zeit mit einer Antwort auf Deinen Brief im Stiche liess [...]. Ich war viel Zeit besonders schlecht zum Correspondieren aufgelegt, da mich einerseits die Briefe der lieben Mama sehr unmuthig stimmten, anderseits Ihr alle gewiss mehr oder weniger gut auf mich zu sprechen waret. [Der Grund der Verstimmung lässt sich nicht feststellen, da in der Korrespondenz eine Lücke von mehreren Jahren besteht.] Ich hoffe aber, dass sich Euer Urtheil bald wieder zu meinen Gunsten wenden werde, wenn ich einst von München wieder heimkehren werde, da es mir endlich einmal gelungen ist, meine Zeit einzig dem Studium zu widmen; ob es mir auch anfangs sehr sauer angekommen, so fühle ich mich jetzt ganz behaglich dabei. Nur tut es mir leid, dass ich bis im Herbst immer noch nicht fertig werden kann, sondern den Winter über noch dazu brauchen werde; allein ich kann es nun einmal mit dem besten Willen nicht ändern, da leider mein früheres Studium nur Stückwerk war und ich somit noch einmal ganz vorne anfangen musste. Bevor ich aber im Stande sein werde, mein Examen zu bestehen, werde ich nicht nach Zollikon zurückkehren, obschon ich mich mehr denn je danach sehne. [...]

Liebe Eltern!

New York, 7. September 1864

Ogleich ich immer noch ärgerlich bin über Vater's Brief, so kann ich doch nicht anders, als Euch nach so langer Zeit wieder einmal zu schreiben, doch

werde ich mich diessmal nur kurz befassen, bis ich einen Brief von Euch erhalten haben werde. Dass ich seit April hier bin, obgleich es Rümeli und sein Helfershelfer Suter sehr schlaue angesponnen hatten, mich quasi wie Pökelfleisch heim spedieren zu lassen, werdet ihr durch diese Herren erfahren haben. Und dass ich das gethan habe, bin ich sehr froh; so schlecht es mir in Mexico gegangen, so gut geht es mir hier. Ich bin nämlich jetzt Verwalter der Stachelroth'schen Apotheke. Vor 4 Wochen starb nämlich plötzlich mein bisheriger Prinzipal, Herr Stachelroth, an einer Gehirnentzündung. Da er zu Lebzeiten mit mir zufrieden war und dies seine hinterlassene Frau ebenfalls wusste, so hat sie mich nun zu ihrem Verwalter ernannt. Selbstverständlich finde aber, dass ich nun lange genug dienstbar war, und möchte dann noch selbst ein Geschäft anfangen. Ich ersuche Euch also, mir zu diesem Zwecke mein noch vorhandenes Geld baldmöglichst zu senden. Wie Ihr es schicken sollt, werde ich Euch schon noch mittheilen, hoffe aber, Ihr werdet mir nicht zum 2. Male hinderlich sein. [...] Auch habe ich im Sinne, mich hier zu verheiraten und zwar mit Fräulein Amalie Zeller, einem in jeder Beziehung empfehlenswerten deutschen Frauenzimmer. Veni, vidi, vici! Indem ich hoffe, diese Zeilen werden Euch in bester Gesundheit antreffen, grüsse Euch herzlich,

Paul

Nach diesem letzten richtigen Brief kam nur noch eine kurze Mitteilung von Paul aus Hamburg, er sei jetzt angekommen und werde wohl schon bald in Zollikon eintreffen, um alles Nötige zu regeln und sich dann wieder nach Amerika einzuschiffen. Die Bemühungen, Nachkommen von Paul Bleuler in den Vereinigten Staaten ausfindig zu machen, blieben leider erfolglos. In New York und den anderen Grossstädten der Ostküste wohnen heute keine Bleuler mehr, wohl aber beispielsweise in Texas, Kalifornien, Mississippi und Ohio. Falls er Nachkommen hinterlassen hat, so sind sie wohl alle nach dem Süden und Westen der Vereinigten Staaten weitergezogen und wären nun eher in diesen Staaten zu suchen. Ob Paul wohl in Amerika zu seinem täglichen Schoppen Wein gekommen ist?

Gegenwärtig gibt es gemäss den Telefonbüchern von New York und anderen Grossstädten der Ostküste dort keine Bleuler. Es gibt jedoch Bleuler in Kalifornien und Texas, wie bereits weiter oben erläutert. Keine der vorhandenen Spuren führt jedoch zu einem Paulus oder Paul zurück. Möglicherweise hat er also keine Nachkommen hinterlassen oder er hat, wie das bei vielen Auswanderern der Fall war, den Vornamen geändert. Ebenso wahrscheinlich ist allerdings, dass die Nachforschungen ungenügend waren.

Eugen Bleulers Herkunft und Jugendzeit

Einleitung

Eugen Bleuler hat einen grossen Beitrag zur Psychiatrie geleistet, vor allem mit seinem Werk über die Schizophrenien, aber auch mit Arbeiten über die Affektivität, die Ambivalenz und den Autismus. Sein Wirken als Psychiater und Leiter der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli sind gut erschlossen und haben in entsprechenden Publikationen ihren Niederschlag gefunden [1][2]. Leider hinterliess Eugen Bleuler nicht viele persönlichen Zeugnisse über seine Kindheit und Jugend, obwohl diese für seinen beruflichen Werdegang zweifellos von grossem Interesse wären. Hinsichtlich seiner eigenen Person, seines Herkommens und seiner Familie war er zurückhaltend. Sein Sohn Manfred hat für seine Tochter Tina einige Texte zur Herkunft seines Vaters zusammengestellt [3][4], die für Aussenstehende nicht zugänglich waren. Auch fehlen deutliche Hinweise zu Eugen Bleulers späteren Hinwendung zur Psychiatrie. Er soll bereits während seiner Sekundarschulzeit aus seiner Umgebung Klagen gehört haben, die Psychiater sprächen nur Hochdeutsch und seien mit dem lokalen Dialekt nicht vertraut. Dass dies aber wenig wahrscheinlich ist, ergibt sich schon aus dem Umstand, dass er – als 13-Jähriger! – lediglich ein Jahr lang die Sekundarschule besucht hatte. Die Folgerung, er habe aus diesem Grund schon früh das Lebensziel gehabt, Psychiater zu werden, um geistesranke Patienten verstehen und sich ihnen verständlich machen zu können [5], erscheint aber als Grund für seine Studienwahl etwas gesucht, auch wenn sich sein Sohn Manfred – in sehr grossem zeitlichem Abstand – später gelegentlich in diesem Sinne geäussert hat [6]; es spielt auch in seinen 1874 verfassten Jugenderinnerungen keine Rolle. Hingegen dürfte die Erkrankung seiner älteren Schwester Pauline an Schizophrenie sehr wohl ein für ihn entscheidendes Erlebnis gewesen sein, das ihn schliesslich dazu bewegt haben könnte, sich nach dem Medizinstudium der Psychiatrie zuzuwenden. Seine Sorge um sie zeigte sich schliesslich auch darin, dass er sie im Mai 1899 zu sich in die Dienstwohnung im Burghölzli genommen hat [1].

Es kann nicht erstaunen, dass vor allem Eugen Bleulers «bescheidene bäuerliche» Herkunft in Lebensbeschreibungen [1] herausgestellt wird, zumal sich dieser selbst gelegentlich so gesehen hatte. Leider sind in den bisherigen Publikationen einige Ausführungen über seine Eltern und Vorfahren nicht korrekt oder zumindest irreführend. Keiner seiner Vorfahren hat eine Hafnerei begründet [7][6], vielmehr handelt es sich hier um einen im ausgehenden 18. Jahrhundert

ausgestorbenen Seitenzweig, der sich schon im 16. Jahrhundert von den hier besprochenen Bleulern abgespaltet hat. Erwähnenswert wäre hingegen die relativ nahe Verwandtschaft mit einer Seitenlinie von Kunstmalern, die in der Nähe des Rheinfalls Wohnsitz genommen hatten [8]. Die Bleuler sind auch nicht «zur ländlichen Oberschicht» aufgestiegen. Eugen Bleulers Vater brachte es keineswegs «mit dem Seidenhandel zu einem beachtlichen Reichtum» und konnte sich daher auch keine «herrschaftliche Villa an der Seestrasse 119 in Zollikon erstehen» [1][6], wo seit über 150 Jahren ein grosses Ökonomiegebäude steht, und auch nicht an der Seestrasse 11 [9] oder anderswo. Überdies liegt der Hof «Gugger», in dem Eugen Bleuler aufgewachsen ist, nicht «im Zentrum des alten Ortskerns von Zollikon» [9]. Erst nach seinem Rücktritt vom Burghölzli im Jahre 1927 zog er mit seiner Familie in ein neu erbautes Haus an der Zollikerstrasse 100 (damals: 98). Manche dieser Aussagen sind in später erschienenen Lebensbeschreibungen [10] glücklicherweise nicht wiederholt und teilweise auch richtiggestellt worden [11].

Hell brachte 2001 klar zum Ausdruck, was für ein weitergehendes Verständnis von Eugen Bleulers Kindheit und Jugend fehlte. Er wies auf dessen persönliche Zurückhaltung hin, die von seiner Familie respektiert wurde: «So gibt es kaum Photos aus Kindheit und Jugend Eugen Bleulers, noch gibt es schriftliche Zeugnisse, die seine innere und äussere Entwicklung direkt widerspiegeln» [1]. Erst 2012 sind einige Fotos publiziert worden [2]; im Folgenden soll das Bildmaterial noch wesentlich erweitert werden. Inzwischen konnte auch eine Reihe weiterer Quellen erschlossen werden, insbesondere seine im Alter von etwa 17 Jahren verfassten Erinnerungen «Einiges aus meinem Leben», ergänzt durch eine Reihe von Briefen von ihm an seine Cousinen oder zwischen seinen Cousins. Recht ergiebig sind auch die 1933 publizierten Erinnerungen seines Jugendfreunds Karl Bernhard Lehmann. Herkunft und Lebensumstände der Familie, in der Eugen Bleuler aufgewachsen ist, blieben aber weitgehend im Dunkeln und sollen daher im Folgenden in einiger Ausführlichkeit dargestellt und bebildert werden. Ebenso soll etwas Licht auf die Schul- und Studienzeit geworfen werden, von der noch 2006 geschrieben wurde: «Genaueres dazu ist nicht bekannt» [6]. War Hell zur Ansicht gelangt, dass das, was wir von Eugen Bleuler Kindheit und Jugend wissen, genüge, um in ihm eine vielschichtige und dynamische Persönlichkeit zu sehen [1], so wird dies im Folgenden in mancherlei Hinsicht eine deutliche Bestätigung erfahren. Mutmassungen darüber, welche Bedeutung die neuen Erkenntnisse für Bleulers Forschung und Lehre haben, muss ich mir als Historiker allerdings versagen.

Herkunft

Über die Herkunft des Geschlechts der Bleuler bestehen keine Zweifel: Sie stammen aus der Gemeinde Zollikon, heute dem ersten Vorort der Stadt Zürich am rechten Zürichseeufer. Der Name «Bleuler» ist im deutschen Sprachraum nur einmal entstanden und es gibt keine Bleuler, die nicht letztlich aus dieser Gemeinde stammen. Der Name, der früher in den verschiedensten Varianten (Blüwel, Plüwler, Blüwler, Pleüwler) geschrieben wurde, lässt sich von einem Beruf ableiten, bei dem Hanf oder Flachs mit einem Holzhammer oder Schlegel gebläut oder weichgeklopft wurde, damit er gesponnen werden konnte. Erstmals wird 1256 ein Ulrich Bleuler in einer Schenkungsurkunde erwähnt [13]. Später hat sich das Geschlecht sehr stark vermehrt, was damit zusammenhängen könnte, dass einige Wohnsitze der Bleuler ausserhalb des Dorfkerns lagen, sodass sie von den Pestepidemien des 16. und 17. Jahrhunderts weniger stark betroffen wurden als andere Familien. Die grosse Verbreitung der Bleuler in Zollikon, die im 17. Jahrhundert fast einen Drittel der Gemeindeeinwohner umfasste, brachte es mit sich, dass sie unterschiedlichen Berufen nachgingen und in fast allen sozialen Schichten – ausser jener der reich begüterten Grossbauern – vertreten waren. Es ist daher nicht möglich, «die Bleuler» mit einer bestimmten sozialen Schicht oder einem bestimmten Beruf in Verbindung zu bringen. Die meisten Bleuler waren im 17. und 18. Jahrhundert Landwirte, Rebbauern und Handwerker, Schuster, Schneider und Weber, gelegentlich auch Metzger, Wirte oder Tagelöhner, wobei sie oft gleichzeitig mehr als einer Tätigkeit nachgingen.

Um sinnvolle Hinweise auf Eugen Bleuler zu gewinnen, müssen wir unser Augenmerk auf jenen Zweig der Bleuler richten, dem dieser entsprang. Diese Bleuler wohnten seit 1842 in der «Mühlehalde», einem relativ grossen Fachwerkbau (vgl. Abb 1) in prächtiger Aussichtslage im Chleidorf von Zollikon, nachdem sie zuvor schon lange etwas unterhalb der Mühlehalde gewohnt hatten. Sie waren zunächst Müller, Seidenweber und Seidenträger, also Mittelsmänner zwischen den städtischen Seiden-Verlagshäusern und den auf dem Land als Heimarbeiter tätigen Webern. Daneben betrieben sie meist auch noch Landwirtschaft, vor allem Rebbau, ergänzt durch etwas Viehwirtschaft und Obstbau. Zwischen diesen Tätigkeiten ergaben sich gelegentlich Verschiebungen, sodass sich nicht immer klar sagen lässt, welches der jeweilige Hauptberuf war. Einige Vertreter dieser Bleuler bekleideten auch militärische Positionen oder waren in Gemeindeämtern tätig. Eugen Bleulers Urgrossvater Johannes war Gemeinderat, sein Grossvater war Gemeindepräsident. Sein Vater Rudolf befasste sich als Kaufmann mit dem Handel mit Seidenabfällen, wandte sich aber im Alter wieder vermehrt dem Reb- und Obstbau zu, während er Wiesen und Stall verpachtete. Ihn ohne weitere Erläuterungen als «Bauern» zu bezeichnen, ergäbe ein völlig falsches Bild.



Abb 1: Mühlehalde im Kleindorf in Zollikon, aktuelle Aufnahme



Abb 2: Gugger in Zollikon, Seestrasse 121–125, Gebäude links: Seestr. 119, aktuelle Aufnahme

Wenn Eugen Bleuler gelegentlich sein ‹bäuerliches› Herkommen erwähnte, so wollte er damit wohl eher zum Ausdruck bringen, dass er kein Städter war, sondern aus einer Landgemeinde stammte und ähnliche Werte vertrat wie die Bewohner der Landschaft. Auch wenn sich die Zolliker und die Einwohner weiterer Zürichsee-Gemeinden stolz als ‹Seebuben› bezeichneten, so war dies vor allem als Spitze gegen das ungeliebte Patriziat der Stadt Zürich zur Zeit des Ancien Régime gemeint.

Eugen Bleulers eigene Beschreibung seines Geschlechts ist 1908 anonym publiziert worden: «Trotzdem in früheren Zeiten zur Erlangung eines Amtes ein ansehnlicher Grundbesitz nötig war, der den [Bleulern] fehlte, sassen fast immer, bis in die Neuzeit, einer oder mehrere (1845: drei) von ihnen [im Gemeinderat]. [...] Alle, auch die unbemittelten, sogen. kleinen Leute, nahmen an Gemeinde- und Staatsangelegenheiten lebhaften Anteil; ihrer Bürgerpflicht genügten die [Bleuler] sozusagen ausnahmslos; bis ins höchste Alter nahmen sie teil an den Wahlversammlungen und sagten öffentlich ihre Meinung. Menschenfurcht kannten sie nicht, ihre Rechte verfochten sie auch gegen die Reichsten und Mächtigsten in der Gemeinde. [...] Dieses selbständige Auftreten so ‹kleiner Leute› verstand sich aber durchaus nicht von selbst, und dass sie von den Dorf- aristokraten nicht als ebenbürtig betrachtet wurden, dafür gibt es viele Beweise» [14]. Zu den Bleulern im ‹Gugger› (vgl. Abb. 2) schrieb er: «Einen eigentlichen Bauernsinn hatten sie nie; die Reben scheinen ihnen als wichtigster Teil des Landbaus gegolten zu haben, was sich, zum Teil wenigstens, aus der Lage ihres Hofes erklärt. Alle hatten noch einen Nebenberuf, waren Metzger oder Wirte» [14]. Die Bleuler im Gugger waren die wohlhabendsten und sie stellten auch immer wieder Gemeindebeamte, «obschon sie es nie zu einer eigentlichen Popularität brachten – hierfür hatten sie zu wenig Fühlung mit den Gemeindegossen, was wohl in der isolierten Lage ihres Hofes den Grund haben mochte. Ihren Verkehr suchten sie mehr in einer Nachbargemeinde und ihre Paten holten sie meist in der Stadt und gewöhnten sich so einen mehr verfeinerten Umgangston an. Allem Fortschritt waren sie zugetan, bei politischen Bewegungen wie bei Angelegenheiten privater Natur. [...] Die Nachkommen [in der Mühlehalde] waren ruhiger, ihre Denkweise gewöhnlicher; sie wandelten mehr in den Fussstapfen ihrer Umgebung, was sie aber nicht hinderte, einen offenen Sinn für den Fortschritt zu bewahren und selbständig mit ihren Ansichten hervorzutreten» [14].



Abb. 3 Hans Rudolf Bleuler (1780–1840) Seidenfabrikant, Eugens Grossvater, Gugger



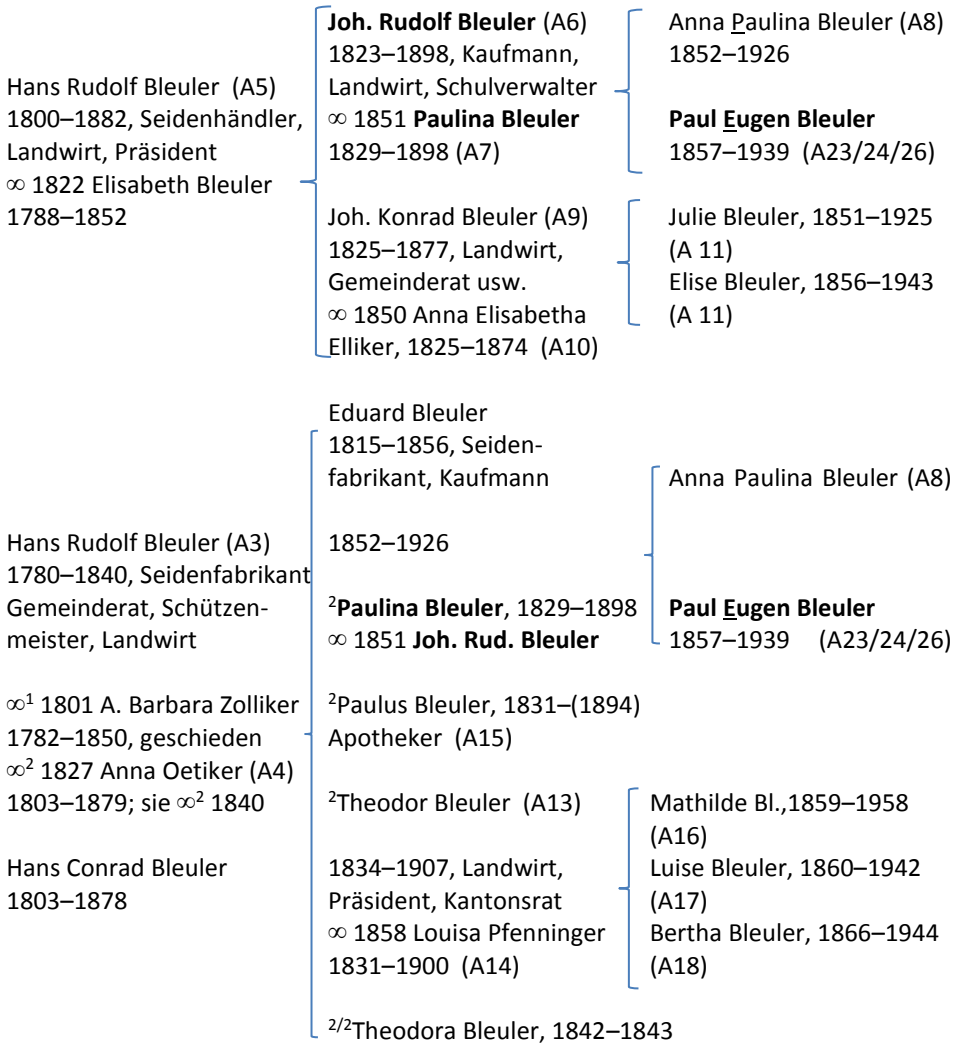
Abb. 4 Zweite Ehefrau Anna Bleuler-Oetiker (1803–1879), Eugens Grossmutter, Gugger



Abb. 5 Hans Rudolf Bleuler (1800–1882), Seidenhändler, Eugens Grossvater, Mühlehalde

Nicht nur Eugen Bleulers Vater, sondern auch die Mutter stammte aus einer der Bleuler-Familien; die Eltern waren jedoch nur sehr entfernt miteinander verwandt (Verzweigung 1695; die Eltern hatten dieselben Ur-ur-ur-grosseltern). Die Mutter stammte aus dem «Vorderen Gugger» (Seestrasse 121/123/125), der direkt am Zürichsee lag, in der südlichen Ecke der Gemeinde, recht weit vom Dorfkern von Zollikon entfernt. Der Gugger wurde in seinem heutigen Bestand 1839 erbaut, geht aber auf wesentlich ältere Vorgängerbauten zurück [15]. Dorthin übersiedelte der Vater nach seiner Heirat, während Eugen Bleulers Onkel Konrad als Landwirt in der Mühlehalde blieb. Der mütterliche Zweig der Bleuler war in mancherlei Hinsicht dem väterlichen Zweig ähnlich. Es handelte sich um Metzger, Wirte, Schulmeister, Seidenträger und Rebbauern, die ebenfalls militärische Chargen bekleideten und Ämter in der Gemeinde versahen, darunter auch einmal das des Gemeindepräsidenten. Bei diesem mütterlichen Zweig der Bleuler war zwar der Rebbau die Haupttätigkeit, doch lässt sich nicht immer eindeutig feststellen, welchen Tätigkeiten die einzelnen Personen mehrheitlich nachgingen. Einer von ihnen, Eugen Bleulers Onkel Paulus, wurde Apotheker und wanderte nach Amerika aus, wo sich seine Spuren verloren [16]. Selbst beim mütterlichen Zweig der Bleuler wäre es verfehlt, einfach von «Bauern» zu reden, auch wenn die Einstellung oft bäuerliche Züge gezeigt haben mag.

Wir betrachten nun Eugen Bleulers väterliche und mütterliche Vorfahren [17]:



In der obigen Darstellung wurden einige früh verstorbene Kinder weggelassen; in Klammern (A3 etc.) wird auf die Abbildungen verwiesen. Unter «Landwirt» ist hier in der Regel ein «Rebbauer mit ergänzender Vieh- und Obstwirtschaft» zu verstehen, und «Präsident» bedeutet Gemeindepräsident. Erwähnenswert ist, dass der Urgrossvater mütterlicherseits, Hans Rudolf Bleuler (1748–1799), der Vater des obigen Hans Rudolf Bleuler (1780–1840), der erste Gemeindepräsident von Zollikon war. Von Bedeutung ist das insofern, als nach dem Zusammenbruch des Ancien Régime Ende des 18. Jahrhunderts eine fortschrittlich denkende Persönlichkeit gesucht wurde, um die Geschicke der Gemeinde zu leiten, jemand, der nicht zu den alten politischen Seilschaften gehörte, sondern für die neue Ordnung einstand. Man fand ihn in der Person von Hans Rudolf Bleuler

im Gugger, am Rand der Gemeinde. Auch die väterlichen Vorfahren waren fortschrittlich eingestellt; sie standen der damaligen Demokratischen Partei nahe.

Hans Rudolf Bleuler (1800–1882) aus der Mühlehalde kam schon 1831 als Liberaler in den Gemeinderat, trat nach dem konservativen «Züriputsch» von 1839 zurück, wurde aber wieder zurückgeholt und war zwei Monate später Gemeindepräsident. Als er 1845 seinen Rücktritt einreichte, fand die Gemeinde, er sei unentbehrlich angesichts seiner ausserordentlich treuen, pünktlichen und gewissenhaften Amtsführung. Auch nach seinem endgültigen Rücktritt 1849 galt er noch als der «Herr Präsident», intelligent, das Gute wollend, aber befehlsgeohnt» [18]. Die zwei Söhne, Eugen Bleulers Vater und Onkel, wurden in die neue «Industrieschule» (heute: Mathematisch-Naturwissenschaftliches Gymnasium) geschickt, was damals etwas Besonderes war. Die dort erworbene Bildung, zusammen mit dem Einfluss des liberalen und fortschrittlichen Elternhauses, versetzte Eugen Bleulers Vater in eine Welt, die von der dörflich-bäuerlichen Umgebung, der er in der Mühlehalde nach wie vor angehörte, wesentlich verschieden war [18]. Der Onkel mütterlicherseits von Eugens Vater war der erste Zürcher Pfarrer, der nicht aus der Stadt stammte [20]. Nach ihrer Heirat (1851) zogen Eugen Bleulers Eltern in den Gugger. Der Vater war sehr gewissenhaft, ordentlich und häuslich, und die Familie bedeutete ihm viel. Für seinen Ordnungssinn spricht auch, dass er regelmässig Tagebuch führte. Er übernahm das Amt des Schulverwalters, war aber politisch weniger aktiv als sein Bruder Konrad, der Gemeinderat war und eine Vielzahl von Gemeindeämtern versah [19].



Abb. 6 Joh. Rudolf Bleuler (1823–1898) Eugens Vater



Abb. 7 Pauline Bleuler-Bleuler (1829–1898) Eugens Mutter



Abb. 8 Pauline (1852–1926) Eugens Schwester

Eugens Mutter Pauline Bleuler-Bleuler (Abb. 7) war als Kind lebhaft und strebsam und genoss eine gute Bildung in einem Mädchenpensionat. Sie zeigte viel Interesse für die Natur, für Literatur und Geschichte. Sie heiratete mit 22 Jahren und wurde eine tadellose Hausfrau mit Geschäftssinn und Organisations-talent, die alles mit Selbstverständlichkeit, persönlicher Anspruchslosigkeit und Hilfsbereitschaft erledigte. Sie übertrug Eugen schon früh grössere Arbeiten samt der dafür nötigen Verantwortung. Schon bevor er zur Schule ging, hatte er der Mutter nicht nur im Haus und im Garten beim Jäten zu helfen, sondern auch beim Betrieb der Seidenwebmaschine [19].



Abb. 9 Conrad Bleuler-Elliker
1825–1877, Eugens Onkel



Abb. 10 Elisabeth Bleuler-Elliker
1825–1874, Eugens Tante



Abb. 11 Julie Bleuler, 1851–1925;
Elise Bleuler, 1856–1943, Cousinen

1877, nach dem Tod seines Onkels Joh. Konrad, zogen die Eltern wieder in die Mühlehalde zurück und verkauften ihren Teil des Guggers an einen Vetter zweiten Grades der Mutter, Wilhelm Weber, der einst im Guggger zur Welt gekommen war. Dieser war seit 1859 im seeseitigen Teil des Guggers wohnhaft und war als Joh. Rudolf Bleulers Compagnon ebenfalls im Seidenhandel tätig, erwies sich aber als eher schlechter Geschäftsmann. Angesichts des unbefriedigenden Geschäftsverlaufs zog sich Eugens Vater nach einiger Zeit aus dem Geschäft zurück, half aber seinem früheren Compagnon zu einem sehr kleinen Lohn noch einige Zeit bei der Arbeit. Trotz dieser Hilfe musste Wilhelm Weber das überschuldete Geschäft aufgeben. Er hinterliess als Abschiedsgeschenk seine goldene Uhr und wanderte nach Amerika aus, woher er erst im Alter wieder zurückkehrte [3].

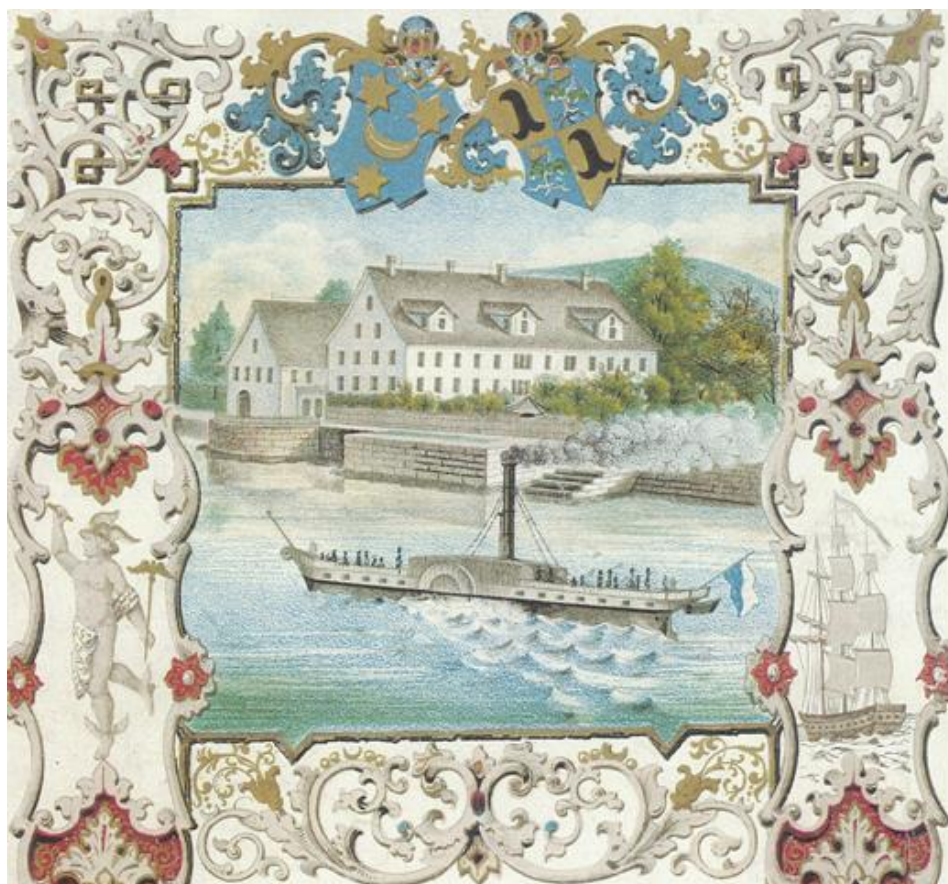


Abb. 12 Briefkopf der Seidenweberei Weber & Bleuler mit dem Guggler und dem ersten Dampfschiff auf dem Zürichsee, der «Concordia», um 1855. Über dem Bild die Wappen der Weber und Bleuler (rechts).

Nicht nur die Bleuler in der Mühlehalde waren Liberale, in ähnlicher Richtung ging auch die Gesinnung der Bleuler im Guggler. Hans Rudolf Bleuler (1780–1840) war Schützenmeister und gehörte abwechselnd mit seinem Bruder Johannes dem Gemeinderat an. Der Sohn Theodor Bleuler, der seinerzeit ebenfalls die Industrieschule besucht hatte, präsierte eine Zeitlang den Gemeinderat und war zudem Mitglied des Kantonsrats. Ihn interessierten vor allem der Weinbau und das Weidwerk und er erwarb jährlich das Jagdpatent. Was die Bleuler im Guggler von jenen in der Mühlehalde unterschied, war ihre lebhaftere und fröhlichere Lebensart, mit einem Sinn für das Musische, für Spiel und Spass. Eugen Bleuler verbrachte seine Jugend im Guggler, in einiger Entfernung von der dörflichen Welt. Er wurde geprägt von einer Welt des fortschrittsgläubigen Bildungsbürgertums, der Fremdsprachen, der Literatur und der Musik. In dieser Welt war es

üblich, sich für das Gemeinwohl einzusetzen, auch wenn man am Rand der Gemeinde wohnte und am oft derben dörflichen Leben keinen vollen Anteil hatte [18]. Diese andere Welt zeigt sich auch in den Vornamen. Vorbei ist die Zeit der seit Generationen üblichen Rudolf, Konrad, Anna und Elisabeth. Jetzt tauchen ungewöhnliche Namen auf: Paulus – Paulina, Theodor – Theodora.

Eugen Bleulers Onkel Theodor (Abb. 13) war zugleich sein Pate und wohnte im benachbarten oberen Teil des Guggers (Seestrasse 123/125). Patin war seine in der Mühlehalde wohnhafte Tante Anna Elisabeth Bleuler-Elliker (Abb. 10). So waren die zwei Bleuler-Zweige nicht nur verschwägert, sondern auch noch über diese Patenschaften miteinander verbunden. Eugen Bleuler verlebte seine Kindheit im unteren, seeseitigen Teil des Guggers (Seestrasse 125), nicht nur zusammen mit seiner fünf Jahre älteren Schwester Pauline (Abb. 8), sondern auch mit den im oberen Hausteil wohnenden etwas jüngeren Cousinen Mathilde, Luise und Bertha (Abb. 16–18). Eugen Bleuler wuchs also in einer Welt auf, in der sich Genauigkeit und Gründlichkeit mit Weltoffenheit, Lebensfreude und Muse paarten und in der es selbstverständlich war, Verantwortung zu übernehmen. Da Eugen Bleulers elterliche Familie und jene von Theodor Bleuler im Gugger Wand an Wand wohnten, waren sie beide massgebend für die Umgebung, in der Eugen aufwuchs. Man scheint dort in engem Kontakt beinahe wie in einer ‹Grossfamilie› gelebt zu haben [3]. Andererseits dürfte sich eine gewisse Entfremdung mit den Bleulern in der Mühlehalde ergeben haben, die wohl nicht nur auf die etwas unterschiedlichen Wesensarten, sondern auch auf die räumliche Distanz zurückzuführen war. 1879 versuchte Eugen Bleuler als 22-Jähriger in zwei Briefen an seine um ein Jahr ältere Cousine Elise in der Mühlehalde das gegenseitige Vertrauen wiederherzustellen und das Verhältnis, das ihm ganz elend erscheine, zu verbessern. Die Beziehungen hätten sich ohne besondere Gründe unnatürlich abgekühlt. Tatsächlich hatte es schon vor einiger Zeit Spannungen zwischen dem Grossvater in der Mühlehalde (Hs. Rudolf Bleuler, 1800–1882) und seinen zwei Söhnen – Eugens Vater und mehr noch Eugens Onkel – gegeben, deren Ursache unbekannt ist [20]. Die mit dem Besuch von Gymnasium und Universität fast unvermeidliche Ausrichtung auf die Stadt und die starke Beanspruchung durch das Studium hatten offenbar den Kontakt mit der väterlichen Verwandtschaft in der Mühlehalde beeinträchtigt [21].



Abb. 13 Theodor Bleuler
(1834–1907) Eugens Onkel
und Pate im Guggler



Abb. 14 Louise Bl.-Pfenninger
(1831–1900) dessen Ehefrau



Abb. 15 Paulus Bleuler (1832–
ca.1894) Eugens Onkel (1864 in
die USA ausgewandert)



Abb. 16 Mathilde Bleuler
1859–1958 (Cousine)



Abb. 17 Luisa Bleuler
1860–1942 (Cousine)



Abb. 18 Bertha Bleuler
1866–1944 (Cousine)

Kindheit und Schulzeit

Eugen Bleuler kam am 30. April 1857 im untersten Teil des Guggers (See-
strasse 121) in Zollikon zur Welt, im oberen Stockwerk, gegen den Garten zu
(Abb. 18). Der Guggler ist nur von der 1839 erstellten Seestrasse vom Zürichsee
getrennt. Die Eltern zogen bald darauf in den obersten Teil des Guggers (See-
strasse 125), während im mittleren Gebäudeteil seine drei Cousinen Mathilde,
Luise und Bertha mit deren Eltern wohnten. Sein Vater war Kaufmann und Schul-
verwalter, ein guter, gewissenhafter, aber stiller, verschlossener und etwas
schwerblütiger Mann. Seine Mutter war weitblickend, intelligent, gebildet, leb-
haft und ausserordentlich tüchtig. Von ihr scheint Eugen einige Charakterzüge
geerbt zu haben, und zweifellos war die Mutter während der Kindheit für ihn die
mit Abstand wichtigste Bezugsperson. Mit seiner fast fünf Jahre älteren Schwes-
ter Pauline spielte er nur selten und in der Nähe fand er keine Gespielen mit
Ausnahme seiner zwei Jahre jüngeren Cousine Mathilde. Eine gewisse Rolle
spielte der ehemalige Compagnon und ab 1867 Prinzipal seines Vaters, Wilhelm
Weber, in dessen Kontor und ‹Ferggstube› er sich häufig aufhielt. Dieser nahm
ihn oft auf Spaziergänge und Ausfahrten mit, und bei ihm ass er auch mehrmals
pro Woche. Unter dessen Aufsicht ging er auch im See baden, wobei er noch vor
dem Schwimmen das Tauchen lernte und so lange unter Wasser umher-
schwamm, wie er den Atem anhalten konnte [22].



Abb. 19 Guggler in Zollikon (rechts) mit Ökonomiegebäude (Mitte), Einmündung des
Düggelbachs rechts des Guggers, hinter den Häusern die umfangreichen Rebberge. Auf-
nahme um ca. 1900

Neben dem Gugger mündet der Düggebach, der Grenzbach zur Nachbargemeinde Küsnacht, in den See. Der Bach kommt aus dem Zolliker Wald durch ein Tobel herunter, das etwas oberhalb des Guggers zu einer kleinen Waldschlucht mit einem etwa drei Meter hohen Wasserfall wird. In diesem «Tobel» verbrachte Eugen seine meiste Freizeit. Hier drangen die Sonnenstrahlen nur gelegentlich durch das hohe Blätterdach, hier hatte er unter überhängendem Gebüsch seine eigene kleine Höhle. Hier erlebte er die Natur und ging ganz in ihr auf, wie er als 17-Jähriger schrieb: «... und all das in einem abgeschlossenen Tälchen, wo das Summen der Mücken, das Plätschern des Wasserfalls, das Gelispel der Blätter und die Melodien der munteren Sänger von keinem Missklang unterbrochen wurden, wo ich mich so ganz am Herzen der Natur fühlte [...]; diese Fülle des anmutigsten Naturlebens musste mich immer an sich locken und mächtig auf mein Gemüt und meine Phantasie einwirken. In seliger Wonne lag oder sass ich oft Stunden lang am gleichen Orte und sah dem mannigfachen Leben zu» [22].

Hier und anderswo sammelte er Pflanzen, Schmetterlinge, Schneckenhäuschen und Steine. Beim Spielen und Klettern im Wäldchen und am Bach liess man ihm grosse Freiheit, aber wenn die Mutter ihr Hörnchen zum Essen ertönen liess, erschien er ohne zu zögern. So war er schon als Kind ein guter Beobachter, an allem interessiert, und zugleich lebhaft, unternehmungsfreudig und mit einem nie versiegenden Bewegungsdrang. Gross war sein Wissensdurst, der vor allem von der Mutter gestillt werden musste, denn er war ständig neuen Entdeckungen auf der Spur. Schon als kleines Kind wurde er von der Mutter einmal zur Beobachtung eines Kometen nachts aus dem Bettchen geholt. Sein Wissensdurst wurde also durchaus auch gefördert und seine Angehörigen halfen ihm beim Aufbau seiner Sammlungen. Von Onkel Theodor erhielt er ein Schmetterlings-Fangnetz, von Onkel Conrad angefangene Sammlungen von Schmetterlingen und Steinen, vom Vater Chloroform zum Töten der Schmetterlinge und Fliesspapier zum Pressen von Pflanzen. Zu Hause war er hilfreich und sehr zuverlässig; so hatte er oft in der Nachbargemeinde Küsnacht Einkäufe für die Familie zu erledigen. Zu Hause mitzuhelfen, war für ihn eine Selbstverständlichkeit, zumal die Schwester sehr viel am Klavier zu üben hatte [22][19].

Während er der Mutter beim Seidenweben half, erzählte sie ihm Geschichten, und als sie nichts mehr zu erzählen wusste, brachte sie ihm auf seinen Wunsch hin das Lesen bei, sodass er schon mit fünf Jahren, noch vor dem Schuleintritt, fliessend lesen und auch schon etwas schreiben konnte, wobei sich sein Interesse bald naturkundlichen Büchern zuwandte. Schon in der ersten Klasse bat er den Lehrer, ein Buch ausleihen zu dürfen. Als dieser ihn fragte, was er damit wolle, er müsse doch erst einmal Lesen lernen, gab er ihm eine Kostprobe seines Könnens und erhielt schon bald den Schlüssel zum Schrank der Schulbibliothek, da auf ihn Verlass war. Schon zu Beginn des ersten Schuljahrs schrieb er einen Aufsatz über einen grösseren Ausflug mit den Grossvätern und Cousinen.

Ein Jahr später folgte ein Aufsatz über die Familienbräuche beim Neujahrsfest. Noch bevor er zu Schule ging, hantierte er unter Anleitung des Vaters mit Schiesspulver und fabrizierte selbst Knallfrösche [19].

Eugen besuchte in Zollikon die Elementarschule (Unterstufe der Primarschule), doch sind leider im Schularchiv aus dieser Zeit keine Unterlagen mehr erhalten. Da er am 30. April Geburtstag hatte und nur Schüler aufgenommen wurden, die vor dem 1. Mai 1857 geboren waren, war er zweifellos der Jüngste in der Klasse. Am 4. Mai 1863 machte er sich zum erstenmal auf den Schulweg quer durch die Rebberge der «Goldhalde». Er war in der Schule nicht nur als sehr guter Schüler bekannt, sondern auch als einer, der sich nichts gefallen liess. Er war eher klein gewachsen und kräftig und war gerne bei Raufereien dabei, oft als Anführer der einen Partei. So regierte er bald seine Schulklasse, aber meist nur indirekt, über andere, die auf ihn hörten. War er als Guggerbub in der Klasse zunächst noch etwas fremd, so hatte er sich bald integriert und war allgemein beliebt. Dabei half wohl, dass er kein Tugendbold und kein Duckmäuser war, sondern immer dabei war, wenn etwas los war. Später lieferten sich die Buben auch gerne einmal Gefechte auf dem Zürichsee. Im Gugger und vor allem auch im Tobel war oft Hochbetrieb, wenn er, vor allem an Samstagnachmittagen, seine Freunde mitbrachte. Er hatte aber stets auch ein paar Schützlinge, denen er bei den Hausaufgaben zu helfen hatte [19]. Nach der Schule hatte er jeweils unverzüglich nach Hause zu kommen; ein versäumtes Mittagessen wurde nicht mehr aufgetragen.

Natürlich wurde es ihm in der Schule bald etwas langweilig, weil er bereits lesen und schreiben konnte und er das Einmaleins auch schon kannte. Das war seiner Aufmerksamkeit natürlich nicht förderlich und verleitete ihn zu Schabernack, für den er manchmal milde Strafen entgegennehmen musste. Noch vor dem Schuleintritt hätte er mit dem Klavierspielen anfangen sollen, aber es zeigte sich schon in kürzester Zeit, dass er völlig unmusikalisch war. Mit der Zeit wurde ihm daher sogar jede Musik etwas verhasst und er gewöhnte sich an, das Klavierspiel zu überhören, wenn die Schwester zu Hause übte. Er befasste sich dann jeweils so intensiv mit dem Atlas und mit geografischen Karten, dass ihn die Musik überhaupt nicht mehr störte [22]. Als seine Schwester in verschiedenen Fächern Privatunterricht erhielt, um die wegen des Klavierunterrichts verpassten Stunden zu kompensieren, nahm Eugen auf eigenen Wunsch auch gleich daran teil. Er hätte auch mit ihr zusammen den Italienisch-Unterricht besucht, wenn er nicht im Sommer 1867 an der Ruhr erkrankt wäre [22]. In dieser Zeit ging die Firma, für die der Vater arbeitete, in Konkurs und Wilhelm Weber emigrierte nach Amerika. Der Vater machte sich daraufhin selbständig und begann einen Handel mit Seidenwaren, der schon bald recht gute Resultate zeitigte. Trotzdem musste die Familie in Eugens Jugendzeit sehr sparsam leben [22].



Abb. 20 Das von Eugens Vater gebaute Dampfschiff «Paul Eugen», Ortsmuseum Zollikon

Schon als Kind hatte Eugen ein erstaunlich grosses Wissen. Die Mitglieder der «Grossfamilie» hatten viele gemeinsame Interessen: man las sich nicht nur durch die Bücher der Schulbibliothek von Zollikon, sondern frequentierte auch andere Bibliotheken und schaffte sich viele Bücher selber an. Fast alle Familienmitglieder konnten Gedichte auswendig vortragen, ein Interesse, das vor allem von der Mutter Pauline herstammte. Man sang und musizierte auch gerne mit dem Klavier. Alle Cousinen im Gugger scheinen Klavier gespielt zu haben, Bertha auch noch Violine, und die Cousine Elise in der Mühlehalde nahm Zither-Unterricht. Die Freude an der Musik war aber im Gugger schon viel älter. Schon die Grossmutter Anna Bleuler-Oetiker hatte von ihrem Mann 1827 zur Hochzeit ein Klavier geschenkt bekommen, dessen Wert rund die Hälfte der gut zwei Dutzend Brautgeschenke ausmachten. Überdies war ihr zweiter Mann, der bei allen sehr beliebte Stief-Grossvater Hans Conrad Bleuler (1803–1878) ein hervorragender Sänger. Der Gemischte Chor Zollikon, Theater, Kleider und Mode erfreuten sich bei den jungen Gugger-Bewohnerinnen eines starken Interesses. Spielzeug für die Kinder wurde selbst gebastelt. Eugen erhielt schon 1861 von seinem handwerklich begabten Vater das 170 cm lange aus Holz geschnitzte Dampfschiff «Paul Eugen», das der «Gustav Albert», einem der ersten Zürichseeschiffe der 1830er Jahre, nachgebaut war. Dieses Spielzeug mit seinem rauchenden Kamin und den sich drehenden Schaufelrädern, das er in einem Ruderboot hinter sich herziehen konnte, lockte am Ufer zahlreiche Spaziergänger an; das Schiffsmodell ist noch heute im Ortsmuseum Zollikon ausgestellt (Abb. 19). Der Onkel Theodor verfertigte für die Kinder grosse Puppenstuben, Kasperlitheater und anderes

[22], wovon einiges noch im Guggen erhalten ist. Eugen hatte als Spielzeug auch eine kleine Trotte, mit der sich Weintrauben auspressen liessen [23].

Als Eugen in die Realschule (Oberstufe der Primarschule) kam, nahm seine Lesesucht immer mehr zu, doch gab die kleine Schulbibliothek schon bald nichts mehr her. Er las nun meist sehr flüchtig, vor allem bei Jugendschriften, deren Ausgang er schon früh ahnen konnte. Wenn es die Zeit erlaubte, machte er nach wie vor seine Ausflüge ins Tobel. Das wurde aber immer schwieriger, da nun an Sonntagnachmittagen der Konfirmanden-Unterricht stattfand. Da ihn dieser von seinen Ausflügen abhielt, ergab sich bald eine Abneigung gegen alles Kirchliche. Durch diesen Unterricht wurde er andererseits zum Nachdenken über das Christentum angeregt, was aber letztlich dazu führte, dass er sich von dessen Glaubensinhalten abwandte: «Dank meinen Eltern war mein Geist in der Jugend nicht mit den spitzfindigen Dogmen des Christentums, wie z.B. der Lehre von der Dreieinigkeit, belästigt worden, und so verwunderte ich mich später höchlichst, als mir dergleichen Sachen, namentlich durch unsern Pfarrer, als unumstössliche Hauptpunkte des alleinseligmachenden Christentums dargestellt wurden, wie man solches an sich für die Religion schon ziemlich wertloses Zeug, das dazu sich noch mit keinem Verstande vereinbaren lässt, nur glauben könne» [22].

Daraus darf aber nicht der Schluss gezogen werden, im Guggen sei man atheistisch eingestellt gewesen. So schrieb zum Beispiel Eugens Grossvater Hs Rudolf Bleuler (1800–1882) zum Neujahr 1878 an Eugens Cousine Luise im Welschland: «Der liebe Gott verleihe dir auch in diesem neuen Jahr Seinen Beistand u. Seinen Segen zu allen deinem Thun; Er führe dich auf ebener Bahn und lasse dich gesund u. munter wieder in unseren Kreis zurückkehren.» Zweifel an der Autorität des Alten Testaments waren Eugen schon vor Jahren gekommen, und jetzt begann er auch beim Neuen Testament zwischen dem historischen Geschehen und den später entstandenen Glaubenslehren zu unterscheiden. Er glaubte nun an ein unerbittliches Schicksal, in dessen unerforschliche Ordnung sich der Einzelne einzufügen habe. Wann immer er an sich eine heitere oder mürrische Stimmung erlebte, versuchte er, deren Ursachen nachzuforschen, obwohl ihm dies meist nicht half, sein Betragen zu ändern. Solche Gedanken vertraute er aber nur seinen «Erinnerungen aus meinem Leben» an und scheute davor zurück, sie mit anderen zu diskutieren.

Während der ersten Klasse der Realschule unternahmen seine Eltern mit ihm und seiner Schwester eine Reise in die Innerschweiz, die ihn tief beeindruckte und begeisterte. Erstaunlicherweise kamen ihm keinerlei Zweifel an den Schöpfungsmethoden der Eidgenossenschaft und an der historischen Realität von Schillers Wilhelm Tell.

Die Bleuler in der Mühlehalde waren, wie erwähnt, bodenständiger, schwerblütiger, bäuerlicher, jene aus dem Guggen beweglicher, intellektueller, fort-

schrittlicher und eher kommerziell und industriell eingestellt. Bei Eugens Eltern mischte sich also die stille, ruhige Wesensart mit der intellektuellen, literarischen und musikalischen. Eugen ging in seiner Kindheit ganz im Leben der ‹Grossfamilie› auf, der er sich auch später stets verpflichtet fühlte. Selbst für den nach Amerika ausgewanderten Wilhelm Weber, mit dem er als Kind viel Zeit verbracht hatte, wollte er später sorgen. Obwohl Eugen sehr an seinen Eltern hing, erzählte er später seinen Kindern fast nichts über seine Jugendzeit. «Er sprach wenig über seine Eltern und seine Grossfamilie [im Gugger]. Dabei klang in seinem sonst so beherrschten Wesen immer Wehmut und Heimweh an, ja ich spürte, dass er Tränen zurückhielt» [22].

Nachdem schon sein Vater und seine Onkel in der Stadt Zürich die Industrieschule besucht und damit für Knaben vom Land eine für die damaligen Begriffe ungewöhnliche Bildung erhalten hatten, kann es nicht erstaunen, dass Eugen fürs Gymnasium Zürich, in dem – im Gegensatz zur Industrieschule – auch alte Sprachen unterrichtet wurden, vorgesehen war. Auf Empfehlung verschiedener Leute wurde beschlossen, Eugen nicht direkt von der Primarschule ans Gymnasium zu schicken, sondern ihn zunächst die erste Klasse in der näher gelegenen Sekundarschule in Küsnacht besuchen zu lassen, von wo er mittags nach Hause gehen konnte. Hier lernte er nun wesentlich mehr als zuvor in der Primarschule und hatte namentlich im Französischen wenig Mühe. Freude machte ihm die Einführung in Physik und Chemie. Um beim Übertritt ins Gymnasium nicht ein Jahr zu verlieren, erhielt er bei einem Theologiestudenten in der Stadt wöchentlich eine Doppelstunde sehr guten Lateinunterricht. Als Kompensation dafür wurde er von dem für ihn völlig unfruchtbaren Gesangsunterricht dispensiert. Trotzdem musste er jetzt weitgehend auf Spaziergänge und überhaupt auf das Leben in der freien Natur verzichten, weil die Beanspruchung in der Schule zu gross war. Im Sommerhalbjahr stellten sich auch mehrmals Kopfschmerzen ein – ein Übel, an dem er auch später noch leiden sollte –, doch verlor es sich wieder, wenn er einige Zeit geruht hatte. Insgesamt scheint dieses Zwischenjahr an der Sekundarschule durchaus sinnvoll gewesen zu sein [22].

Das Gymnasium war gegliedert in vier Klassen der Unterstufe und drei Klassen der Oberstufe. Im Frühling fanden jeweils die Aufnahmeprüfungen statt, wozu sich die Kandidaten morgens um 7 Uhr mit Papier und Feder versehen einzufinden hatten. Eugen trat direkt in die zweite Klasse des Gymnasiums ein, wo wir ihn 1871, als 14-Jährigen, in der Schülerliste verzeichnet finden (Abb. 20). Die Klasse umfasste 39 Schüler; 20 stammten aus der damaligen Stadt Zürich (ohne die späteren Eingemeindungen), fünf aus den inzwischen eingemeindeten Orten, sieben aus weiteren Zürcher Gemeinden, drei aus anderen Kantonen und vier aus dem Ausland. Eugen Bleuler war der einzige Zolliker, hatte aber immerhin noch einen Kameraden aus der Nachbargemeinde Küsnacht [23]. Als Landbub hatte er zunächst etwas Mühe, Anschluss bei den Städtern in der Klasse zu

finden, die sich oft schon von der Primarschule her kannten. Aber schon am Ende der zweiten Klasse war er der Klassenprimus.

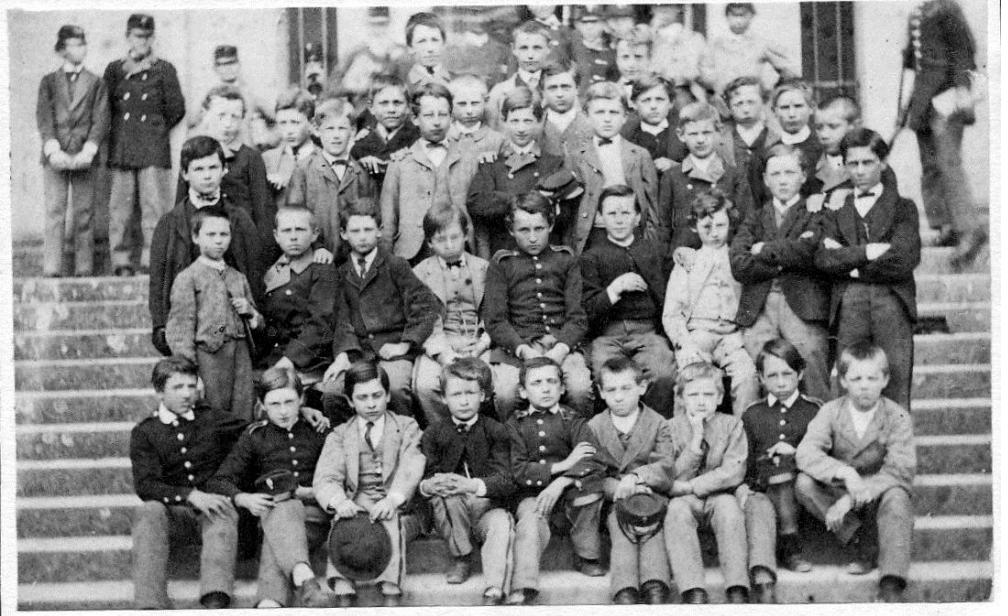


Abb. 21 Klassenaufnahme, vermutlich 2. Klasse des Gymnasiums. Eugen sitzt in der untersten Reihe, als 2. von links, in einer Kadetten-Uniform.

Hier stoßen wir möglicherweise auf eine Begründung für die Stilisierung seiner bäuerlichen Herkunft. Die Bewohner der Zürcher Landschaft hatten lange für die Gleichstellung mit den Stadtzürchern kämpfen müssen, wobei sich fortschrittliche Kreise in den Seegemeinden (Stäfa, Küsnacht) besonders hervorgetan hatten. Die von den Städtern abschätzig gebrauchte Bezeichnung «Seebuben» wurde in diesen Kreisen bald zu einer Ehrenbezeichnung, die den Alteingesessenen noch heute geläufig ist. Die erkämpfte Gleichstellung zeigte sich unter anderem in der Zulassung zu den höheren städtischen Schulen. Damit wurden die Landbewohner aber nicht zu Städtern – vielmehr betonten die stolzen «Seebuben» ihre ländliche Herkunft als Winzer und Bauern, die zu arbeiten wussten, zugleich fortschrittlich dachten, aber sich doch ihrer ländlichen Herkunft stets bewusst blieben. Schon der Vater und die Onkel von Eugen Bleuler hatten in der Stadt höhere Schulen besucht, ein naher Verwandter war der erste aus einer Landgemeinde stammende Pfarrer des Kantons Zürich. So wies man gerne auf die «einfache Herkunft» hin, auch wenn sie vielleicht doch nicht ganz so einfach gewesen ist.

Eugen erhielt ein Schiffsabonnement für die Fahrt in die Stadt. Öffentliche Verkehrsmittel ausser dem Zürichseeschiff gab es damals noch nicht; eine

Eisenbahnlinie am rechten Zürichseeufer wurde erst 1894 gebaut, jene am linken Seeufer schon 1875. Später ass er meist bei seinem Freund Hans Meyer in der Stadt zu Mittag. Wenn Eugen aufs Dampfschiff warten musste oder auf seine Schwester Pauline, die mehrmals in der Woche in der Stadt Klavierunterricht erhielt, so verbrachte er diese Zeit meist zusammen mit seinem Freund Hans Meyer beim Schulhausabwart. Dort machten sie an einem kleinen Tischchen am Fenster auf einem etwas erhöhten Podest die Hausaufgaben, aber meist ging es sehr fröhlich dabei zu und her. Eugen war ein guter Schüler, nur beim Singen hatte er grosse Mühe. «Dem guten Eugen wollte es trotz aller Mühe nicht gelingen, seine Stimmbänder in die geforderte Schwingungszahl zu bringen. Seine Tonleiter wich ganz wesentlich von der althergebrachten ab» [25].

Am meisten Vergnügen bereitete ihm das Latein, da sie jetzt bereits grössere Lesestücke durchnahmen. Hingegen fand er das Griechische bald langweilig, weil sie sich ganz auf die trockene Formenlehre zu konzentrieren hatten. Er entwickelte auch eine Abneigung gegen die Mathematik, da deren unabänderliche abstrakte Begriffe und Konzepte auf ihn abstossend wirkten. Er vermisste die in der Sekundarschule betriebene Physik und Chemie. So war er froh, als er nach einem Jahr in die dritte Klasse übertreten konnte, da dort Botanik, Mineralogie und Französisch dazukamen, doch wurden seine Erwartungen hinsichtlich der neuen Fächer nicht erfüllt. Da er schon in der Sekundarschule etwas Französisch gelernt hatte, fiel ihm das Lernen zuerst sehr leicht und so hatte er später etwas Mühe, sich daran zu gewöhnen, auch für dieses Fach intensiv zu arbeiten [22].

Probleme hatte er mit seiner Schrift. Da er sehr schnell schrieb, hatten seine Lehrer zunehmend Mühe, seine Schrift zu lesen. So nahm er auf eigenen Wunsch privaten Schreibunterricht, dank dem er nach langer Anstrengung wenigstens wieder ordentlich schreiben konnte. Um im Unterricht doch möglichst viele Notizen machen zu können, nahm er in der dritten Klasse Stenografie-Unterricht, und später bediente er sich gerne der Schnellschrift, auch wenn sie ihm weniger Nutzen brachte, als er sich erhofft hatte. Als weiteres Problem stellte sich nun ein Rückenleiden ein, das bei jeder Anstrengung zu heftigen Schmerzen führte. So musste er lange Zeit zu Hause bleiben, wo er sich natürlich sehr langweilte. Er konnte sich glücklich schätzen, trotz des grossen Schulversäumnisses in die vierte Klasse aufgenommen zu werden, die er wegen der gleichen Rückenprobleme wiederum nur sehr unvollständig besuchen konnte, weshalb er teilweise sogar vom Griechisch-Unterricht entbunden wurde. Trotzdem verlief die Prüfung für den Übertritt ins Obergymnasium besser als erwartet [22].

Die Schülerverzeichnisse der Jahre 1872/73 fehlen. 1874 finden wir ihn in der Einladung zur öffentlichen Jahresprüfung bereits unter den Schülern der 1. Klasse der Oberstufe. Es sind nun nur noch 17 Schüler; 6 Schüler sind inzwischen dazugekommen, 28 sind ausgeschieden, was auf eine starke Selektion schliessen lässt. In diesem Jahr trat er als 274. Mitglied in den Gymnasialverein «Gymnasia

Turicensis» ein, der 1847 gegründet (und 1907 aufgelöst) worden war und sich mit dem Wahlspruch «Litteris et amicitiae!» dem wissenschaftlichen Streben und noch viel mehr der Geselligkeit unter den Gymnasiasten widmete. Der Verein befand sich in fast ständigem Kampf mit dem Rektorat wegen des wöchentlichen Kneipens [26]. Eugen führte im Verein das Vulgo «Schnauzi», was darauf hinweist, dass er sich schon früh einen Schnurrbart wachsen liess. Er fand hier viele Freunde, aber er vermisste die ideale Gesinnung im Schüler- und Studentenleben und begehrte oft über den Trinkcommers und die ritualisierten Trinkveranstaltungen oder Kneipen der Verbindungsstudenten auf, obwohl er den Alkohol erstaunlich gut vertrug und nie betrunken war. Mit der Zeit wurde ihm aber der Commers zuwider und er begann, sich für Alkohol-Therapien zu interessieren [19]. 1879 schrieb er an seine Cousine Elise in der Mühlehalde in vierfüssigen trochäischen Versen unter anderem [21]:

*«Mehr als fünfmal in der Kneipe
War ich kaum in einem Jahr,
Und doch gingen meine Freunde
Mehr als zweiundfünfzig Mal
Und ich wurde zum Gespötte
Wegen der Philisterei.»*

Im Obergymnasium gefiel es ihm viel besser als in der Unterstufe. Die grösste Änderung ergab sich im Griechischen, wo sie nun endlich zur Lektüre kamen. Zwar hatte er noch zwei Monate lang das wegen der Erkrankung Versäumte in Privatstunden nachzuholen, aber schon bald erfreute er sich an den Schriften des Xenophon und noch viel mehr an der Lektüre der Odyssee. Die griechische Sprache erschien ihm jetzt unendlich viel schöner als die lateinische. 1875 würden wir Eugen in der 2. Klasse der Oberstufe erwarten, doch repetierte er eine Klasse, denn wir finden ihn nochmals in einer 1. Klasse der Oberstufe, während die Mehrzahl seiner früheren Klassenkameraden den Übergang in die 2. Klasse geschafft hatten. Er hatte die 1. Klasse auf ärztlichen Rat hin freiwillig wiederholt, da er oft an Kopfweh litt. Er legte eine Ruhezeit ein und verbrachte mit dem Vater und seinem Freund Hans Meyer Ferien in Churwalden und auf der Lenzerheide, verbunden mit verschiedenen Bergtouren. 1876 erscheint er im Verzeichnis der 2. Klasse, die nun nur noch 14 Schüler umfasste. In der 3. Klasse schrumpfte die Schülerzahl auf lediglich elf Schüler, also weniger als ein Drittel des Ausgangsbestandes [24]. In der neuen Klasse lernte er Karl Bernhard Lehmann kennen, der später oft im Guggler zu Gast war. Dieser schrieb in seinen Lebenserinnerungen über ihn: «Die Klasse erhielt in ihm einen vorzüglichen Zuwachs und ich fand meinen späteren besten Freund fürs Leben, doch ging es nach Schweizer Art nur langsam. Meine Hochachtung vor seinem vielseitigen Geist, seinem grossen Verstand und Fleiss, seinen festen Fäusten, dem stets

tadellos geschliffenen, hilfsbereiten Taschenmesser mit fünf Klingen, seinem stenographischen Notizbuch, seiner gefüllten, aber nie verschwenderisch gebrauchten Börse, war gross.» [12]. Er belegte in der Oberstufe als Freifach noch Hebräisch, obwohl er nie die Absicht hatte, sich später der Theologie zuzuwenden.



Abb. 22 Eugen Bleuler bei der «Gymnasia Turicensis», 2. v. links, unter der Fahne

Im September 1876, also mit 19 Jahren, waren die Maturitätsprüfungen zu bestehen: zuerst Philosophie, Mathematik, Deutsch, Mathematische Geographie und Französisch, am Folgetag noch Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und Geschichte; alles wurde jeweils eine Stunde lang geprüft [24]. «Die Abschiedskneipe war einfach, ein hübscher Katerbummel vereinigte die [Maturanden] zum letzten Mal» [12]. Während er sich lange nichts anderes vorstellen konnte, als später einmal Naturwissenschaften zu studieren, war er mit 17 Jahren überzeugt, sich später den alten Sprachen widmen zu wollen, wobei ihn deren Entwicklung und die vergleichende Sprachforschung besonders interessierten; auch an der Geschichte zeigte er Interesse. Wenn er sich nun der Medizin zuwandte, so ist das wohl als eine Rückkehr zu den seit der Kindheit gepflegten naturkundlichen Interessen zu verstehen.



Abb. 24/25 Eugen Bleuler als Gymnasiast der Oberstufe

Jugendjahre im Gugger

Eugen zeigte schon früh Interesse an Naturwissenschaften und Geschichte. An den Abenden pflegten die Familienmitglieder um ein einziges Öllicht zusammen am Tisch zu sitzen. Wohl gab es Kerzen, aber die waren teuer und das hellere Licht schien unnötiger Luxus [3]. Eugen studierte und erledigte Hausaufgaben, die Frauen lasen oder machten Handarbeiten, die Männer sassen über ihren Geschäftsbüchern. Zur Zeit der Maturitätsprüfung sah die «Grossfamilie» im Gugger wie folgt aus (mit Angabe der Alter im Jahr 1876):

53	Johann Rudolf Bleuler	1823–1898	Vater	(Abb. 5)
47	Paulina Bleuler-Bleuler	1829–1898	Mutter	(Abb. 6)
24	Paulina Bleuler	1852–1926	Schwester	(Abb. 7)
19	Eugen Bleuler	1857–1939		(Abb. 23/24)
42	Theodor Bleuler	1834–1907	Onkel u. Pate	(Abb. 12)

45	Louisa Bleuler-Pfenninger	1831–1900	Tante	(Abb. 13)
17	Mathilde Bleuler	1859–1958	Cousine	(Abb. 15)
16	Luise Bleuler	1860–1942	Cousine	(Abb. 16)
10	Bertha Bleuler	1866–1944	Cousine	(Abb. 17)

Wir verfügen glücklicherweise über zahlreiche Briefe aus dem Winterhalbjahr 1877/78, welche Eugens damals 18-jährige Cousine Luise, später meist «Lilly» genannt, von ihren Eltern und Schwestern im Guggler erhalten hat [23]. In manchen von ihnen ist auch von Eugen die Rede. Briefe wurden aber auch direkt zwischen Eugen und Luise ausgetauscht, wobei sie teilweise auf Französisch geschrieben wurden, da ja Luise vor allem wegen der Verbesserung der Französischkenntnisse in Peseux, in der Romandie, weilte. In den Briefen ist vor allem von Ausgang und Tanz die Rede. So war am 2. September 1877 von der Kirchweih, der «Zolliker Chilbi», zu berichten: «Am Sonntag zum Tanz im [Gasthaus] «Rössli»; am Montag blieb Mathilde bis halb 12 nachts und ging dann mit Eugen nach Hause.»

Zwei Tage später schrieb Eugen an Luise einen 20-seitigen Brief, in dem er die mit seinem Freund Hans Meyer zusammen unternommene Reise nach Mailand beschrieb. Die Reise verlief mit der Bahn nach Chur und dann zu Fuss nach Bergün und ins Engadin, wobei ihn die Aussicht von den Bergen begeisterte, vor allem der Blick auf die Bernina-Gruppe. «Nur der Mensch hat sich in diesen reinen Höhen noch nicht niedergelassen, er ist der Natur zu klein mit seinem emsigen Jagen u. Rennen nach geringem Gewinn, mit seinen Eintagswerken, die er so hochmüthig an ihre Seite stellt.» Dann wanderten sie über Maloja nach Chiavenna hinunter, bestiegen am Comersee ein Dampfboot und erreichten schliesslich mit der Bahn Mailand, wo sie der Dom und die Einkaufsstrassen mit ihren «ungeheuren Schaufenstern» beeindruckten. Die bescheidenen Italienischkenntnisse, die sie sich vor der Abreise angeeignet hatten, dienten eher zur Belustigung der Einheimischen als zur Verständigung. Der Rückweg erfolgte dann über den Gotthardpass [21][25].



Abb. 26 Mittlerer und oberer Teil des Guggers (Seestrasse 123/125), links Waschhaus und Brunnen

Eine familiäre Änderung ergab sich, als Eugens Eltern 1877 den unteren Teil des Guggers an Wilhelm Weber verkauften und in die Mühlehalde zurückkehrten, wo sie die untere Wohnung bezogen. Eugen war damals etwa im 3. Semester seines Medizinstudiums. Etwa um diese Zeit – vielleicht auch etwas später – dürfte er in der Stadt ein Zimmer genommen haben, um sich den langen Weg zur Universität zu ersparen.

Im Februar 1878 hatte Mathilde von einem Ball zu berichten: «Ausgelassen habe ich bis morgens 6 Uhr keinen Tanz. Unmöglich hatten die anderen so viel Vergnügen wie wir, denn während die anderen Damen den Wänden nach steif dasassen, ohne ihre Herren, sassen Hr. [Heinrich] Steffen und ich, Luise und Eugen und sehr oft Hr. [Hans] Meyer in einem Sofa immer beisammen und amüsierten uns köstlich. [...] Wir fuhren dann mit einer Droschke ins [Stadtquartier] Selnau, wo ich über Nacht blieb. Sonntags 1 Uhr kam Hr. Steffen und holte uns wieder mit der Chaise [leichte einachsige Kutsche] ab. Im Gugger stieg Eugen auch ein und wir fuhren nach Meilen in den «Löwen», dort tanzten wir eine Stunde lang allein im schönen Saale. Hatten einen Musikanten. Aber so was habe ich noch nie erlebt. Nämlich wie die Heimkehr vonstattengegangen ist.

Bald lachten wir laut, spielten mit Karten, assen Chokolade, weinten fast wieder, zeukten [neckten] uns etc» [23].

Kurz vor Weihnachten 1877 kommt in einem Brief die Nachricht: «Heute nimmt Eugen die erste Reitstunde. Gestern kam Hr. Steffen auf seinem neuen Pferde zu Eugen geritten. Er nimmt auch Stunden mit Eugen» [21]. Anfang März 1878 schrieb Eugen seiner Cousine Luise, vermutlich könne er sich für die Dauer der Ferien ein Pferd ausleihen. Er habe auch schon die Idee gehabt, sie in Peseux zu besuchen, doch «könnten nur die Viecher schneller laufen u. müsste man ihre Gebeine nicht mindestens zwei Nächte zur Ruhe setzen, bevor man im Welschland wäre, so würde es wohl ausgeführt». Ende März 1878 schreibt Mathilde zunächst an Luise: «Eugen bekommt diese Woche noch ein Pferd für einige Zeit. Götti [der Pate] hat eines gekauft. Dann wollen wir mehrere nette Touren machen. Eine Chaise werden wir schon bekommen. Ich freue mich sehr.» Und noch am gleichen Tag: «Weisst du, dass Eugen ein eigenes, wundervolles Pferd hat?» [23]. Tatsächlich hatte er schon als 14-Jähriger die ersten Reitversuche gemacht und nahm später Reitunterricht. Oft ritt er spät nachts noch die knapp 20 km dem Seeufer entlang nach Stäfa hinauf, nur auf einer Decke und in den Pantoffeln, um dem Pferd die nötige Bewegung zu verschaffen. Die Freizeit war aber nicht nur mit Vergnügungen gefüllt: «Heute haben wir wieder Schnee. Eugen hat Ferien, bekommt von Fräulein Meier Stunden im Englischen.» Auch Luise besuchte in ihrem Internat in der Romandie privaten Englischunterricht, den ihr der Vater gerne bewilligt hatte [23].

Ein Höhepunkt im Jahresablauf war stets die Weinlese, die sowohl in den Erinnerungen seines Schulfreunds Hans Meyer wie auch in jenen seines Studienfreunds Karl Bernhard Lehmann für 1881 beschrieben ist: «Eine köstliche Weinlese in den ausgedehnten Bleulerschen Weinbergen war der Schluss dieses auskosteten Zusammenseins. Drei Tage und Nächte wohnte ich draussen in Zollikon bei Prachtwetter. [...] An der Arbeit beteiligten sich neben den Knechten und Mägden Eugens Kusinen mit einigen befreundeten Mädchen, ausser mir waren nur wenig städtische Gäste da, die fleissigst mitarbeiteten. Jeder erhielt um 8 Uhr eine Rebenzeile, in der er aufsteigend, links und rechts vollständig alle reifen Trauben, auch die kleinsten, ernten und in die Körbe werfen sollte, die von Zeit zu Zeit mit leeren gewechselt wurden. Das Mädchen, das eine Traube hängen liess, musste sich einen Kuss gefallen lassen [...]. Trauben durfte man nach Wunsch essen, aber nicht etwa nur die besten Beeren herausklauben. Es war anstrengende, von zahllosen Scherzen gewürzte Arbeit; Lieder erklangen, Lachen und Jauchzen. Das Mittagessen war einfach, die Pause kurz, aber nach getaner Arbeit, etwa um ½ 7 Uhr, gab es reichliches Abendessen mit Most und Wein und dann begannen allerlei Rat-, Neck- und Pfänderspiele abwechselnd mit Gesang, Tanz und allerlei komischen Vorführungen. Die Pfänder wurden durch Küsse gelöst.» [12]. Dieses Schlussfest hiess der «Krähanen», ein

Festschmaus mit Spielen und Ergötlichkeiten, die wohl meist die ganze Nacht hindurch bis zum Krähen des Hahns gingen. Was am Krähanen alles ablief, berichtete die Cousine Bertha schon 1877 ihrer Schwester Luise im Welschland in allen Einzelheiten, was schön zeigt, wie wichtig der Abschluss der Weinlese für die Bleuler im Gugger war.

Das Studium der Medizin

Eugen Bleuler scheint nach der Maturität zwischen dem Studium der Geschichte und Kunstgeschichte und jenen der Naturwissenschaften geschwankt zu haben [27]; er hatte auch Freude an den Sprachen, entschied sich dann aber für die Medizin. Er immatrikulierte sich an der Universität Zürich für das Wintersemester 1876 in Medizin und schloss sein Studium im September 1881, am Ende des 10. Semesters, glänzend mit dem eidgenössischen medizinischen Staatsexamen ab. Danach verfasste er noch seine Dissertation über «Conjugierte Deviation der Augen», also noch kein psychiatrisches Thema. Er absolvierte sein gesamtes Medizinstudium in Zürich, wohl weniger, weil die Eltern einen Studienaufenthalt im Ausland nicht finanziert hätten, sondern eher weil er sich als einziger Sohn für die Familie und insbesondere auch für seine geistesranke Schwester Pauline verantwortlich fühlte. Er studierte sehr ernsthaft und schon vom 2. Semester an begann er zu forschen und bald auch zu publizieren [3]. So stossen wir schon 1879 und 1881 auf seine ersten zwei zusammen mit Karl Bernhard Lehmann publizierten Arbeiten «Beiträge zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysiologie» und «Zwangsmässige Lichtempfindungen durch Schall und verwandte Erscheinungen auf dem Gebiet der anderen Sinnesempfindungen», wobei bei dieser zweiten Arbeit der Löwenanteil auf Eugen entfiel, da er all diese Erscheinungen aus eigener Anschauung kannte. Es ging darum, dass manche Personen bei jedem Ton oder Geräusch Farbvorstellungen haben. Nachdem Eugen mit seiner Familie den Anfang gemacht hatte, hatten sie bald 400 Personen darüber befragt, darunter interessanterweise auch den damals schon älteren Dichter Gottfried Keller [12].



Abb. 27 Eugen Bleuler als Student oder als junger Arzt

Mit dem früheren Klassenkameraden Karl Bernhard Lehmann, dessen Vater Naturforscher und Arzt war, ergab sich bald eine enge Freundschaft. Sie waren täglich zusammen und die Kollegen fingen an, sie die «siamesischen Zwillinge» zu nennen. Die Freundschaft vertiefte sich im Herbst 1878 bei der gemeinsamen Vorbereitung für das Physikum, das sie aber nicht zusammen studierten, «sondern wir teilten das Pensum ein und trafen uns wöchentlich 2–3 mal, um Stunden oder halbe Tage lang uns abzufragen und Schweres ge-

meinsam zu begreifen. Bleuler war für Anatomie und Physik, [Lehmann] für Chemie, Botanik und Zoologie [...] zuständig» [12]. Abwechselnd war Eugen bei Lehmanns am Zeltweg oder sein Freund bei ihm im Gugger zu Besuch, was jeweils eine Stunde zu Fuss bedeutete. «Eugens seelenvolle Mutter» bewirtete sie mit Kaffee, Eingemachtem, Obst und Landwein und erkundigte sich einmal, «ob wir denn den ganzen Tag fleissig sein müssten» [12]. So gelang es, ein tadelloses Physikum abzulegen und sich dem Studium der Pathologie und Therapie zuzuwenden. «Neben dem physiologischen Laboratorium besuchten oder schwänzten wir fast alle Vorlesungen gemeinsam. [...] Wir bemerkten bald, dass wir Lust und Kraft hätten, die grossen Lehrbücher selbst zu studieren». Sie beschlossen, vom Winter 1879 an für ein Jahr, einschliesslich Ferien, sich als «Koassistenten» anstellen zu lassen, die Hälfte der Zeit auf der medizinischen, die andere auf der chirurgischen Klinik, und Eugen scheint dabei auch ein brauchbarer Chirurg geworden zu sein. Einen besonders grossen Eindruck machte auf ihn aber die psychiatrische Klinik, die von Auguste Forel mit sprühendem Temperament und stets begeistert von seinem Thema vorgetragen wurde. Dann, spätestens aber

nach seiner Publikation von 1881, dürfte sich sein Schicksal entschieden haben: er wollte sich der Psychiatrie zuwenden, womit er wohl einem schon seit längerem empfundenen Drange nachgab [12].

Als Student war er fröhlich und war aktiv im akademischen Turnverein, der in der Turnhalle des Wolfbach-Schulhauses trainierte, und im Sommer 1877 beim kantonalen Turnfest in Winterthur sogar den ersten Preis errang. Später wandelte er sich vom geselligen, unbeschwerten jungen Burschen zu einem eher stillen, ernsten, von seiner Verantwortung geprägten Mann. Er hatte klare Auffassungen vom Leben und der Moral; Kirche und Religion bedeuteten ihm jedoch wenig [28]. «Seine Areligiosität war eine Reaktion auf den Pietismus seiner Jugendzeit, wo sentimentale Religion, auch wortreiche und allgegenwärtige, mehr ausgeleiert zersprochen als empfunden wurde – wenigstens meinte er es so.» [3]. Er hatte grosse sprachliche Interessen und ein feines Gehör für Aussprache und dialektale Besonderheiten; er besass auch gute Französisch- und Englischkenntnisse [12]. «Unter den Künsten lag ihm vor allem die Poesie nahe und die klassische Dichtung bedeutete ihm viel» [3].

Den Frauen gegenüber war Eugen stets höflich und ritterlich, nicht zuletzt auch seiner Mutter und seiner Schwester gegenüber. Er nahm gerne an fröhlichen Anlässen teil und konnte durchaus auch einmal eine ganze Nacht durchtanzen, aber er gab immer acht, mit keinem Mädchen ins Gerede zu kommen. Andererseits wurde er von seinen etwas jüngeren Cousinen im Gugger sehr verehrt, oft geradezu angehimmelt, während er diese gern neckte, weshalb sie ihn für unsentimental hielten [12][19].

Im Frühling 1877, also während der Studienzeit, hatte er in Genf die Rekrutenschule zu absolvieren, vermutlich in der Kavallerie. Der Militärdienst scheint ihm gefallen zu haben, doch fand er keine rechten Kameraden. Dafür hatte er umso mehr zu tun mit den Pferden: eines war vom Schiessen verängstigt, ein anderes noch nicht eingeritten. Wenn er von einem langen Ritt zurückkam, konnte er auch rittlings schlafen. Als er Anfang Mai aus Genf zurückkehrte, besuchte er auf dem Heimweg seine Cousine in Peseux; am Hauptbahnhof Zürich wurde er von seinem Vater abgeholt.

Die Schwester Pauline

Dass die Erkrankung der einige Jahre älteren Schwester an Schizophrenie Eugen Bleulers späteren Werdegang beeinflusst hat, ist naheliegend. «Dass weder Eugen Bleuler noch sein Sohn Manfred über diesen Krankheitsfall öffentlich gesprochen oder geschrieben haben, lässt darauf schliessen, dass die Familie darüber Stillschweigen bewahren wollte. [...] Das im Schrifttum vereinzelt erwähnte Faktum einer psychotischen Erkrankung im engsten Familienkreis Eugen

Bleulers [...] ist zum Verständnis der Krankheitslehre von Eugen Bleuler [...] unabdingbar. Neben der Berufswahl dürften auch die späteren psychiatrischen Überzeugungen Eugen Bleulers von den Erfahrungen als Angehöriger nicht unbeeinflusst geblieben sein. Man kann sich auch vorstellen, welche Gefühlsbewegungen die psychotische Erkrankung seiner Schwester beim jungen Eugen Bleuler ausgelöst hat, auch angesichts des Umstandes, dass er mit eugenischem Gedankengut gross wurde und selbst eugenische Vorstellungen der negativen Zuchtwahl vertreten hat» [10]. Dass sich Bleuler stark für die Vererbung von Geisteskrankheiten, insbesondere der Schizophrenie, interessiert hat, auch und gerade in der eigenen Verwandtschaft, zeigt sich unter anderem darin, dass er seine Cousine Julie Berchtold-Bleuler dazu motivieren konnte, eine sich über sechs Jahre erstreckende äusserst arbeitsintensive genealogische Studie über die Bleuler und andere alte Zolliker Geschlechter in Angriff zu nehmen. In dieser aufwändigen Arbeit wurde besonderes Gewicht auf die Erfassung charakterlicher Eigentümlichkeiten, allfälliger Geisteskrankheiten und das Auftreten von Alkoholismus gelegt. Aus verständlichen Gründen wurde die Studie anonymisiert, indem sämtliche Namen, Orts- und Ämterbezeichnungen geändert wurden. Publiziert wurde die 73-seitige Arbeit unter dem Titel «Genealogische Studien über die Vererbung geistiger Eigenschaften» durch Eugen Bleuler unter dem Pseudonym Manfred Ziermer in Wien [14].

Das sind sehr wichtige Hinweise, und es wird daher im Folgenden darum gehen müssen, etwas Licht ins Dunkel der Krankheit der Schwester Pauline zu bringen. Dass darüber kaum etwas bekannt ist, kann aber nicht einfach mit dem Stillschweigen der Familie erklärt werden. Es ist auch zu beachten, dass Eugen Bleuler erst mit 44 Jahren geheiratet hatte und seine Kinder im Alter 46–59 des Vaters zur Welt kamen. Dieser grosse Generationenabstand hat dazu beigetragen, dass seine Kinder nur wenig über die Jugend des Vaters – sei es durch ihn selbst oder durch Verwandte – in Erfahrung bringen konnten. Diese Lücke, auch hinsichtlich seiner Schwester, gilt es hier etwas zu füllen.

Die «Grossfamilie» im Gugger wurde einige Male von schwerem Unglück betroffen. Das Töchterchen Theodora von Eugens Grossmutter Anna Bleuler-Oetiker (1803–1879) aus zweiter Ehe mit Hs Conrad Bleuler (1803–1878) starb 1843 als Kleinkind an Krupp und wurde noch lange betrauert. Eugens Stiefonkel Eduard erkrankte 1856, mit 41 Jahren, im Zürichsee. Der Onkel Paulus, der Apotheker geworden war, gliederte sich schlecht in die Familie ein, hatte dann eine unglückliche Liebe und wanderte schliesslich nach New York aus, wo er verschollen blieb. Dann musste Wilhelm Weber, der einstige Compagnon des Vaters, sein Geschäft mit Schulden aufgeben und wanderte ebenfalls nach Amerika aus. Und schliesslich wurde Eugens Schwester Pauline, die sich glänzend entwickelt hatte und Klavierlehrerin geworden war, um 1872, also mit zwanzig Jahren, plötzlich geisteskrank. Sie kam später in die Psychiatrische Universitätsklinik Burghölzli

und musste lebenslänglich gepflegt werden. All das lastete schwer auf der «Grossfamilie» im Gugger [3]. «Paulines Krankheit äusserte sich später darin, dass sie so gut wie nichts sprach und ganz passiv war, sich aber sonst unter der Betreuung durch eine Leichtkranke der Klinik leicht pflegen liess. Auch sie [Pauline] kam zum Esstisch [der ganzen Familie] und wurde von meinem Vater immer sorgfältig bedient» [3].

Über Paulines Verhalten zu Hause im Gugger, fünf Jahre nach Ausbruch der Krankheit und vor der Übersiedlung ins Burghölzli, orientiert uns ein Brief des Onkels Theodor vom 6. Mai 1877 an seine Tochter Luise in Peseux: «Mit der lieben, armen Lina [Pauline] steht es auch im alten, gut dass sie sich mit ihrem Clavier die Stunden verkürzen kann. Sie spielt gerade jetzt recht schön. Lina verriet mir einige Freude über die Wiederkunft Eugens [aus der Rekrutenschule], lachte lange vollauf und konnte bis gegen morgen den Schlaf nicht finden» [21]. Louise Bleuler, Eugens Tante, schrieb im November 1877: «Dieser Tage hat Pauline mitunter geantwortet und [ist] auch böse gewesen, [hat] den Spiegel zerschlagen und Fensterscheiben, [hat] Mathilde fortgeschickt: «Gang du hei [geh' heim], wir brauchen dich nicht». Die meiste Zeit hält sich Pauline im Bett auf» [23]. Im Februar 1878 schrieb Louise Bleuler: «Mit Pauline ist es diese Woche wieder besser, es war gar nicht mehr zu ertragen, wie sie böse war; weniger als drei Personen konnten sie nicht speisen oder anziehen, z.B. Vater [Theodor Bleuler] musste ihr die Hände halten, Emilie [Paulines Pflegerin] den Kopf oder die Haare, damit sie nicht beißen konnte, kurz, wenn es dann mit Speien abging, so musste man zufrieden sein. Zweimal warf sie den Nachtstuhl den Fliehenden nach, der aber zerschmetterte und später am Boden angenagelt wurde. Jetzt ist sie wieder ruhiger, sodass Emilie wieder im Zimmer bleiben kann» [23]. Dass die Eltern für ihre kranke Tochter während Jahren eine im Haus wohnhafte Pflegerin angestellt hatten, ist sicher auch bemerkenswert. Einen Monat später schrieb Theodor Bleuler: «Pauline ist auch nicht besser, sie hat einige Zeit nicht essen wollen, da musste man ihr täglich mittelst einer Maschine Milch und Eier durch die Nase in den Magen leiten. Eugen [damals im 3. Semester des Medizinstudiums] hat dieses Experiment von Herrn Dr. Brunner [wohl der Hausarzt] gelernt und seither meisterlich ausgeführt» [23]. Dies zeigt schön Eugen Bleulers frühes Verantwortungsgefühl, wie auch seinen Sinn für das Praktische. Am 1. Januar 1878 schrieb der Grossvater, Hs Rudolf Bleuler (1800–1882): «Kummer und Sorge um unser theures Linchen lassen keine heilen Gefühle in uns aufsteigen. Hoffen wir zum lieben Gott, dass Er uns auch wieder einmal frohere Tage beschere.»

Ein zentraler Punkt für Eugen Bleulers späteren Werdegang ist natürlich die Frage, wann er sich letztlich dazu entschloss, sich der Psychiatrie zuzuwenden. Während langer Zeit galt sein Interesse im weitesten Sinn den Naturwissenschaften. Noch 1874/75, also längere Zeit nach der geistigen Erkrankung seiner

Schwester, schien er entschlossen, sich einem Studium der alten Sprachen zuzuwenden. Erstaunlich ist auch, dass er in seinen zu dieser Zeit verfassten Lebenserinnerungen, die sich immerhin über vier Schulhefte erstrecken, die Krankheit der Schwester mit keinem Wort erwähnt, während er ausführlich auf die eigenen Krankheiten sowie auf seine Schul- und Studieninteressen eingeht. Gegen Ende 1876 nahm er sein Medizinstudium auf, wandte sich also in einem gewissen Sinn wieder den Naturwissenschaften zu. Während des Studiums – und auch noch 1881 bei seiner Dissertation – scheint er sich nicht besonders für die Psychiatrie interessiert zu haben, auch wenn ihm die Vorlesungen von Auguste Forel gut gefallen hatten. Von der Erkrankung seiner Schwester bis zum Entschluss, sich der Psychiatrie zuzuwenden, verging fast ein Jahrzehnt. Diese Erkrankung konnte ihn also hinsichtlich seines beruflichen Werdegangs nicht unmittelbar beeinflusst haben, und erst recht nicht frühere Erlebnisse, doch hat seine persönliche Betroffenheit zweifellos dazu beigetragen, Psychiater zu werden.

Schlusswort

Eugen Bleulers Herkunft und Jugendzeit waren bisher weitgehend unbekannt. Die Publikationen über sein Wirken befassen sich naturgemäss vor allem mit seinen Leistungen als Psychiater, wobei Herkunft und Jugend meist nur kurz gestreift werden, oft mit dem Hinweis, dass leider über die persönlichen Aspekte seines Lebens kaum etwas bekannt sei, obwohl dies für das Verständnis seiner Arbeit wichtig wäre. Dass die geistige Erkrankung seiner Schwester Pauline für seinen Werdegang von grosser Bedeutung war, wurde nie bezweifelt, doch erschien es nahezu unmöglich, dazu weitere Informationen zu beschaffen.

Leider haben sich in die bisherigen Lebensbeschreibungen einige Fehler eingeschlichen, deren Herkunft sich kaum mehr klären lassen, die aber getreulich von einem Autor zum nächsten weitergereicht wurden, so etwa die Meinung, Eugen Bleulers Vater habe es mit dem Seidenhandel zu einem beachtlichen Reichtum gebracht und er habe sich an schöner Lage an der Seestrasse eine Villa erbauen können. Tatsächlich führte aber der Seidenhandel in schwere finanzielle Probleme und vom Bau eines Hauses konnte keine Rede sein, erst recht nicht vom Bau einer herrschaftlichen Villa. Andererseits ist aber auch die Ansicht falsch oder zumindest irreführend, Eugen Bleuler stamme aus einfachen bäuerlichen Verhältnissen. So schien es hier nötig, seine Herkunft und sein Aufwachsen in einer Art intellektuell regsamer «Grossfamilie» einigermaßen detailliert zu beschreiben. Er wuchs in einer fortschrittlich denkenden, bildungsbeflissenen Welt auf, in der sich Fleiss und Zuverlässigkeit mit Lebensfreude und Geselligkeit paarten.

Seine Jahre als Gymnasiast und Medizinstudent, die seinen Werdegang stark geprägt haben, sind hier erstmals genauer beschrieben, wofür neben den eigenen Aufzeichnungen die Lebenserinnerungen seines Studienfreundes Lehmann wertvoll waren. Schliesslich musste es auch darum gehen, Licht auf den Beginn und die Manifestationen der Geisteskrankheit seiner Schwester zu werfen. Die spärlichen Unterlagen zeigen, dass Eugen Bleuler zeitlebens ein ausgeprägtes Verantwortungsgefühl für seine Angehörigen hatte. Dass wir nicht mehr darüber wissen, weil er die Krankheit verschweigen wollte, ist unwahrscheinlich, denn in diesem Fall hätte er sie ja wohl kaum später zu sich in seine Dienstwohnung im Burghölzli genommen und sich damit offen zu ihr bekannt. In Eugen Bleulers späterem Leben als Psychiater, aber auch als Ehemann und Familienvater, ist immer wieder die eine oder andere Charaktereigenschaft deutlicher hervorgetreten und seiner Umgebung aufgefallen. Wie wir gesehen haben, ist er in seiner Kindheit und Jugend von vielfältigen Wertvorstellungen und Anregungen geprägt worden. Zweifellos ist die eher leichtlebige fröhliche Facette seines Charakters mit der Zeit allmählich von der strengen, verantwortungsbewussten Facette verdrängt worden. Ihn mit nur wenigen Worten charakterisieren und erklären zu wollen würde einer so vielschichtigen Persönlichkeit in keiner Weise gerecht.

Quellen und Literatur

- 1 Hell, Daniel: Eugen Bleulers Herkunft, Kindheit und Jugend – Hintergrund für seine Lehre, in: Hell, Daniel / Scharfetter, Christian / Möller, Arnulf (Hrsg.): Eugen Bleuler – Leben und Werk, Bern 2001, 19–27.
- 2 Mösli, Rolf (Hrsg.): Eugen Bleuler – Pionier der Psychiatrie, Zürich 2012.
- 3 Bleuler, Manfred: Texte zu Deinem [Tinas] Herkommen, Typoskripte 1973, 1974, 1975.
- 4 Bleuler, Manfred: Familiengeschichtliche Notizen aus alten Zeiten, Typoskript 1991.
- 5 Ellenberger, Henri F.: Die Entdeckung des Unbewussten, Zürich 2005 (engl. Erstpublikation: New York 1970).
- 6 Scharfetter, Christian: Eugen Bleuler, 1857–1939. Polyphrenie und Schizophrenie, Zürich 2006.
- 7 Rihner, Fred: Professor Dr. Manfred Bleuler zum 80. Geburtstag, Zürich 1982.
- 8 Letsch, Walter: Die Bleuler seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, in: Zolliker Jahrbuch 2006, 73–82.

- 9 Apelt-Riel, Susanne: Der Briefwechsel zwischen Ludwig Binswanger und Eugen Bleuler von 1907–1939 im Spannungsfeld von Psychoanalyse und Psychiatrie, Diss. Univ. Tübingen, 2009.
- 10 Hell, Daniel: Herkunft, Kindheit und Jugend, in: Mösli, Rolf (Hrsg.): Eugen Bleuler – Pionier der Psychiatrie, Zürich 2012.
- 11 Schröter, Michael (Hrsg.): Sigmund Freud – Eugen Bleuler, Briefwechsel 1904–1937, Basel 2012.
- 12 Lehmann, Karl Bernhard: Frohe Lebensarbeit, München 1933.
- 13 Letsch, Walter: Zollikon – Das Dorf der Bleuler, in: Zolliker Jahrheft 2004, 36–50.
- 14 Ziermer, Manfred (eigentlich: Eugen und Julie Bleuler): Genealogische Studien über die Vererbung geistiger Eigenschaften, in: Archiv für Rassenkunde und Gesellschafts-Biologie, 1908, 2. Heft, 178–220; 3. Heft, 327–356.
- 15 Letsch, Walter: Der Bau des Vorderen Guggers, in: Zolliker Jahrheft 2011, 36–58.
- 16 Letsch, Walter: Paul Bleuler als Apotheker im Ausland, in: Zolliker Jahrheft 2007, 61–71.
- 17 Ruoff, Wilhelm Heinrich: Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon, 1958; hier verändert und ergänzt.
- 18 Beck, Karl: Drei Sippen der Bleuler von Zollikon im 19. Jahrhundert, Typoskript 1942.
- 19 Bleuler-Waser, Hedwig, Typoskript, o.J.
- 20 Beck, Werner (Hrsg.): Karl Beck im Spiegel seiner Schriften, Band III, Stäfa 1998.
- 21 Bleuler, Eugen: Briefe (Eugen Bleuler an seine Cousinen Luise und Elise), Privatbesitz Tina Joos-Bleuler, 1877/79.
- 22 Bleuler, Eugen: Einiges aus meinem Leben, Manuskript 1874.
- 23 Briefe an Luise Bleuler (Eltern und Schwestern an Luise Bleuler), Privatbesitz Barbara Engler-Maurer, Gugger, 1877/78.
- 24 Staatsarchiv Zürich, Sig. III Ee 5 und 6/1.
- 25 Meyer-Rüegg, Hans: Einige Erlebnisse mit meinem Freund Bleuler – zu Eugen Bleulers 80. Geburtstag, Typoskript 1937.
- 26 Gymnasia Turicensis: Zur Erinnerung an das 50-jährige Jubiläum der Gymnasia Turicensis, Zürich 1897.
- 27 Hell, Daniel / Scharfetter, Christian / Möller, Arnulf: Eugen Bleulers Seelenverständnis: Fragmente einer künftigen Werkbiographie, Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie, 2001.
- 28 Joos-Bleuler, Tina: Being a member of the Bleuler family. History of Psychiatry 22(4), 2011.

Die Familie Buman (Baumann)

Baumann wird in der Schweiz in der Regel als «Buume» ausgesprochen. Dies wird jedoch insofern noch verkompliziert, als es neben den Baumann auch noch Bumann gibt. Wie eine Suche in den Telefonnummern des Festnetzes ergibt, entfallen recht genau 5 Prozent auf Bumann und 95 Prozent auf Baumann. In alten Urkunden bis etwa 1700 wird der Name aber normalerweise als «Buman» geschrieben. Im Totenregister von Zollikon taucht die Schreibweise «Baumann» erstmals 1703 auf. Welche Schreibweise sich später gefestigt hat, war weitgehend eine Frage des örtlichen Pfarrers, der die Pfarrbücher geführt hat. Die Aufspaltung der Buman in Baumann und Bumann hat sich also erst etwa um diese Zeit ergeben, doch konnte dies zu regional verschiedenen Zeitpunkten erfolgt sein.

Im Gegensatz zu den Bleuler, die ihre Wurzeln ausschliesslich in Zollikon haben, oder den Maurer/Murer, die aus Maur ZH, Muri AG oder Muri BE stammen, können die Baumann ihre Wurzeln in allen Deutschschweizer Kantonen oder im deutschsprachigen Ausland haben. Im Kanton Zürich lassen sich schon in früher Zeit die Baumann oder Bumann in Dutzenden von Gemeinden nachweisen. Die sehr grosse Verbreitung des Namens in einer von der Landwirtschaft geprägten Zeit weist auf dessen Bedeutung hin. Ein Baumann war ein Bauersmann und nicht etwa ein auf einer Baustelle Beschäftigter; er war ein Bebauer des Landes, der Pächter eines Bauerngutes oder auch ein Weinbauer. Ein Baumann war in der Regel ein in der Gemeinde vollberechtigter Bauer und nicht nur ein landwirtschaftlicher Arbeiter.

Die frühesten Nennungen des Namens «Buman» finden wir 1275 in Rudolfinen, 1286 in Dübendorf und 1306 in Meilen. Erst zu dieser Zeit sind Familiennamen überhaupt aufgekommen. Für Zollikon finden wir die frühesten Nennungen in den Zürcher Steuerregistern von 1366 und 1370. Es handelt sich dabei um einen Johannes Buman. Dann vernehmen wir für fast ein Jahrhundert nichts mehr von diesem Geschlecht, bis im Steuerverzeichnis von 1463 wieder ein Hans Buman erscheint. Ob er von seinem älteren Namensvetter abstammte, ist eher zweifelhaft. Immerhin ereigneten sich in unserer Gegend in den Jahren 1401, 1427, 1434, 1439, 1445 und 1450 Pestepidemien, von denen vor allem jene von 1401 erhebliche Auswirkungen hatte, die sich in den Steuerverzeichnissen widerspiegeln. Die vier Verzeichnisse der Jahre 1467–1470 sind ergiebiger. Wir erfahren etwas über die Familie des Hans. Der Name seiner Ehefrau wird nicht erwähnt, doch sind seine wohl schon erwachsenen Kinder aufgeführt: Clewy (Klaus), Cunrat und Kathrin.

Erst vom 16. Jahrhundert an bewegen wir auf festerem Grund. Letztmals vor der Reformation wurde 1504 in Zürich ein Freischiessen veranstaltet, zu dem alle Miteidgenossen eingeladen waren. Damit verbunden war ein Glückshafen, eine Lotterie, von der das vollständige Teilnehmerverzeichnis erhalten und ediert worden ist.⁶² Heini und Hans Buman, die Söhne des Claus Buman von Zollikon, kauften Lose. Ihr Wohnsitz scheint im Chleidorf gewesen zu sein. Hans, Ruedi, Ueli und Cleinhänsi Buman tauchen 1515 im Verzeichnis der 70 Zolliker auf, die nach Mailand gezogen waren. Vermutlich waren Ruedi und Ueli am 14. September 1515 in Marignano unter den über 12'000 toten Eidgenossen, während Hans und Cleinhänsi überlebten.

1519 erscheinen als Mitglieder der Zolliker Holzgenossenschaft ein Kaspar, ein Klaus und seine Brüder sowie Jagly (Jakob), der Metzger. Offenbar gab es noch mehr männliche Vertreter der Buman, denn im Herbst 1523 musste Conrad Buman in einem Verhör gestehen, im Haus des Sigristen den Schlüssel zur Kirche heimlich geholt zu haben, um den Palmesel herausholen (und schliesslich im Zürichsee versenken) zu können. Dafür hatte er 1 Mark Busse zu zahlen. Im Sommer 1525, im Zusammenhang mit der Täuferbewegung, wurden Conrad und Clein Hensi Buman verhört, beide aus dem Chleidorf. Clein Hensy, dessen Frau sich hatte taufen lassen, hielt das Bussgeld für ungerecht, weil *«man die straffte, so gûts tätend und sich fromklich hieltend, die aber wider eyd, eer und recht handeltint, liesse man ungestrafft etc.»*⁶³

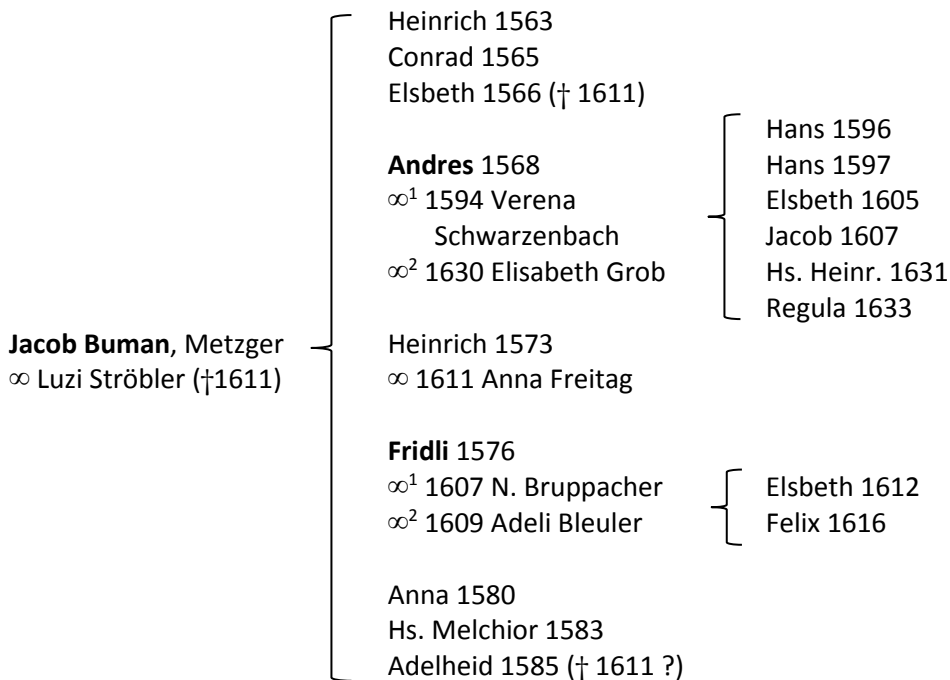
Nun müssen wir wieder eine Generation verstreichen lassen, bis 1552, um auf Hans Buman zu stossen, der seiner Schwester Verena, Marx Bossharts Frau, 200 lb. für die väterliche Aussteuer schuldete, wofür er fünf Tagwen Reben «in der Kronnen» (Gegend unbekannt) einsetzte. Eine Tagwan (Pl. Tagwen) oder Juchart (von lateinisch *iugum* für Joch, Gespann) war die Fläche, die man in einem Tag bearbeiten konnte. Entsprechend war sie je nach Nutzung unterschiedlich. Beim Rebland betrug sie rund 27,5 Aren; es handelte sich also um ein Rebland von insgesamt 13'750 Quadratmetern. Offenbar hatte Hans beim Tod es namentlich nicht bekannten Vaters Haus und Hof geerbt und musste die Schwester daher im Sinn der Realteilung entsprechend entschädigen, da wohl die Mitgift für deren Heirat noch ausstehend war. Ein Jagli Buman hatte eine halbe Juchart Reben im Grempe (dort wo sich heute die Tiefgarage des Zentrums Zollikon befindet). Ein Martin Buman aus der Chleidörfler Wacht erhielt 1573 eine Juchart Wiesland gegen Küsnacht gelegen, wohl am Tobel dem Dügge gegenüber (im Gebiet der heutigen Letzistrasse). Dieser Martin war 1584 Geschworener der Gemeinde.

⁶² Friedrich Hegi, Der Glückshafenrodel des Freischiessens zu Zürich 1504, Zürich 1942.

⁶³ Andrea Strübind, *Eifriger als Zwingli. Die frühe Täuferbewegung in der Schweiz*, Berlin 2003, S. 445.

Damit nähern wir uns schon den 1561 einsetzenden Pfarrbüchern, die allerdings zunächst nicht viel mehr als die Namen von Täuflingen enthalten. Diese spärlichen Angaben müssen wir mit Nennungen in anderen Dokumenten kombinieren, um uns ein Bild der Familien machen zu können. So wissen wir, dass der 1572–76 erwähnte Hans Buman Weber und der 1564–76 erwähnte Jakob Buman Metzger im Chleidorf war. 1576 erfahren wir von einem Schuhmacher Jagly Buman und einem in der Hell (dem späteren Traubenberg) wohnhaften Bartly (Bartholomäus) Buman sowie kurz darauf von einem Gesellenwirt oder Stubenknecht Klaus Buman. Die Söhne des Metzgers Jacob Buman, die Brüder Andres, Heinrich und Fridli Buman sind im Chleidorf sesshaft. Sie scheinen zeitweise im Traubenberg Arbeit gefunden haben.

Die ältesten Buman-Väter, deren Kinder im Taufbuch verzeichnet sind, sind Hans, Jacob und Martin. Deren Geburtsdaten kennen wir nicht, da das Taufbuch nicht genügend weit zurückreicht. Vom Metzger Jacob kennen wir zunächst nicht einmal den Namen seiner Frau, doch stirbt während der Pest von 1611 eine Luzi Ströbler, die vermutlich seine Frau gewesen ist. Die erste Frau des Webers Hans bleibt auch unbekannt, doch heiratet er 1570 in einer Zweitehe eine Barbel Streuli. Nur von Martin ist der Name der Ehefrau ganz klar. Es ist eine Anli Maler, die Ende 1601 gestorben ist. Martin Buman ist 1584 als Geschworener im Kleindorf bezeugt.

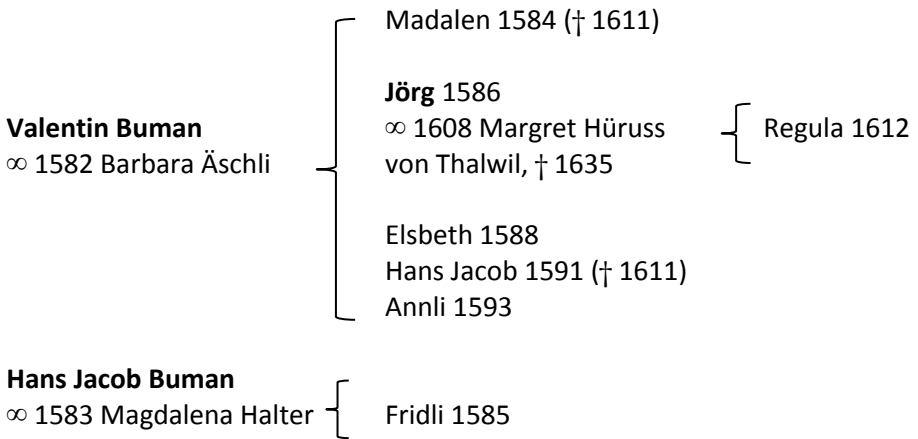


Wie wir sehen, sind der Ehe von Jacob Buman und Luzi Ströbler neun Kinder entsprossen. Die drei Söhne Andres, Heinrich und Fridli haben geheiratet, die Töchter Elsbeth und Adelheid sind in der Pest von 1611 gestorben. Über die anderen vier Kinder wissen wir nichts; vermutlich sind sie als Säuglinge oder Kinder gestorben, doch beginnen entsprechende Aufzeichnungen im Totenbuch erst 1681. Vom Schicksal der Enkelgeneration wissen wir auch nichts, ausser dass die 1612 geborene Elsbeth schon 1622 gestorben ist. Soweit sich feststellen lässt, sind die Nachkommen des Metzgers Jacob Buman ausgestorben.

Der Weber Hans Buman hatte aus zwei Ehen mindestens 13 Kinder. Aus der ersten Ehe mit einer unbekanntem Ehefrau hatte er in den Jahren 1563–1569 vier Kinder und weitere möglicherweise vor Beginn des Taufbuchs. Aus der zweiten Ehe, die er 1570 mit Barbel Streuli schloss, stammen neun Kinder aus den Jahren 1570–1585. Insgesamt waren es vier Knaben und neun Mädchen. Im Mannesstamm scheint diese kinderreiche Familie ausgestorben zu sein. Möglicherweise ist die Familie aber auch aus Zollikon weggezogen. Allerdings besteht doch noch die vage Möglichkeit einer – leider nicht beweisbaren – Nachkommenschaft. In den Jahren 1579–1585 haben vier Buman geheiratet, deren Eltern unbekannt sind, weil wohl alle vor 1561, also vor Beginn des Hausbuchs, zur Welt kamen. Es waren dies:

- ∞ 1579 Burkhard Buman und Elsbeth Bluntschli: keine Kinder
- ∞ 1582 Valentin Buman und Barbara Äschli: fünf Kinder
- ∞ 1583 Hans Jacob Buman und Magdalena Halter: ein Kind, Fridli
- ∞ 1585 Bartli (Bartholomäus) Buman und Anna Streuli: keine Kinder

Wir wollen im Folgenden die Nachkommenschaft von Valentin und Hans Jacob weiterverfolgen, müssen aber die Frage nach deren Eltern offenlassen.



Auch in diesen Fällen ist die Nachkommenschaft im Mannesstamm ausgestorben. Nun gibt es neben dem oben besprochenen Metzger Jacob und dem Weber Hans auch noch einen Martin Buman, dessen Geburtsdatum und damit auch die Namen der Eltern unbekannt sind. Diesen wollen wir als nächstes untersuchen.



Die fett gedruckten Söhne von Joss (1609–1681) haben geheiratet und selbst wieder Kinder gezeugt. Von den anderen ist nichts bekannt, ausser gelegentlich einem Todesdatum. So ist die 1640 geborene Elsbeth 1709 gestorben und der 1651 als erster Sohn aus zweiter Ehe geborene Hans Heinrich ist 1675 als 24-Jähriger im Kriegsdienst in Strassburg gestorben. Heinrich (1636–1677) war seit 1669 mit Barbara Thomann verheiratet und hatte zwei Töchter: Anna 1670 und Verena 1672. Nun betrachten wir noch die Familien von Beat Rudolf (1654–1726) und Joss (1656–1696).

Die erste Ehe des Beat Rudolf zeigt ein entsetzliches Geschehen bei Cleophea Freitag, einer Frau, die offenbar nicht in der Lage war, ein Kind gesund zur Welt zu bringen. Heute hätte man die ersten Schwangerschaften mit Kaiserschnitten beendet und alle weiteren Schwangerschaften verhütet. Damals war das noch nicht möglich – mit erschreckenden Folgen: Das erste Kind starb bei oder unmittelbar nach der Geburt; es war also ohne Zweifel eine sehr schwierige Geburt. 1687 folgten Zwillinge, von denen der eine bei der Geburt starb, der andere, Rudolf, nach vier Tagen. Bei der dritten und vierten Geburt starben die Kinder

wiederum bei oder unmittelbar nach der Geburt. Bei der fünften Geburt kam Verena zur Welt, die nur einen einzigen Tag lebte. Bei der sechsten Schwangerschaft konnte das Kind offenbar nicht geboren werden und die Mutter starb am 4. Oktober 1693 im Kindbett (oben nicht aufgeführt). Die Mutter litt möglicherweise an Rachitis, das zu einer Abflachung des Geburtskanals führen kann und meist durch Vitamin D Mangel entsteht.

Beat Rudolf Buman (1654–1726) ∞ ¹ Jahr? Cleophea Freitag († 1693 im Kindbett) ∞ ² 1695 Barbara Bleuler († 1741)	}	(Kind ungetauft) 1686	
		Rudolf *† 1687 (und ungetaufter Zwilling)	
		(Kind ungetauft) 1689	
		(Kind ungetauft) 1690	
		Verena *† 1692	
		Hans Jacob *† 1696	
		Anna 1698–1766	∞ Heinrich Streuli
		Barbara 1700–1765	ledig
		Bernet 1701–1703	
		Jacob 1704	
Regula 1707?–1709			
Verena 1711–1714			
Jos Buman (1656–1696) ∞ ca. 1684 Elsbeth Thomann († 1725)	}	Hans Rudolf 1684	
		Anna 1687	
		Susanna 1688	
		Regula 1689	
		Joss 1691	
		Elisabeth 1694	

Die zweite Ehe mit Barbara Bleuler schien zunächst ähnlich schlecht zu verlaufen, starb doch der 1696 geborene Hans Jacob schon nach einem halben Jahr. Aber nachher verlief alles normal. Anna wurde 68, Barbara 65 Jahre alt. Regula und Verena starben allerdings als Kleinkinder. Der 1704 geborenen Jacob hat Ende 1730 Elisabeth Bleuler geheiratet und hatte mir ihr von 1731–1744 vier Kinder: Lisabeth 1731, Hans Caspar 1737, Hans Felix 1739 und Jacob 1742.

Die Familie Ernst

Man pflegt zu sagen, nur zwei Dinge seien sicher im Leben: Steuern zahlen und Sterben. So war es auch bei den frühesten in Zollikon nachgewiesenen Ernst. Über ihr Leben und Sterben wissen wir zwar nichts, aber Steuern haben sie seit 1362 gezahlt. Eine Familie Ernst war also bereits im 14. Jahrhundert in Zollikon ansässig. Es ist gut möglich, dass sie schon lange vorher hier gelebt hatten, aber beweisen lässt sich das natürlich nicht.

Das Herkommen der Ernst

Die Ernst zählen nicht zu den seltenen Familien. Sie leben fast überall in der Schweiz und sind auch in Deutschland stark vertreten. Heute sind sie in fast siebenzig Gemeinden der Schweiz verbürgert, wobei allerdings ein Fünftel davon auf Zuwanderungen aus Deutschland zurückzuführen ist. In über zwanzig Gemeinden waren schon vor 200 Jahren Ernst verbürgert, wobei die Kantone Zürich und Aargau im Vordergrund stehen. Die Ernst des Kantons Aargau stammen einerseits aus dem Gebiet von Kölliken, Holziken und Gontenschwil, andererseits aus dem näher bei Zürich gelegenen Gebiet von Würenlos. Die Ernst des Kantons Zürich kommen im Wesentlichen aus drei Gegenden: Die erste Gruppe kommt aus dem Gebiet von Dättlikon, Neftenbach, Bertschikon/ Altikon, Wiesendangen, Ellikon a.d. Thur und Oberwil (TG), also im Wesentlichen aus dem Gebiet nordöstlich und westlich von Winterthur; über diese Gruppe gibt es mehrere Publikationen. Die zweite Gruppe stammt aus dem Gebiet von Volketswil und Wetzikon, und die dritte Gruppe ist jene von Zollikon.

Der Familienname Ernst stammt natürlich vom entsprechenden Vornamen ab. In der althochdeutschen Form ‹Ernust› oder ‹Ernist› bezeichnete der Name einen Mann von fester Willenskraft. Dass der Name zu einem Familiennamen wurde, ist nicht weiter erstaunlich, denn Ernst war ein eher seltener Vorname in einer Zeit, als die meisten Männer Heinrich, Jakob, Johannes, Konrad und Rudolf hiessen. Je seltener ein Rufname war, desto besser eignete er sich als Beiname; aber es gibt natürlich auch die ‹Hinz und Kunz›, also Heinrichs und Konrads Nachkommen. Im 16. Jahrhundert trat auch die Schreibweise ‹Erist› auf, die später wieder verschwindet. Schon von alters her unterschied man zwei Linien, eine reichere und eine weniger begüterte, genannt die ‹Dachmann›, auf die rund ein Drittel aller Ernst in Zollikon entfielen. Es hatte also damals bereits

so viele Ernst, meist mit ähnlichen Vornamen, dass Zusatzbezeichnungen nötig erschienen.

Im Jahr 1362 sind in den Steuerlisten Johannes, Ueli und Heini Ernst aktenkundig. Ob dies drei Brüder waren oder vielleicht ein Vater mit zwei Söhnen, wissen wir nicht. Ueli Ernst starb vor 1370, Heini um 1375, während Johannes noch etwas länger lebte. Um 1369 tauchen die Brüder Ruedi und Jecli (=Jakob) Ernst auf, möglicherweise die Söhne des Ueli, während ab 1401 Heinis Tochter Katherin bezeugt ist. Leider gestatten die wenigen verfügbaren Angaben nicht, einen einigermaßen plausiblen Stammbaum zu entwerfen.



Hauszeichen der Ernst von 1607

Der Wohnsitz der Ernst lag seit frühester Zeit im Chirchhof; die meisten ihrer Güter hatten sie südöstlich davon, an der Alten Landstrasse, bei der Beugi, beim Letzgraben (Letzistrasse) und bei der Zelggasse. Reben besaßen sie beim Schübler in der oberen Goldhalde. Gemäss dem Gemeindeurbar von 1557 gehörten Mathy und Heini Ernst auch fünf Kammern Reben im Breitacher, zwischen der Allmend und der Chüegass. Weitere Güter lagen im Steinacher (Goldbach), aber auch etwa in Niederfelben, in Trichtenhusen und beim Hasenbart. Sie verfügten über Holzanteile in allen Zolliker Wäldern. Von 1519 an wohnten auch Ernst im Chleidorf, nämlich die erwähnten «Dachmann», die dort über drei Jahrhunderte lang das gleiche Haus bewohnten und während dieser langen Zeit nie aus der bescheidenen Stellung von Handwerkern und Kleinbauern heraustraten. Demgegenüber dürfen wir die Ernst vom Chirchhof, die im Gemeindeleben eine bedeutende Rolle spielten, zu den Grossbauern zählen.

Der wohlhabendere Zweig der Familie

Wenden wir uns zunächst dem wohlhabenderen Zweig zu. Die Ernst bekleideten insgesamt sechsmal die Stellung eines Untervogts, der höchsten in der Zeit des «Ancien Régime» für Nicht-Städter erreichbaren Stellung in der Gemeinde, die am ehesten mit der Funktion eines Gemeindepräsidenten verglichen werden kann. Der erste dieser Untervögte, Heinrich Ernst, starb 1582 an der Pest. Überdies stellten die Ernst im Laufe der Jahre mehr als ein Dutzend Geschworne (vergleichbar den heutigen Gemeinderäten). Später kamen noch zwei Kantonsräte und ein Oberrichter dazu. Alle diese Funktionen konnten damals eigentlich nur bei entsprechend guten Vermögensverhältnissen wahrgenommen werden.

Auch im militärischen Bereich waren die Ernst sehr aktiv. So lassen sich drei Majore, sechs Hauptleute und fünf Leutnants nachweisen. Tatsächlich brachte es keine andere der alten Zolliker Familien auf so viele höhere militärische Funktionen. Aber ähnlich wie im zivilen Bereich waren auch hier gute Vermögensverhältnisse wichtig, denn militärische und zivile Funktionen gingen meist Hand in Hand. Ein Ueli Ernst hat schon 1443 beim Alten Zürichkrieg mitgekämpft, allerdings als Soldat. Einige Ernst waren auch bei den italienischen Feldzügen als Freiwillige dabei, so etwa Mathy Ernst 1512 beim Pavierzug oder Hans und Lienhard Ernst 1515 in Marignano. 1531, in der Schlacht von Kappel, kam ein «Bartlime Ernst, zuegenampt Dachelmann» ums Leben. Und noch 1607 starb ein Marx [Markus] Ernst als «kgl. Majestät in Frankreich Guardiknecht [Gardist]».

Trotz dieser bedeutenden Stellungen im zivilen und militärischen Bereich gehörten die Ernst doch nie zu den eigentlich führenden Leuten. Sie zeichneten sich durch Fleiss und Zuverlässigkeit aus; sie waren eher konservativ eingestellt und gehörten zum «Establishment». Sie hatten auch keine Sektenanhänger in ihren Reihen, standen treu zur Landeskirche und gingen als wohlgezogene Leute fleissig zum Gottesdienst. In der politischen Gärungszeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts verhielten sie sich ruhig, zur Zeit des «Züriputschs» – wegen der Berufung des umstrittenen Theologen Dr. Strauss an die Universität Zürich – standen sie klar auf der konservativen Seite. Ebenso ruhig und zuverlässig, wie sie im öffentlichen Leben waren, zeigten sie sich auch bestrebt, ihren Besitz zu mehren, nicht durch gewagte Investitionen, sondern durch strenge Kontrolle der kleinen Einnahmen und Ausgaben. Milch, Butter und Obst wurden durch die Hausmutter selbst, notfalls auch durch eine Tochter, genau abgewogen, nie aber durch Dienstboten. Ohnehin hatten sie nur selten mehr als einen Knecht oder eine Magd.

Geiz und Grosszügigkeit

In merkwürdigem Gegensatz dazu zeigten die Ernst eine beachtliche Grosszügigkeit – von ihnen stammen die meisten Legate. Schon im 17. Jahrhundert vergabte ein Ernst grosse Beträge an den Freischulfonds, den Armenfonds, das Spital und die Kirche. Kantonsrat Jakob Ernst (1792-1858), der keine Kinder hinterliess, vermachte grosse Beträge für wohltätige Zwecke; aber auch solche Ernst, die Kinder hatten, machten grosszügige Vergabungen. Ohne Aufsehen wurde auch privat mancher Arme oder Kranke unterstützt. Am bekanntesten ist wohl der Landwirt und Major Heinrich Ernst (1842-1923) geworden, welcher der Gemeinde Zollikon sein Vermögen, unter anderem für ein Altersheim, vermachte. So kam Zollikon mit dem «Hinteren Gugger» zu seinem ersten Altersheim für rund 25 Personen. Dieses musste 1970 einem Neubau weichen, und es entstand das heutige «Alters- und Pflegeheim am See». Eine Tafel beim Eingang erinnert an die grosszügige Vergabung des Heinrich Ernst.



Ofenkachel mit Wappen des Friedensrichters Hans Heinrich Ernst

Der eigentliche Stammvater der wohlhabenderen Ernst war der bei der Kirche wohnhaft gewesene Bernhard Ernst (1563-1635), dessen Vater, der erwähnte Untervogt Heinrich Ernst, 1582 an der Pest gestorben war. Dieser

Bernhard Ernst, dessen erste Frau ebenfalls an der Pest gestorben war, hatte in zweiter Ehe vier Söhne, welche alle einen eigenen Hausstand gründeten: Rudolf, *Heinrich*, *Jakob* und Bernhard. Rudolf hinterliess nur Töchter, und auch der Zweig des Jüngsten, Bernhard, starb bald aus. Die Söhne *Heinrich* und *Jakob* hatten jedoch eine zahlreiche Nachkommenschaft bis in unsere Tage.

Heinrich Ernst (1595-1680) war Leutnant, Kirchenpfleger und Geschworne und wohnte bei der Kirche. Einer seiner Söhne starb als Soldat, der andere, Johannes, wurde Geschworne und Fähnrich. Von seinen fünf Knaben waren vier im frühesten Kindesalter gestorben, und nur Johannes, geboren 1682, erreichte das Mannesalter. Er wurde Geschworne, doch wurde er später wegen Trunksucht seines Amtes enthoben, kam als Trinker einige Zeit ins Zuchthaus und starb 1723 im 42. Lebensjahr. Sein einziger Sohn Jakob (1710-1766) schaffte es trotzdem bis zum Amt des Untervogts, war Hauptmann und Feldschreiber und hatte 15 Kinder, 8 Knaben und 7 Mädchen; davon waren drei Söhne und drei Töchter verheiratet, die anderen zum Teil in zartem Alter gestorben oder noch im späteren Kindesalter von epidemischen Krankheiten dahingerafft. Sein ältester Sohn Heinrich (1734-1793) Jägerleutnant, Geschworne und Seckelmeister im Gstad, hatte zwei verheiratete Söhne und zwei verheiratete Enkel, aber ein Sohn und ein Enkel starben kinderlos, und später lebte von diesem Zweig nur noch ein unheilbar geisteskranker Urenkel. Der zweite Sohn, der Geschworne Jakob Ernst (1748-1814) hatte nur eine Tochter, und von den zwei Söhnen seines Bruders Johannes (1750-1793) Geschworne und Jägerwachtmeister, blieb der eine, Major Jakob Ernst (1782-1839) unverheiratet und soll sich durch riesige Körperkräfte ausgezeichnet haben. Der zweite, Felix (1783-1867) war Gemeindegammann; einer seiner Enkel war in England verheiratet und hatte auf das hiesige Bürgerrecht verzichtet; ein Urenkel wanderte nach Argentinien aus. Der vierte Sohn des 1766 verstorbenen Jakob Ernst, Felix, Gemeinderat und Schulvorsteher, hatte seinerseits auch wieder vier Söhne: Jakob, Ulrich, Johannes und Heinrich. Jakob (1789-1841) hatte nur einen Sohn, der nach Küsnacht zog, zunächst «Modelstecher», später Landwirt war und ein nicht schuldenfreies, kleines Bauerngut im Schübel besass.

Ein zweiter Sohn von Bernhard Ernst, dem gemeinsamen Stammvater, war *Jakob Ernst* (1598-1661) der ebenfalls bei der Kirche wohnte. Von seinen vier erwachsenen Söhnen starb einer 32 Jahre alt im Ausland, ein zweiter erreichte auch nur ein Alter von 21 Jahren. Der Sohn Jakob war unverheiratet und wohnte bei seinem jüngsten Bruder Bernhard (1643-1691) der durch einen Sohn Konrad, einem nachmaligen Untervogt, die Linie fortpflanzte. Ein Urenkel dieses Konrad Ernst war Gemeindepräsident Heinrich Ernst (1765-1830) der aber keine männlichen Nachkommen hinterliess. Dessen Bruder, Hauptmann Johannes Ernst im Gstad, war Fabrikant und hatte eine Weberei eingerichtet.



Major Heinrich Ernst auf der Terrasse des Hinteren Guggers um 1900

Alle Ernst waren sparsam, speziell aber in dieser Linie soll dieser Hang früher bis zu kleinen Unredlichkeiten geführt haben. So soll ein sehr vermöglicher Landwirt immer Fallobst über der Grenze seines Grundstücks aufgelesen haben und einmal sogar auf einem Birnbaum seines Nachbarn ertappt worden sein. In diesen Familien wurden auch immer nur Ehefrauen genommen, die durch ein ansehnliches Heiratsgut den Wohlstand vermehren halfen. Johann Jakob Ernst im Gstad (1757-1829) war Vormund einer seiner Cousinen, die als Waise die wohl damals reichste Erbin im Dorf war. Damit er das verwaltete Vermögen, an dem er offenbar grosse Freude hatte, nicht mehr herauszugeben brauchte, verheiratete er 1805 seinen genau 17 Jahre alten Sohn Jakob mit dem fast zehn Jahre älteren Mündel Anna Regula Ernst. Dieser Jakob (1788-1860) wurde später Leutnant, Gemeinderat und Zunfttrichter, und man weiss von ihm zu berichten, er habe einmal einen Franzosen aus dem Fenster geworfen. Sein Sohn Jakob Ernst (1810-1880) war Gemeindepräsident und Kantonsrat.

Der Zweig der ‹Dachmann›

Die Angehörigen der weniger begüterten Linie der ‹Dachmann› waren ebenfalls in der Mehrzahl Landwirte, aber nur kleine. Gelegentlich hiessen sie auch ‹Tachmann› oder ‹Tachstyger›; ihr Ahnherr muss also wohl Dachdecker gewesen sein. Während mehr als 300 Jahren wohnte ein Zweig auf dem gleichen kleinen Gut im Chleidorf. Doch hatten sie sich etwa auch anderen Berufsarten zugewandt, und merkwürdigerweise stammte der reichste Ernst überhaupt, Johann Rudolf Ernst (1818-1892) der sich als Seidenkaufmann emporgeschwungen hatte, aus dieser sonst viel ärmeren Linie; er war zweimal verheiratet, blieb aber kinderlos. Auch zwei seiner Brüder waren im Seidengeschäft tätig. Andererseits musste in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Familie bevormundet werden. Der Vater musste «wegen seines lüderlichen und verthüigen Lebens öffentlich verufen» werden, und die Aufsicht über das noch vorhandene Vermögen wurde einem Vormund übertragen. Ein Sohn war ebenfalls liederlich, so dass sein Haushalt vorübergehend «wegen schlimmen Lebens aufgehoben wurde», und die Nachkommen dieses Zweigs waren teilweise ebenfalls heruntergekommene Existenzen. Gemeindeunterstützung nahmen sie aber trotzdem nicht in Anspruch.

Im Allgemeinen waren die ‹Dachmann›-Familien alle gut beleumdet. Ein gewisses Ehrgefühl war den meisten Ernst zu Eigen, kein auffallendes Selbstbewusstsein, aber sie fühlten immer, was sie ihrem Stande schuldig waren - und hier zeigen die beiden Linien, die Reichen, wie die Armen, trotz der Verschiedenheit ihrer Lage, eine auffallende innere Verwandtschaft. Soweit festzustellen war, wurde nie ein Ernst almosengenössig (was bei keiner anderen der zahlreichen alten Zolliker Familien vorkommt), ebensowenig trifft man früher einen Ernst in den Verzeichnissen der säumigen Zahler. Verfehlte sich jemand unter ihnen, so warfen die anderen nicht mit Steinen nach ihm, sondern trachteten darnach, den Schaden wieder gut zu machen. So wurden uneheliche Kinder meist in der Familie erzogen. Ester Ernst, geboren 1664, die uneheliche Tochter des 1666 in Sachsen gestorbenen Josua, wurde bei einem Onkel erzogen und erhielt von den Verwandten 700 fl. [Florin/Gulden] als Erbteil, Verena Ernst, geboren 1669, die uneheliche Tochter von Josuas Vetter Hans Heinrich, lebte bei den Grosseltern und einem Onkel und erhielt bei der Teilung 470 fl. und die beiden verheirateten Tanten sollten das zur Ausbildung allenfalls noch Mangelnde später hinzufügen. Anna Barbara Ernst, geboren 1833, uneheliche Tochter der geschiedenen Anna Barbara Ernst-Ernst wurde in der Familie einer Tante sorgfältig und standesgemäss erzogen und wurde die Frau eines Seidenfabrikanten.

Die von W.H. Ruoff erstellten Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon enthalten über 460 Angehörige der Ernst-Familien, ohne die Ehepartner zu zählen, sodass man den Überblick leicht verlieren kann, dies umso mehr, als immer

wieder die gleichen Vornamen auftreten. Zusammenfassend wollen wir daher nochmals festhalten, dass rund zwei Drittel der Ernst dem wohlhabenderen, im Chirchhof wohnenden, Zweig angehörten und ein Drittel dem ärmeren Zweig im Chleidorf, den «Dachmann». Auch die Wohlhabenderen gehörten kaum je zu den Reichen. Sie waren konservativ, fleissig und zuverlässig, und gelegentlich war Geiz gepaart mit erstaunlicher Grosszügigkeit. Die «Dachmann» waren zwar ärmer, dafür aber auch etwas unternehmungslustiger, und einer von ihnen brachte es sogar zu Reichtum. Aufgrund der Stammtafeln lässt sich nicht feststellen, wie die zwei Zweige miteinander verwandt sind. Mit Sicherheit waren sie 1561, zu Beginn der Eintragungen in die Zolliker Pfarrbücher, schon getrennt. Es müssen also schon sehr lange zwei Zweige der Ernst in Zollikon gelebt haben.

Die Familie Falk

Wer den Familiennamen Falk hört, denkt wohl am ehesten an den bedeutenden Zolliker Maler und Grafiker Hans Falk (1918–2002), Doppelbürger von Luzern und Zollikon, der durch seine Plakate, etwa jene für die Expo 64, bekannt geworden ist, der aber auch als ein bedeutender Vertreter des Abstrakten Impressionismus in der Schweiz gilt. Ihm werden wir uns am Schluss dieses Artikels zuwenden, der mit einigen seiner Werke aufgelockert wird.

In früheren Jahrhunderten gehörten die Falk in Zollikon zu den Grossbauern. Sie waren im Hinterdorf ansässig und zwar im Haus «Im Felsengrund», dort wo heute das Ortsmuseum untergebracht ist. Das Haus geht bis ins frühe 16. Jahrhundert zurück, wie eine Mauerinschrift von 1528 zeigt. Im Hausteil Oberdorfstrasse 12 waren Adam und Andres Falk wohnhaft, im Hausteil Oberdorfstrasse 14 Klaus und Heini.



Oberdorfstrasse 12–14

In den Bevölkerungsverzeichnissen von 1637 und 1643 sind sie mit Knecht und Magd aufgeführt. Im gleichen Jahrhundert treffen wir bei ihnen auf eine grössere Anzahl Geschworener (eine Art Gemeinderäte). Der erste war Adam Falk Ende des 16. Jahrhunderts. 1617 wurde sein Sohn Johann Heinrich (1584–ca.1629) zum Geschworenen gewählt; ihm folgten Jacob Falk (1622–1687), Johann Heinrich (1652–1720) und Felix (1687–1739). Jacob Falk (1689–1738) war Säckelmeister, also Finanzvorstand der Gemeinde. Der letzte Geschworene, Heinrich Falk (1697–1753), war zugleich Leutnant und bewirtschaftete später in Herrliberg ein Oetenbacher Lehen, ohne aber das Zolliker Bürgerrecht aufzugeben. Nach ihm finden sich keine wichtigen Beamten mehr unter den Falk.

Auf Zolliker Falk stossen wir erstmals anlässlich des Freischiessens in Zürich im Jahr 1504. Ein Heiny Falk kaufte beim «Glückshafen» Lotterie-Lose für sich und seine Kinder Heiny, Hans und Barbeli, mit denen er den Festanlass besuchte. Das ist aber nicht der einzige für uns interessante Eintrag im «Glückshafenrodel», dem Verzeichnis aller Personen, die sich an der Lotterie beteiligt haben. Neben den Zolliker Falk stossen wir auch noch auf zwei Familien Falk aus Grüningen. Da läuten natürlich beim Lokalhistoriker alle Glocken. Grüningen ist nicht einfach eine andere Zürcher Gemeinde – es ist für Zollikon eine ganz besondere Gemeinde. In Grüningen ist das alt eingesessene Geschlecht der «Zolliker» beheimatet. Anno 1267 hatten die Stadtzürcher im Rahmen der Regensberger Fehde mit Hilfe der Habsburger die Regensberger, deren Umklammerung der Stadt ihnen immer bedrohlicher erschien, aus ihrer Umgebung vertrieben und dabei gemäss den Chroniken unter anderem auch die Burg Wulp im Küsnachter Tobel zerstört. Die Regensberger hatten aber auch in Zollikon ihre Leute, allen voran die «Edlen von Zollikon», die 1267 dem Druck wichen und nach Grüningen übersiedelten, das noch fest in Regensberger Hand war, und wo sich aus ihnen das Geschlecht der Zolliker entwickelte. Waren wohl auch die Falk teilweise Regensberger Leute, die damals nach Grüningen auswichen? Das scheint tatsächlich der Fall gewesen zu sein. Darauf deutet ja bereits ihr Name hin: Falk heisst Falkner, und das war nun gewiss kein Beruf oder Übername für einen Bauern, sondern eben für einen aus dem Gefolge eines adligen Herrn, in diesem Fall wohl der Regensberger. Aus Grüningen kamen 1504 zwei Familien Falk mit insgesamt 15 Personen nach Zürich zum Freischiessen. Auch das ist eher ungewöhnlich und deutet auf erheblichen Wohlstand hin. Eine weitere Familie Falk (Hans, Animus und Adelheid Falk) kam aus Bertschikon (Gossau), unweit von Grüningen zum Freischiessen; aus anderen Zürcher Gemeinden kam niemand dieses Namens.

Auch die Zolliker Falk gehörten zu den wohlhabenden Bauern, und wir haben davon auszugehen, dass sie bereits seit dem 12. oder 13. Jahrhundert – also seit der Zeit, als sich Familiennamen allmählich einbürgerten – in Zollikon ansässig

waren. 1267 zog ein Teil der Falk, vielleicht eine von zwei Familien, nach Grünigen, während die andere in Zollikon blieb. Im Zolliker Urbar werden in einem Eintrag von 1557 Reben eines Andres Falk und 1582 Reben eines Adam Falk erwähnt, wobei es sich um die gleichen Reben handeln dürfte. Andres war der Sohn eines Klaus Falk und dieser wiederum der Sohn des Heiny Falk.

Der Name Falk taucht schon im Holzrodel von 1519 auf. Im 1561 begonnenen Pfarrbuch erscheinen sie bei den ersten Eintragungen: Andres Falk hatte ein Töchterlein Regula zur Taufe gebracht; der Name der Mutter ist nicht überliefert. Die spärlichen frühen Einträge im Pfarrbuch erlauben es immerhin, ausgehend von Andres Falk, einen möglichen Beginn des Stammbaums der Falk in Zollikon zu rekonstruieren.



Pestepidemien wüteten in unserer Gegend in den Jahren 1564, 1582, 1611 und 1629. Diese haben sich auch auf die Familie Falk ausgewirkt. So ist möglicherweise Andres Falk oder seine Frau bei der Pest von 1564 ums Leben gekommen, sodass ab 1561 keine weiteren Geburten zu verzeichnen sind. Hans Falk ist nachweislich im 1. Quartal 1582 an der Pest gestorben, und ebenso sicher ist Bartlomes Sohn Hans Heinrich, der Stammvater der späteren Falk, 1629 der Pest zum Opfer gefallen.

Hans Heinrich und Barbel Schumacher (ein Übername für einen Zweig der Maurer) hatten sieben Kinder, vier Mädchen und drei Knaben, von denen drei Mädchen schon früh verstarben und die anderen das Erwachsenenalter erreichten. Es waren dies Bartholomäus (1612–1638), Felix (1614–1636), Anna (1617–1678) und Jacob (1622–1687). Felix starb 22-jährig als Söldner in Frankreich, der nach dem Grossvater benannte Bartholomäus starb mit 26 Jahren aus unbekannter Ursache. Anna heiratete 1641 Hans Heinrich Obrist (1614–1691) aus dem Oberdorf und Jacob 1642 dessen Schwester Anna Obrist (1618–1692). Da

auch die Obrist zu den angesehenen Landwirten gehörten, hatten also beide Falk-Geschwister standesgemäss geheiratet. Somit war Jacob Falk nun der einzige Stammhalter in der Gemeinde. Mit seiner frommen Frau zusammen hatte er elf Kinder, von denen nur drei früh starben. Je vier Söhne und Töchter erreichten das Erwachsenenalter. Trotzdem setzte sich die Stammlinie nur über einen einzigen Sohn fort, nämlich über den nach dem Grossvater benannten ältesten Sohn Hans Heinrich (1652–1720). Die drei jüngeren Söhne Jacob, Hans Caspar und Marx blieben unverheiratet. Dabei kann nicht ausgeschlossen werden, dass sie ledig blieben, weil man den Hof nicht aufteilen wollte, da dies sonst zu einer Verarmung der Familie geführt hätte. Die drei unverheirateten Söhne wurden 69, 45 und 60 Jahre alt, waren also beim Tod nicht etwa deshalb ledig, weil sie früh starben.

Hans Heinrich (1652–1720) heiratete 1686 Anna Zollinger von Maur. Das Paar hatte zehn Kinder, neun Knaben und ein Mädchen, von denen vier im Säuglings- und drei im Kinderalter starben. Drei Söhne überlebten und heirateten. Es waren dies Felix (1687–1739), Hans Jacob (1689–1738) und Hans Heinrich (1697–1753). Felix wurde Geschworener, Hans Jacob Säckelmeister und Hans Heinrich Leutnant und Geschworener. 1735 hatte Geschworener Felix Falk eine Schlägerei mit seinem Schwager Jacob Thomann und wurde zu 30 Gulden Busse (entspricht heute etwa 3000 Franken) verurteilt, seine Frau wegen «*vertrunkenen Lebens*» zu fünf Gulden, zudem wurden sie vom Stillstand (dem mit dem Pfarrer ergänzten damaligen Gemeinderat) zu Frieden und Eintracht ermahnt. Über seinen Bruder, Säckelmeister Jacob Falk, vermerkte der Pfarrer im Totenbuch: «*hat ausgezehrt, ebriosus erat vinosus amator*» (er war ein Säufer und Weinliebhaber), seine Frau, Susanna Kienast, starb im gleichen Jahr «*vinosa, war geschwollen*». Felix starb an Tuberkulose und ebenso seine zwei Töchter, von denen die eine 27-jährig und verheiratet und die andere 19-jährig und verlobt war. Die Tuberkulose wurde damals noch «Schwindsucht» oder «Phtisis» genannt. Das Trinker-Ehepaar Hans Jacob und Susanna hatte nur ein einziges Kind, das als Säugling starb. So verblieb wiederum nur gerade ein einziger Sohn, der dritte, um die Familie der Falk weiterzuführen, wie das nun schon seit fünf Generationen der Fall gewesen war.

Dieser dritte Sohn war der oben erwähnte Leutnant und Geschworene Hans Heinrich Falk (1697–1753), der 1724 Barbara Ernst heiratete. Von ihm ist zwar nicht überliefert, dass er getrunken habe, doch wird er 1722 und 1725 mehrmals wegen «*Schelthändeln*» und 1727 wegen «*unziemender Red*» gegenüber dem Untervogt gebüsst und ist später «*fallit*» worden, hat also Konkurs gemacht. Das Ehepaar hatte dreizehn Kinder, sieben Knaben und sechs Mädchen, von denen alle Mädchen sowie zwei Knaben als Säuglinge oder kleine Kinder starben. So blieben immerhin noch fünf Söhne. Der jüngste starb mit 31 Jahren als Schlossergeselle in Polen, die älteren vier heirateten. Der älteste, Johannes Falk,

zog nach Herrliberg, war zweimal verheiratet, hatte aber keine Nachkommen, sodass nun das Geschlecht von den mittleren drei Söhnen **Hans Jacob**, **Hans Heinrich** und **Hans Rudolf** weitergeführt wurde (die fett gedruckten Namen erscheinen wieder in den folgenden Abschnitten). Von diesen drei Zweigen starben die ersten zwei nach einigen Generationen im Mannesstamm aus. Die heutigen aus Zollikon gebürtigen Falk stammen alle vom dritten Zweig ab. Wir wenden uns zunächst den ersten zwei Stämmen zu:

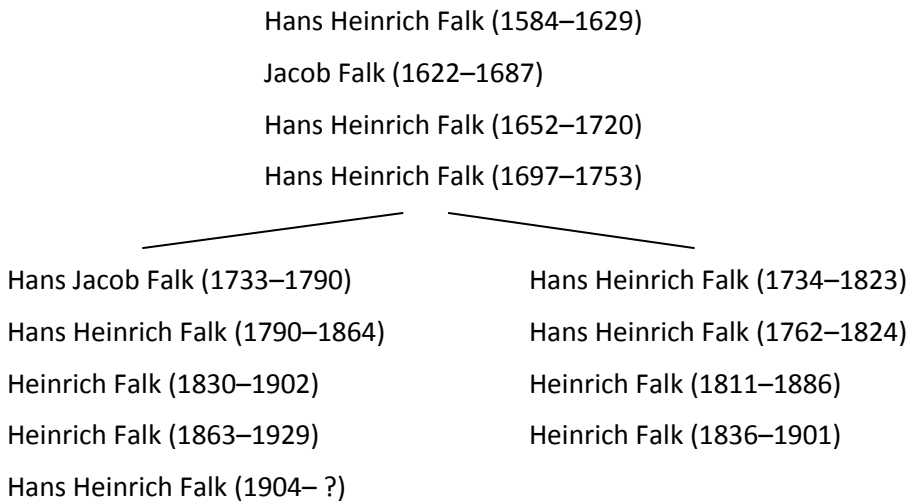
Hans Jacob Falk (1733–1790) zog wie sein älterer Bruder Johannes nach Herrliberg und heiratete 1786 eine Regula Gujer von Künsnacht. Seine zwei Söhne wurden beide Schuhmacher, einer in Koblenz und der andere, Hans Heinrich (1790–1864), in Zollikon, wo er bis zu seinem Tod 25 Jahre lang auch als Sigrist diente. Seine gleichnamigen Nachkommen – Sohn und Enkel – waren beide Friedhofgärtner und Sigristen und der Urenkel gleichen Namens war Gärtner, zunächst in Zollikon, dann in Birmensdorf; er hatte aber keine männlichen Nachkommen, sodass dieser Zweig im 20. Jahrhundert ausstarb.

Sowohl Heinrich Falk (1790–1864) als auch sein Sohn Heinrich Falk (1830–1902) waren sehr arbeitsame und solide Hausväter und brachten es zu ordentlichem Wohlstand. Nach Meinung des Sohnes ging aber die Sparsamkeit des älteren dieser Falk – und hauptsächlich seiner Frau – so weit, dass er meinte, der Tod seiner beiden Schwestern, die 1841 und 1843 im Alter von 15 und 17 Jahren an «*Phtisis tuberc.*» starben, sei eine Folge unzureichender Ernährung gewesen. So anspruchslos sonst der Sohn war, ein Muster von Fleiss und Sparsamkeit, geizig wie seine Eltern war er nicht, er gönnte sich und anderen, was zu einer einfachen Lebensweise gehörte, gestattete sich in jüngeren Jahren als Hausvater auch etwa eine Vergnügungstour und besuchte 1889 seinen Sohn, der als Gärtner in Paris tätig war. Daneben hatte er Sinn für Humor und liebte auch einen harmlosen Spass. Für praktische Dinge hatte er ein gutes Verständnis, mit dem Studium ferner liegender Sachen gab er sich nicht ab. Ihre Pflichten als Sigristen und Totengräber nahmen Vater und Sohn sehr ernst. Sie versahen ihren Dienst mit äusserster Pünktlichkeit, als Totengräber zeigte hauptsächlich der 1830 geborene Heinrich Falk eine pietätvolle Würde, die den Leidtragenden wohl tat. Sein Sohn, der spätere Sigrist, war allerdings wieder ein Trinker und hatte einen Helfer und Stellvertreter für die kirchlichen Funktionen.

Hans Heinrich Falk (1734–1823) zog zunächst ebenfalls nach Herrliberg, dann nach Meilen, und heiratete 1761 eine Susanna Bleuler von Herrliberg. Ihre sechs Kinder erreichten alle das Erwachsenenalter; zwei Söhne und zwei Töchter heirateten. Nur der Älteste, wieder ein Hans Heinrich, hatte einen Sohn Heinrich (1811–1886), der den Weg zurück nach Zollikon fand und als Tagelöhner und Seidenweber arbeitete. Er war Gewohnheitstrinker und starb durch Selbstmord. Auch er hatte einen Sohn, abermals ein Heinrich (1836–1901), der ledig blieb und im Chirchhof bei der Mutter wohnte. Er war ein fleissiger, bescheidener

Seidenweber, gutmütig und brav, er pflegte seine stille, arbeitsame Mutter im Alter und in langer Krankheit mit rührender Sorgfalt ganz allein. Unverheiratet und ohne Anregungen wurde er einsam und nach und nach etwas eigensinnig, wurde mässiger Trinker und starb mittellos bei einer Verwandten, wo er in den letzten Monaten untergebracht war. Während einer Amtsperiode war er Schulpfleger, verdankte aber dieses Amt mehr seiner bescheidenen Popularität als seinen Kompetenzen. Als guter Sänger und langjähriges Mitglied des Männerchors kannte man ihn im Verein als ‹Vater Falk›.

Bevor wir diese zwei Zweige ganz verlassen, vergegenwärtigen wir uns, dass Heinrich und teilweise noch Jacob die unbestrittenen Leitnamen waren, mit einer Regelmässigkeit, die selten anzutreffen ist.



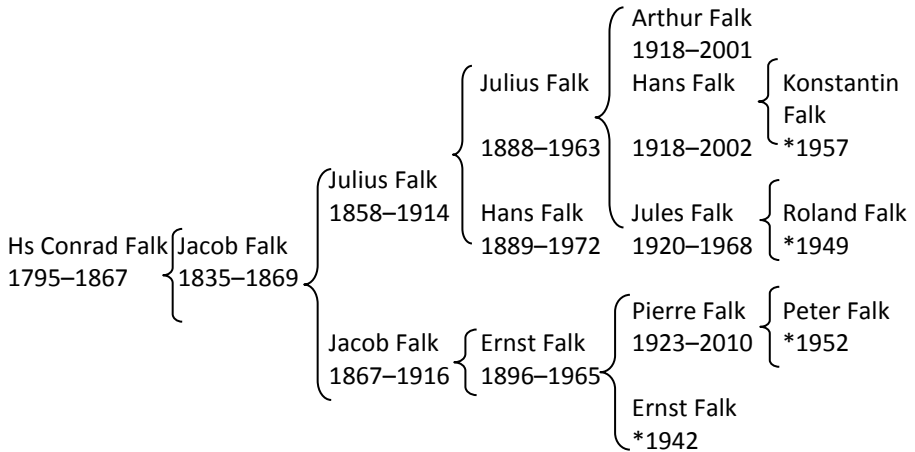
Diese zwei Zweige der Falk sind, wie erwähnt, im 20. Jahrhundert im Mannesstamm ausgestorben. So wenden wir uns nun dem einzigen heute noch blühenden Zweig zu, jenem des **Hans Rudolf Falk** (1737–1804), dem jüngsten der drei Söhne des Hans Heinrich Falk (1697–1753). Dieser heiratete 1760 eine Anna Bleuler (1737–1810) aus Herrliberg, wo er auch wohnte, gleich wie sein Vater und seine Brüder. Das Ehepaar hatte vierzehn Kinder, zehn Knaben und vier Mädchen, von denen fünf als Kleinkinder starben. Von den übrigen heirateten acht (fünf Söhne und drei Töchter), eine Tochter blieb ledig. Auch hier stossen wir wieder auf eine Entwicklung, wie wir sie schon öfters angetroffen haben: Von den fünf Söhnen hat nur einer Nachkommen bis in die Gegenwart. Betrachten wir also zunächst die anderen vier Söhne. Der Jüngste wurde Gemeindegewirt im ‹Rössli› in Zollikon, war zweimal verheiratet, hatte aber keine Kinder. Der Nächstältere hatte nur einen Sohn, der in fremde Kriegs-

dienste zog und dessen Spur sich in Breda (Holland) verliert. Der mittlere Sohn hatte fünf Kinder, darunter auch zwei Söhne, die heirateten, doch starb dieser Zweig schon in der folgenden Generation aus. Der zweitälteste Sohn wurde Gärtner und Tagelöhner und hatte zwei Töchter, sodass auch hier der Mannesstamm erlosch.

Somit blieb nur noch der älteste Sohn, **Johann Jacob Falk** (1760–1844). Dieser kaufte, nachdem das Oetenbacher Gut in Herrliberg, das sein Grossvater Heinrich Falk um 1745 übernommen hatte, in Privatbesitz überführt worden war, ein eigenes Bauerngut. Er heiratete 1794 eine Elisabeth Fehr aus Fluntern. Von den sieben Kindern überlebten fünf Söhne und eine Tochter, die alle heirateten. Der älteste Sohn Jacob (1794–1856) und der jüngste Johann (1804–1883) blieben in Herrliberg auf dem väterlichen Gute. Jacob hatte keine Kinder und Johann nur zwei Töchter, sodass auch hier der Mannesstamm ausstarb. So blieben noch die mittleren zwei Söhne. Der jüngere Hans Rudolf (1803–1848) hatte auf Empfehlung seines nachmaligen Dienstherrn den Gärtnerberuf erlernt und war später als Pächter des grossen Landgutes «Schipf» in Herrliberg ein beliebter und geachteter Mann. Sein einziger Sohn Johann Caspar (1840–1921) lebte in Osnabrück als Spinnereidirektor und gründete später selbst eine Flachsspinnerei, welche er bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts leitete. Dann privatisierte er als sehr wohlhabender Mann. Er hatte sich erst mit 43 Jahren verheiratet, und da er nur eine Tochter hatte, so erlosch mit seinem Tode auch da die männliche Linie. Der ältere der zwei, Heinrich Falk (1798–1857), und sein einziger Sohn Heinrich (1825–1885) waren als Maler in der Stadt sehr geachtete Leute. Mit dem einzigen Enkel Conrad (1859–1885), der Mechaniker wurde und schon mit 26 Jahren unverheiratet an Schwindsucht starb, ist dieser Zweig erloschen.

Als letzter verbleibt somit **Hans Conrad Falk** (1795–1867), der Ahnherr aller heutigen Falk mit Zolliker Wurzeln wurde (vgl. Stammbaum unten). Er war zunächst Weinschenk und Speisewirt, dann Spiegelhändler in der Stadt. Er vermählte sich 1827 und hatte einen Sohn und eine Tochter, die beide heirateten. Der Sohn Jacob (1835–1869), war etwas leichtsinnig. Er war einmal Buchbinder, dann «Musikant» in Amerika, wohin ihn sein Vater seiner losen Streiche wegen zweimal speditiert hatte. 1862 wurde er Eisenbahnkondukteur in der Heimat, dann Wirt und schliesslich machte er Konkurs. Von seinen zwei Söhnen war Julius (1858–1914), der nicht bei den Eltern erzogen wurde, ein geachteter Mann, arbeitete als Konditor in Zürich und Olten und als Bäcker Geselle in Emmen. Sein jüngerer Bruder Jacob (1867–1916), wurde wie sein Vater Eisenbahnkondukteur und bürgerte sich in Zürich ein. Dessen Sohn Ernst wurde Architekt, während der Enkel Pierre wieder in die Fussstapfen des Urgrossvaters und Grossvaters trat und in Zürich Kondukteur bei den VBZ wurde. Die Freude an der Bahn blieb aber auch in der Familie des älteren Bruders Julius lebendig.

Von seinen zwei Söhnen wurde der ältere, Julius Falk (1888–?) Stadtpolizist und der jüngere, Albert Hans Falk (1889–?) ebenfalls Tramkondukteur in Zürich. Von diesen hatte nur Julius Kinder, und zwar drei Söhne, von denen die jüngeren zwei ihrerseits Kinder hatten, die das Geschlecht im Mannesstamm fortführen konnten.



Im obigen Stammbaum der Nachkommen des Hans Conrad Falk sind nur die männlichen Nachkommen aufgeführt. Nachdem wir weiter oben schon auf den über zahlreiche Generationen auftretenden Vornamen (Hans) Heinrich gestossen sind, treffen wir hier auf den über drei Generationen auftreffenden Vornamen Julius oder Jules. Die drei Söhne des Julius Falk (1888–1963) waren Arthur Julius Falk (1918–2001), der als Liegenschaftenverwalter für eine Versicherung tätig war, Hans Albert Falk (1918–2002), der ein bekannter Maler und Grafiker wurde, und Jules Ferdinand Falk (1920–1968), der als Elektromonteur in Zug arbeitete. Arthur und Hans Falk waren eineiige Zwillingbrüder. Hans Falk besuchte die Kunstgewerbeschule in Luzern und machte in Zürich einen Lehrabschluss als Grafiker. Ein Schwerpunkt seines grafischen Werks waren 58 Plakate, von denen 26 vom Departement des Innern ausgezeichnet wurden. Hans Falk unternahm zahlreiche Studienreisen nach Italien, Spanien, Nordafrika und in den Nahen Osten. Ende der 1950er Jahre verlagerte sich sein gestalterisches Schaffen hin zur abstrakten Malerei. Nach längeren Aufenthalten auf der äolischen Insel Stromboli und in London, lebte Hans Falk 13 Jahre in New York. Ab 1977 begleitete er während drei Saisons den Circus Knie auf seiner Tournee durch die Schweiz. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte der Künstler erneut auf der Vulkaninsel Stromboli. Sein reiches Lebenswerk von Plakaten, Grafiken, Zeichnungen und Bildern machten ihn zu einem der bedeutendsten

Schweizer Künstler des 20. Jahrhunderts. Ihm verdanken wir auch die Wandbilder im Schulhaus Rüterwis.

Wir haben hier also das Beispiel eines Geschlechtes vor uns, das als Grossbauern begann, zunächst unter Pestepidemien litt und später unter der allgemein hohen Sterblichkeit, wie auch unter dem Umstand, dass viele Söhne nicht heirateten oder keine männlichen Nachkommen hatten. Auch wirtschaftlich war vorübergehend ein Abstieg festzustellen, bis sich ein Zweig dieser Familie im Lauf des 20. Jahrhunderts wieder auffangen und das Geschlecht nicht nur weiterführen, sondern zu Anserhen und eindrucklichen Leistungen bringen konnte. Es hätte aber nicht viel gefehlt und die Falk von Zollikon wären vollständig ausgestorben.

Die Familie Himmler

Heute leben noch fünf Familien Himmler in Zollikon-Dorf und weitere drei im Zollikerberg. Der ‹Doyen› ist der an der Wieslerstrasse wohnhafte bald 88-jährige Heinrich Himmler. Er ist im ‹Loch› aufgewachsen, einer Häusergruppe, die später dem Dufourplatz weichen musste. Er gilt bis heute noch als bester Schütze weit und breit, mit unzähligen Auszeichnungen und über tausend Kränzen, einige davon noch aus allerneuster Zeit. Es soll hier nicht darum gehen, seine vielfältigen Leistungen zu würdigen. Erwähnt sei lediglich, dass er bis 1990 Präsident des Bürgerverbands Alt-Zollikon war, er sich also immer stark für das interessierte, was uns nun im Folgenden beschäftigen wird.

Die Himmler sind ein seltenes Geschlecht. In den schweizerischen Telefonbüchern finden sich nur gerade 22 Einträge dieses Namens, 16 davon im Kanton Zürich. Das ist kein Zufall, denn die alteingesessenen Himmler haben alle das Zolliker Bürgerrecht. 1862 ist noch eine Familie Himmler aus Deutschland zugezogen – auch dort ist es ein seltenes Geschlecht – und erwarb das Bürgerrecht von Mogelsberg im Kanton St. Gallen. Von den heutigen Himmler stammen also nicht ganz alle aus Zollikon, und eigentlich waren die Himmler nicht von allem Anfang an Zolliker. Ursprünglich waren sie in Höngg ansässig und zogen erst um 1555 in unsere Gemeinde.

Älteste Urkunden

Das Geschlecht ist seit dem Ende des 14. Jahrhunderts verbürgt. Die erste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahre 1376. Prior Ulrich und der Konvent der Prediger in Zürich beurkunden, dass sie von Propst Wernher von Rinach unter anderem eine Juchart Reben in Höngg, genannt ‹Lachen› (beim heutigen Schulhaus Lachenzelg) empfangen haben. Die Reben werden von einem ‹Himmler› bebaut, und auf dem Rebgut ist ein jährlicher Zins von $\frac{1}{2}$ Viertel Kernen (10 Liter Korn) zu entrichten. Der Prior hat das Gut von jedem neuen Propst innert Jahresfrist neu zu empfangen, ansonsten es dem Grossmünster verfällt. Zudem hat er einen Abgeordneten ans Maien- und Herbstgericht in Höngg zu senden.

Aus dieser Urkunde können wir also entnehmen, dass ein Himmler ein der Propstei Grossmünster gehörendes Rebgut in Höngg als Pächter bewirtschaftete. Dass sein Vorname nicht erwähnt wird, deutet darauf hin, dass nur eine einzige Familie Himmler in Höngg lebte, eine Verwechslung also nicht möglich war. Die Entstehung des Namens kann leicht aus den örtlichen Gegebenheiten

erklärt werden; darin sind sich die alten Chronisten einig. Die Himmler haben offenbar irgendwo in den oberen Gegenden von Höngg gewohnt. In der 1868 publizierten Chronik «Die Kirchgemeinde Höngg» schrieb Pfarrer Dr. H. Weber: «*Himler (Himeler), schon vor 1400 in den Steuerbüchern erwähnt, auch in Oberengstringen und Zollikon heimisch, bedeutet wohl den, der im Himmel wohnt (vgl. Lokalnamen wie «Paradies», «Hell»)»*. Die gleiche Erklärung gibt die 1899 erschienene Chronik «Das alte Zollikon». Es sei daran erinnert, dass der «Traubenberg» an der Seestrasse in Zollikon ursprünglich «Hell» geheissen hat.

Eine Generation später, im Jahr 1398, erfolgt die nächste urkundliche Erwähnung der Himmler: Abt Ludwig von Tyerstein und das Kapitel des Benediktinerklosters Einsiedeln verkaufen dem Cuntzman Zoller und seiner Gattin Adelheid ihre zu Höngg gelegenen Güter. Dazu gehört ein Weingarten, der an den Kirchweg stösst. Diesen bewirtschaften der Noetzli, die Brüder Ueli und Heinrich Grossman, Hügli von Höngg, Johans Keller und der Himmler. Auch hier wurden die Vornamen jener Pächter weggelassen, bei denen keine Verwechslungsgefahr bestand.

In den Steuerbüchern von 1408 (nicht schon im 14. Jahrhundert, wie Pfarrer Weber behauptet hat) erscheinen nun aber doch mehrere Himmler in Höngg. Wir stossen auf drei Haushaltungen:

*Cueni Himeler, Welti sin bruoder und des wip und ir muoter
Ueli Himeler und sin wip
Hans Himeler und sin wip, Peter Himeler [vielleicht der Sohn]*

Dann vernehmen wir nichts mehr bis zu den Steuerbüchern der Jahre 1467 bis 1470; dort erscheint ein

Cueny Hymler, sin wip, Barbel sin tochter

Diese Barbel treffen wir im Jahr 1500 nochmals an, denn sie nimmt an der grossen Zürcher Lotterie, dem «Glückshafen», teil. Sie ist, zusammen mit ihrem Sohn, verzeichnet als

*Barbeli Himmler vom Lantzenrein
Hensli Müller, Barbeli Himmlers sohn.*

Eine Mühle zu Lanzrain an der Limmat wird schon 1291 erwähnt; Barbeli Himmler könnte die Frau des Müllers von Höngg gewesen sein. Es sei darauf hingewiesen, dass in dieser Zeit eine Frau bei der Heirat nie den Namen ihres Ehemannes erhielt, sondern bei ihrem Mädchennamen verblieb. Ein Teil der Himmler scheint nach Oberengstringen gezogen zu sein, das damals ebenfalls noch zur Pfarrei Höngg gehörte. Im Übrigen schweigen die Urkunden; es ist auch kein Himmler in den «Reisrödeln», den Verzeichnissen der eidgenössischen Kriegsleute in Marignano (1515) und anderen Schlachten erwähnt.

Inzwischen waren die Himmler in Höngg zu Wohlstand und Ansehen gelangt. Ein Hensli [Hans] Himmler wurde 1523 Untervogt, das höchste Amt, das damals einem Landmann zugänglich war. In dieser Funktion diente er bis 1554. Im Jahr 1534 nahm er für Bürgermeister Röst an der Badenfahrt teil. Er hatte vermutlich immer noch das gleiche Gut zu Lehen wie seine Vorfahren. Als Inhaber des «Widum-Guts» [ein kirchliches Gut, meistens zum Unterhalt des Pfarrers] hatte er auch den Wucherstier, also den Zuchtstier, zu halten. Das Lehen ist im Wettinger Urbar aufgezeichnet. Hensli Himmler starb 1574, also zweifellos in hohem Alter.

Henslis Söhne Rudolf und Niklaus erbten das Widum-Gut und durften es mit klösterlicher Genehmigung in zwei Teile teilen. Rudolf scheint schon bald darauf gestorben zu sein, denn Niklaus hatte 1597 das Widum wieder voll zu Lehen. Niklaus, der zunächst Kirchmeier war, versah das Amt des Untervogts von 1578 bis 1594; er starb 1596. Nach seinem Tod bewilligte das Kloster Wettingen keine Teilung des Widum-Gutes mehr. Von 1629 bis 1638 amtete auch noch ein Heinrich Himmler (etwa 1595 bis 1638), kaum ein Sohn des Niklaus, als Untervogt in Höngg. Er dürfte ein grösseres Gut bewirtschaftet haben, denn er beschäftigte zwei Knechte und eine Magd. Niklaus hatte offenbar nur Töchter, sodass diese angesehene Himmler-Linie ausstarb. Vom 18. Jahrhundert an sind keine Himmler mehr in Höngg ansässig.

Die Himmler kommen nach Zollikon

Wann eine Familie Himmler nach Zollikon gezogen ist, lässt sich nicht mehr ganz genau feststellen. Im Zolliker Holzrodel von 1519 ist ein Himmler von späterer Hand eingetragen worden; der Zeitpunkt lässt sich nicht feststellen. Im Schwendenhaurodel von 1547 ist aber noch kein Himmler verzeichnet. In den Zolliker Kirchenbüchern sind sie von Anfang an, das heisst, ab 1561, präsent. Sie dürften also zwischen 1547 und 1561, vielleicht etwa um 1555, zugezogen sein. Schon im alten Gemeindeurbar von 1557 sind sie mehrfach erwähnt. 1572 erscheint ein «Vogt Felix Himmler» als bedeutender Holzgenosse; die Bezeichnung «Vogt» könnte darauf hinweisen, dass er vorher Untervogt in Höngg gewesen war, beweisen lässt sich dies aber nicht. Von 1554 bis 1559 ist in Höngg kein Untervogt namentlich bekannt. Vielleicht hatte Felix Himmler 1554 die Nachfolge von Hensli Himmler als Untervogt angetreten, bevor er dann seinerseits von einem Uli Laubi abgelöst wurde. Möglicherweise war Felix Himmler aber auch nur Gemeindeweibel, denn diese wurden damals auch oft als Vögte bezeichnet. Der nach Zollikon gezogene Himmler dürfte jedenfalls recht wohlhabend gewesen sein, denn schon 1584 figuriert ein Felix Himmler unter den zwölf Geschworenen von Zollikon.



Die Häuser im «Loch» an der Gstadstrasse, um 1930

Wir wollen nun untersuchen, wo diese frühen Himmler in Zollikon begütert gewesen sind. Dabei müssen wir allerdings offenlassen, ob sie diese Güter alle neu erworben oder allenfalls teilweise schon früher, als sie noch in Höngg wohnhaft waren, besessen haben. Abgesehen vom Waldbesitz können wir uns dabei auf das 1557 begonnene Zolliker Urbar stützen, das sich im Gemeindecarchiv Zollikon befindet. Dieser Besitz befand sich im Wesentlichen im Gstad, im Hinterdorf und im Berg. Gewisse Güter lagen im «Margeli» und im «Impler»; dabei handelte es sich vermutlich um Reben hinter dem Gstad, gegen den Brandis zu, sowie zwischen Chleidorf und Gstad. Andere Güter lagen im «Emdorf», im «Chrumben-Acher» und im «Steinis»; hier handelt es sich um Land im Hinterdorf, zwischen alter Landstrasse und Dufourstrasse und im Chirchhof. Weiteres Land lag im Berg beim Wilhof. Und schliesslich verfügten die Himmler noch über bedeutenden Besitz im heutigen Wald, wovon noch «Jacob Himmlers Wies», ein mitten im Korporationsholz liegender, dreieckiger Waldkomplex zwischen «Ottlisberg» und «in Stöcken» Zeugnis ablegt.

Hausmarken und Familienwappen

Zur Kennzeichnung ihres Eigentums hatten die Himmler drei verschiedene «Hausmarken». Diese befanden sich als Eigentumszeichen an Häusern und Gerätschaften. Ganz besonders dienten sie aber zur Kennzeichnung des gefälltten

Holzes, weshalb jeder Holzgenosse ein solches Hauszeichen besass und gebrauchte. Das Alter dieser Hauszeichen geht oft bis ins 15. und 14. Jahrhundert zurück. Entstanden durch Erbteilung neue Haushaltungen, so wurde durch eine kleine Veränderung eine neue Hausmarke geschaffen. Die Hausmarken der Himmler entsprechen einem <Z>, einem gespiegelten <Z> mit Querstrich und zwei sich kreuzenden gespiegelten <Z>. Diese treten teilweise auch in den Familienwappen auf.



Die Ofenkachel des Leutnants Hans Rudolf Himmler



Wappen der Familie Himmler:

In Blau über goldenem Dreieck eine goldene Hausmarke, einem gestürzten Anker ähnlich (Glasgemälde Hans Himmler von Höngg, 1599)

Obwohl die Himmler nie zahlreich waren, brachten sie es auf vier verschiedene Familienwappen, von denen sich aber drei recht ähnlich sind. Diese weisen eine goldene <Hausmarke> auf blauem Grund auf. In der Beilage zu den Stammtafeln

des Bürgerverbandes Alt-Zollikon ist es in Blau über goldenem Dreiberg eine goldene Hausmarke, einem gestürzten Anker ähnlich. Dieses Wappen stammt von einem Glasgemälde des Hans Himmler von Höngg aus dem Jahre 1599. Ein anderes Wappen aus dem Jahre 1630 befindet sich in Zollikon an der Alten Landstrasse 50 (das grosse Haus auf der Nordseite des Dufourplatzes), zusammen mit demjenigen von Anna Obrist. Es gehörte dem Fähnrich und Geschwornen Hans Heinrich Himmler, der sich 1604 mit Anna Obrist verehelicht hatte und 1632 starb. Es zeigt eine Hausmarke in Form eines auf die Spitze gestellten <Z>, ähnlich einer der Hausmarken, mit den Initialen <H> und <HH> in den oberen Ecken, aber ohne Dreiberg.

Das dritte Wappen ist eine Allianzscheibe Himmler-Obrist etwa aus dem Jahre 1677. Sie zeigt in Blau zwei gekreuzte goldene Hauszeichen, diesmal aber gespiegelte <Z>, wiederum wie eines der Hausmarken, ohne Initialen und ohne Dreiberg. Am Fuss der Scheibe steht: «*Anneli Oberist Zu Zolicken und Hans Heinrich Himmler Fenderich und Felix Himmler Ire Ehlichen sohn*». Dazu wird im Katalog der Glasgemälde-Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums bemerkt: «Ungewöhnlich ist hier die Stiftung von einem Ehepaar samt seinem Sohn, wobei die Frau mit ihrem Mädchennamen an erster Stelle genannt wird und ihr Familienwappen folglich auch dort angebracht worden ist, wo sonst dasjenige des Mannes zu stehen pflegt.» Offenbar hatte man nicht bemerkt, dass Hans Heinrich Himmler-Obrist von 1577 bis 1632 lebte, das Wappen von 1677 also von seinem Sohn gleichen Namens stammen musste, der ebenfalls Fähnrich war und von 1619 bis 1682 gelebt hat. Vermutlich hat er die Allianzscheibe im Andenken an seine Eltern gestiftet, was auch erklärt, weshalb er sich selbst darauf erwähnt. Da er selbst zweimal verheiratet war (nicht mit Zollikerinnen) hatte er wohl auch weniger Veranlassung, ein eigenes Allianzwappen zu zeigen. Das vierte Wappen, das von einem Leutnant Hans Rudolf Himmler (1706 bis 1781) stammt, zeigt über einem Dreiberg Sonne, Mondsichel und zwei Sterne und darüber zwischen zwei Wolken einen Regenbogen. Dieses von den drei anderen so völlig abweichende Wappen wurde am See auf einer Ofenkachel gefunden, die längere Zeit als Leihgabe im Zolliker Ortsmuseum ausgestellt war und heute in Markus Himmlers Kachelofen eingebaut ist. Dieses Wappen ist jünger als die anderen.

Wohlstand und Geiz

Die Kontakte zur früheren Heimat Höngg wurden zunächst weiter gepflegt. Der Geschworne Felix Himmler, der im Winter 1586 starb, war verheiratet mit einer Anna Grossmann, ebenfalls einem Geschlecht aus Höngg. Diese heiratete im Sommer 1689 in zweiter Ehe einen Rudolf Thomann von Zollikon, und schon

wenige Woche später heiratete Hans Jacob Thomann, vielleicht Rudolfs Bruder, eine Anna Himmlerin von Höngg. In Zollikon wurde auch gelegentlich ein Knecht aus Höngg beschäftigt, denn das, was die beiden Gemeinden verband, war ja der Rebbau.

Felix Himmler war nicht der einzige, der ein wichtiges Amt bekleidete. Ihrem umfangreichen Grundeigentum entsprechend, stellten die Himmler viele Beamte in Zollikon: zehn Geschworne, zwei Untervögte und einige Ehegaumer. Sie waren auch in wichtigen militärischen Funktionen anzutreffen. Die zwischen 1577 und 1739 geborenen Himmler stellten drei Hauptleute, fünf Leutnants und drei Fähnriche. Daraus darf aber nicht unbedingt eine starke Neigung fürs Militär abgeleitet werden, da in der alten Zeit ein höherer Dienstgrad eher Ausdruck des sozialen Standes und der Popularität in der Gemeinde war. Anfänglich waren die Himmler immer Landwirte. Ende des 18. Jahrhunderts fiel ein Zweig der Familie wirtschaftlich zurück, und Angehörige dieses Zweiges ergriffen dann auch andere Berufe. Diese Entwicklung hing vermutlich mit einer grösseren Kinderzahl sowie mit wirtschaftlich etwas weniger ergiebigen Heiraten zusammen. Der reichere Zweig der Familie blieb bei der Landwirtschaft. Vergleiche mit heute sind schwierig. Zur Illustration mag aber dienen, dass 1702 einer der Himmler einen Knecht, zwei andere Himmler je zwei Knechte und ein weiterer Himmler drei Knechte und eine Magd beschäftigten.

Diesen wohlhabenderen Himmler lag die Wahrung ihrer Interessen und die Vermehrung ihres Besitzes sehr am Herzen. So kam es gelegentlich zu Erbstreitigkeiten oder zu Auseinandersetzungen mit Nachbarn. Leutnant Jakob Himmler – er war kinderlos – hatte im März 1688 Streit mit Frau und Schwiegermutter wegen der allfälligen Erbschaft. Im Mai 1688 sollten er und sein Bruder, Hauptmann Felix Himmler, Haus und Güter, die sie bisher zusammen benutzt hatten, zur Beendigung weiterer Streitigkeiten teilen. Zu diesem Zweck bestimmten vier unparteiische Männer zwei gleichwertige Teile und entschieden per Los die Zuteilung. Gleich nachher wurde Hauptmann Felix Himmler ermahnt, sich entweder an diese Teilung zu halten oder selbst eine neue Teilung vorzunehmen, und seinem Bruder die Wahl zu lassen. Im Juni 1688 werden beide wegen «*unter sich gepflogenen Schelt- und Schmähworten*» gebüsst. 1690 mussten die Oberbehörden einen Entscheid in dieser Sache fällen. 1717 hatte der gleiche Hauptmann Felix Himmler auch noch einen Erbstreit mit den Geschwistern seiner Frau.

1692 verlangte Heinrich Himmler von seinem Schwiegervater Obrist das mütterliche Erbe seiner Frau, da letztere «*schlechter Leibedisposition*» sei. Heinrich Himmler war wohlhabend, hatte keine Kinder und fürchtete wahrscheinlich, bei allfälligem Tod seiner Frau könnte ihm das Erbe ganz entgehen. 1745 stritten die Erben des Johann Jakob Himmler wegen Testament und Teilung gegen die Stiefmutter. 1768 war Salomon Himmler ohne Nachkommen gestorben, und die Witwe verheiratete sich wieder mit einem Schulmeister Bleuler. Das Erbe vom

ersten Mann betrug 1633 Gulden, wovon aber 233 Gulden wieder an die Himmler zurückfallen sollten, falls die Frau keine Kinder bekommen würde. Da nun aber aus der zweiten Ehe eine Tochter hervorging, mussten die Himmler auch noch auf diese 233 Gulden verzichten. Wie die unbedeutende Einbusse die wohlhabenden Erben geschmerzt hatte, geht daraus hervor, dass man noch nach Generationen von dieser Frau erzählt, *die «ein Erbe verschleppt habe»*. Von dem Los, das sie aber in der Ehe ertragen musste - Salomon Himmler kam 1747 wegen *«ungeziemender Aufführung»* ins Gefängnis, und später hiess es im Totenregister: *«Salomon Himmler hatte etliche Jahr ein schrecklich Grimmen, verderbte sich mit Branntwein und Tabakrauchen, starb urplötzlich beim Holzführen»* - davon weiss niemand mehr etwas zu erzählen.

Frömmigkeit und Kraft

In religiöser Beziehung zeichneten sich die Himmler durch fleissigen Kirchbesuch und Bibellesen aus. Von Jakob Himmler sagt das Familienregister von 1643 *«gar wol der Religion b'richt»* [berichtet]. 1689 hatte ein Himmler eine geschriebene und gedruckte Bibel, sonst hatte sie nur wenige oder gar keine Bücher. Wie tief das religiöse Gefühl sass, zeigte die Art ihres Betens. So konnte man eine alte Frau, eine geborene Himmler, jeden Morgen und Abend mit aller Inbrunst laut und deutlich flehen hören: *«Behüte mich, Herr und Vater im Himmel, behüte meine Schätze, behüte auch dem Kind [eine verwaiste Enkelin] sein Gut und sieh, dass es nicht um sein Sächlein kommt.»* Ein Hausvater hielt strenge darauf, dass die Bibel an leicht erreichbaren Orten aufbewahrt werde, so dass man sie sofort zur Hand habe. Am Sonntagabend, wenn er aus dem Wirtshaus kam und voller Freuden erzählte, was er beim Spiel gewonnen habe, holte er eine Flasche Apfelwein, setzte sich mit gehörigem Ernst an den Tisch, die Frau musste die Bibel bringen, und dann fing er an zu lesen. Die Religion war vielleicht nicht so wichtig, aber der patriarchalische Brauch gehörte für sie zum guten Ton und - der Segen des Herrn ruhte ja sichtbar auf seinen Getreuen.

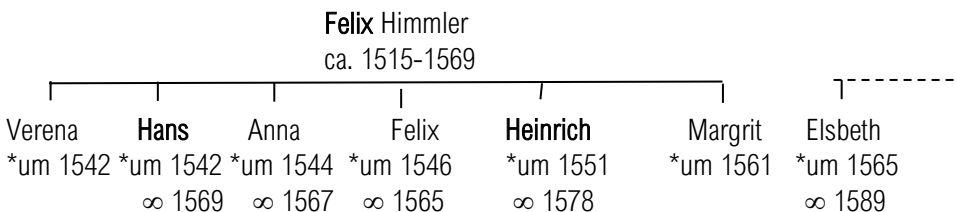
Merkwürdige Dinge erzählt man sich von der Körperstärke der Himmler aus beiden Linien. Die gross und kräftig gebauten Gestalten lieferten im 19. Jahrhundert gerne Proben ihrer Kraft. So soll zum Beispiel einer dieser Himmler einige französische Soldaten, die in seiner Abwesenheit ins Haus kamen und seine Frau belästigten, bei seiner Rückkehr wie kleine Buben hinausgeworfen haben. Der gleiche Himmler habe einst einen wilden Stier, der die Dorfgasse unsicher machte, durch einen Griff an Nase und Horn mit gewaltigem Ruck zu Boden geworfen. Von seinem Sohn Felix wusste man, wie er in seinen besten Jahren gegen 300 kg getragen und als Artillerist eine Kanone an der Mündung emporgehoben hatte. Er war gross gewachsen, hatte krauses, blondes Haar und einen

Bart. Wenn er die Arme auf die Knie stützte, konnte sich bei ihm eine Anzahl junger Burschen an Schultern und Rücken anhängen, mit denen er sich dann erhob und einherschritt. Er war eine Zeitlang Wirt, und wenn etwa in seiner Wirtschaft Streit entstand und sich die Lärmenden nicht mit Worten beschwichtigen liessen, öffnete er die Fenster und spedierte sie so hinaus. Als 60-jähriger Mann liess er sich ein kleines Haus bauen und soll Steine dazu in einem grossen Rückenkorb selbst auf das Gerüst getragen haben, und ein Augenzeuge berichtete, wie dieser Himmler im letzten Lebensjahr noch einen erwachsenen grösseren Mann unter den Armen empor hob, so wie man es sonst mit Kindern tut. Obschon er ein starker Trinker war, konnte sich niemand erinnern, ihn je betrunken gesehen zu haben. Mit 63 Jahren erlag er einer Lungenentzündung.

Der Stammbaum der Himmler

Der Stammbaum der Zolliker Himmler ist in den «Stamtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon» etwa vom Jahr 1600 an gut dokumentiert und braucht deshalb hier nicht genauer dargestellt werden. Was dort aber weitgehend fehlt, sind die ersten rund fünfzig Jahre nach der Wohnsitznahme in Zollikon. Dieser Anfang des Stammbaums lässt sich aufgrund der Pfarrbücher rekonstruieren, wobei aber natürlich immer eine gewisse Unsicherheit bleibt. Es sei gleich vorweg darauf hingewiesen, dass diese Zeit von zwei schweren Pestzügen überschattet war. Der erste wütete im September 1564, der zweite, dem in Zollikon in kurzer Zeit 200 Personen - rund ein Drittel der ganzen Bevölkerung - zum Opfer fielen, folgte im Februar 1582. Dies dürfte auch bei den Gemeindebehörden zu grossen Änderungen geführt haben, in dessen Folge dann zum ersten Mal ein Himmler Geschworne wurde.

Die erste Familie Himmler in Zollikon dürfte etwa wie folgt ausgesehen haben:

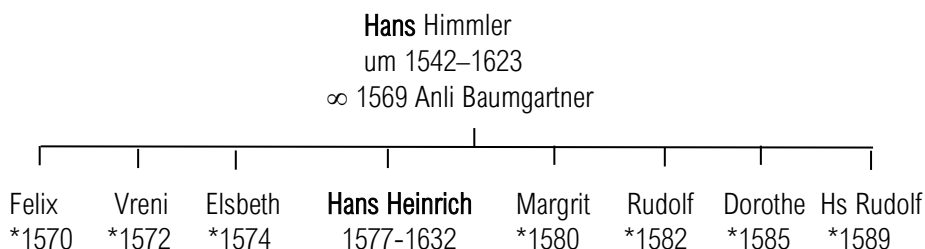


Die Lebensdaten dieses «Stammvaters» Felix der Zolliker Himmler lassen sich nicht genau ermitteln. Fett angegeben sind hier und in den folgenden

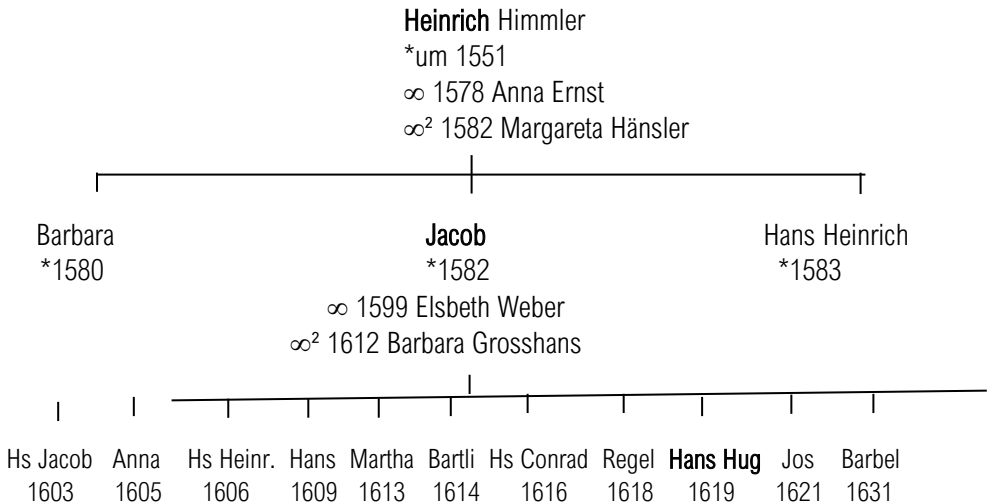
Darstellungen jene Himmler, die männliche Nachkommen hatten, den Stammbaum also weitergeführt haben.

Eine *Verena* Himmler starb 1564. Dabei handelte es sich vermutlich nicht um Felix' älteste (oben aufgeführte) Tochter, sondern um eine Schwester, denn 1583, ein Jahr nach der grossen Seuche, heiratet eine Verena Himmler einen Marx Kienast. Dieses hohe Heiratsalter von gut 40 Jahren war nach einer so verheerenden Bevölkerungskrise durchaus nichts Ungewöhnliches; vermutlich hatte sie in einer Familie eine verwaiste Mutterstelle einzunehmen. Der Sohn *Hans*, der im August 1569 Anli Baumgartner heiratete, hatte eine zahlreiche Nachkommenschaft (vgl. unten); er starb 1623. *Anna* Himmler heiratete einen Hans Heinrich Hottinger. *Felix* Himmler (er war vermutlich der Geschworne) heiratete Ende 1565 eine Barbara Hottinger. Sein für die damalige Zeit tiefes Heiratsalter von nur knapp 20 Jahren kann eigentlich nur bedeuten, dass sein Vater gestorben war und er den Hof zu übernehmen hatte. Seine Frau kam vermutlich bei der Epidemie von 1582 ums Leben, worauf er in zweiter Ehe eine Anna Grossmann aus Höngg heiratete; diese wiederum heiratete nach Felix' Tod im Jahr 1589 einen Rudolf Thomann. Ähnlich erging es dem jüngeren Bruder *Heinrich*. Er heiratete 1578 eine Anna Ernst, die aber die Epidemie von 1582 ebenfalls nicht überlebte, und ein halbes Jahr nach ihrem Tod ging er mit Margreta Hänsler eine zweite Ehe ein. Auch er hinterliess zahlreiche Nachkommen. Margrit Himmler blieb ledig und wird in den Bevölkerungsverzeichnissen von 1634 und 1637 als «alte Tochter» aufgeführt. Diese hatte möglicherweise auch noch eine Schwester Elsbeth, die im Taufbuch nicht verzeichnet ist, denn Ende 1589 heiratete der Sigrist Jeremias Bleuler eine Elsbeth Himmler.

In den erwähnten Stammtafeln werden die zwei Brüder Hans und Heinrich aufgeführt, ohne dass ihre Verwandtschaft ersichtlich wäre. Auch ihre Familien werden, mit Ausnahme des jeweils wichtigsten (den Namen der Familien weitervererbenden) Sohnes, nicht angegeben. Wir wollen dies hier nachholen, um den Anschluss an diese Stammtafeln herzustellen.



Die Nachkommen von Hans Himmlers Sohn Hans Heinrich sind in den Stammtafeln fast vollständig verzeichnet; es fehlt nur die jüngste Tochter, die 1628 geborene Verena. Hans Heinrichs Taufpate war übrigens der Zolliker Untervogt Heinrich Ernst, und 1611 heiratete Untervogt Heinrich Thomann Hans Heinrichs 26-jährige Schwester Dorothe. Diese Beziehungen weisen nochmals auf die bedeutende Stellung der Himmler hin. Die Familie von Hans Himmlers jüngerem Bruder Heinrich sah wie folgt aus:



Was aus diesen Familien-Darstellungen klar hervorgeht, ist zunächst einmal die grosse Kinderzahl. Jacob hatte elf Kinder, und auch der weiter oben erwähnte Hans Heinrich (1577 bis 1632) hatte elf Kinder. Wenn nun aber von den sieben Söhnen des Jacob nur gerade der 1619 geborene Hans Hug Nachkommen hatte, zeigt das aber auch die enorm hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit. So brauchte es auch bei grosser Kinderzahl nicht viel, dass bedeutende Zweige einer Familie ausstarben. Überlebten aber zahlreiche Söhne, so konnte sich eine Familie in ein bis zwei Generationen sprunghaft vermehren. Die Himmler gehörten nicht dazu; sie sind bis heute ein seltenes Geschlecht geblieben.

Literatur:

H. Weber, Die Kirchgemeinde Höngg, Zürich 1868/1899; Georg Sibler, Ortsgeschichte Höngg, Höngg 1998; Alexander Nüesch und Heinrich Bruppacher, Das Alte Zollikon, Zürich 1899; Aufzeichnungen der Julie Berchtold-Bleuler (1851–1925); Wilhelm Heinrich Ruoff, Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon, 1958.

Die Familie Hottinger

Heute wohnen keine Hottinger mehr in Zollikon, aber während langer Zeit hatten sie eine eminent wichtige Rolle in unserer Gemeinde und weit darüber hinaus gespielt. Sie sind heute in der Schweiz etwa gleich häufig anzutreffen wie die Bleuler, das bekannteste Zolliker Geschlecht, und ebenso wie bei diesem ist etwa die Hälfte im Kanton Zürich anzutreffen. Dass sie ursprünglich aus der Nachbargemeinde Hottingen stammten, die 1893 in die Stadt Zürich eingemeindet worden war, ergibt sich aus ihrem Namen. Und so kann es auch kaum erstaunen, dass sie sowohl für Zollikon wie auch für Zürich wichtig geworden sind.

Die Hottinger tauchen bereits im Zürcher Steuerverzeichnis von 1362 in der Person eines Johans Hottinger auf. Einige Jahre später finden wir «Johs. Hottingers wip und kind», weil vermutlich inzwischen Johans Hottinger gestorben war. Später ist von der «Hottingerin» die Rede, und 1376 heisst sie «Elli Hottinger». Die Steuerverzeichnisse sind dann für 25 Jahre unterbrochen und 1401 lebt die Mutter offenbar nicht mehr. Dafür treffen wir jetzt auf die drei Söhne R[udolf], Heini und Jo[hans] Hottinger. Ab 1408 wird Johans Hottinger nicht mehr vor oder nach seinen Brüdern aufgelistet, führt also vermutlich einen eigenen Haushalt. Heini ist weiterhin und Rudolf figuriert 1412 als «R. Hottinger der alt», ergänzt durch «R. Hottingers sun». 1425 führen Heini (vermutlich der Sohn des inzwischen verstorbenen Johans), Ruedi und nochmals Heini je einen eigenen Haushalt. Ein Heini Hottinger gehört 1431 zu den zwölf Geschworenen der Gemeinde

Dann machen die Steuerverzeichnisse einen Sprung von 38 Jahren bis zum Jahr 1467. Hier treffen wir wiederum auf einen separaten Haushalt, diesmal von Ruedi Hottinger und seiner Frau; wir können also für diesen Haushalt vermutlich von der Abstammung Johans → Heini → Ruedi ausgehen. Andererseits gibt es drei Hottinger-Haushalte, die vermutlich Hausteile unter einem gemeinsamen First umfassen. Es sind dies:

1. Ruedi Hottinger und Frau, mit seinem Bruder Hensli
2. Heini Hottinger und Frau, mit seinen Vogtkindern
3. Hans Hottinger und Frau, mit Sohn Hensli und Tochter Gretha.

Später verschwinden die Vogtkinder wieder, dafür Hensli (der Sohn der Ruedi) seine Mutter bei sich auf. Diese ist vermutlich etwa 1468 verwitwet. 1493 treffen wir Hans und Ruedi Hottinger als Besitzer von Land bei der Pfaffenmatt, zwischen Chirchhof und Oberdorf. 1503 erhält ein Ueli Hottinger vom Grossmünster-Stift Ackerland auf der Höhe als Erblehen.

Nun vermag der Glückshafenrodel von 1504 etwas beizusteuern. Unter den ersten, die sich Lose kaufen, sind Ueli Hottinger aus dem Chleidorf zusammen

mit seiner Frau Agnes und ihrem Sohn Hans. Wesentlich später kauft auch einmal eine Vreni Hottinger aus Zollikon eins der über 40'000 Lose, doch können wir sie keiner Familie zuordnen. An den italienischen Feldzügen von 1512 und 1513 sind Hans, Felix und Wisshans Hottinger beteiligt. 1515 sind Felix, Cunrad, Hans und Ueli Hottinger unter den 70 Reisläufern, die nach Mailand zogen und von denen nach der Schlacht von Marignano nur wenige zurückgekehrt sind; wer darunter war, wissen wir nicht.

Die Hottinger und die Täuferbewegung

Bevor wir uns wieder den einzelnen Familien zuwenden, müssen wir einen Abriss über die Rolle der Hottinger bei der in Zollikon entstandenen Täuferbewegung geben.⁶⁴ Als Ulrich Zwingli zu Beginn des Jahres 1519 das einflussreiche Amt des Leutpriesters am Grossmünster annahm, waren die Erwartungen an ihn hoch. Er packte seine Aufgabe konsequent an, bemühte sich aber stets um Rückendeckung des Rats. Er war ein politisch denkender Reformator der Zürcher Kirche, dem Aufruhr und Unordnung zuwider waren. Er war der Überzeugung, die Bevölkerung müsse zuerst in religiösen Fragen belehrt werden, bevor weitgehende Änderungen eingeführt werden könnten. Vielen seiner Anhänger erschien aber der Gang der Reformation zu langsam. Dazu gehörten auch Zolliker, allen voran Klaus und Jacob Hottinger.

Klaus Hottinger war Schuhmacher, sein Bruder Jacob war Bauer. Die religiösen Eiferer gehörten in der Regel zur Mittelschicht, die reichen Zolliker Bauern waren am religiösen Auf- und Umbruch weniger interessiert. Klaus Hottinger gehörte zu einem Lesekreis, in dem biblische Texte gelesen und anschliessend diskutiert wurden. Klaus gab das dort gewonnene Gedankengut an seinen Bruder Jakob und wohl noch an andere weiter. Er nahm auch am berühmten «Wurstessen» im Haus des Buchdruckers Froschauer teil, bei dem auch Zwingli und sein Mitstreiter Leo Jud anwesend waren. Anders als der in vielen Fragen recht vorsichtig vorgehende Zwingli wollte Hottinger das Gehörte gleich in die Tat umsetzen.

Dazu gehörte die Forderung nach sofortiger Abschaffung der Messe. Im September 1523 stürzte Jakob Hottinger in Zollikon den Gottesdienst und landete darauf wie sein Bruder Klaus im Gefängnis. Gegen Ende der Messe hatte Jakob gesagt, *«er wollte lieber ein küedreck ansehen, dann die mess. Und hett man*

⁶⁴ Vgl. Andrea Strübing: *Eifriger als Zwingli. Die frühe Täuferbewegung in der Schweiz*, Berlin 2003; Alexander Nüesch / Heinrich Bruppacher: *Das alte Zollikon*, Zürich 1899, S. 49–80. Vgl. auch: Thomas Schärli: Die bewegten letzten zwei Jahre im Leben des Niklaus Hottinger, Schuhmacher, von Zollikon, enthauptet zu Luzern 1524, in: *Zolliker Jahrheft 1984*, S. 26–40.

bisher die lüt beschissen und betrogen mit der mess.» Allerdings hatten auch schon Zwingli und Leo Jud Gottesdienste in der Stadt gestört; der Zolliker Predigtstörer befand sich also in bester Gesellschaft. Bei der Entführung des Zolliker Palmesels und dessen Versenkung im Zürichsee im Herbst 1523 waren auch zwei junge Hottinger beteiligt, Hans und Rudolf. Sie wurden gebüsst, und Heini und Ritzi Hottinger hatten für deren künftiges Wohlverhalten zu bürgen.

Ein grosses Echo löste 1523 die Entfernung des grossen hölzernen Stadelhofer Kruzifixes aus. Klaus Hottinger bemühte sich zunächst, den Müller von Stadelhofen, den Stifter des Kruzifixes, zu dessen Beseitigung zu überreden. Dieser lehnte das zwar ab, verkaufte aber Hottinger das Kruzifix, worauf dieser es ausgrub, um das Holz verwerten zu können. Trotz der Einigung mit dem Besitzer wurde Klaus Hottinger inhaftiert und als Unruhestifter hart bestraft, nur schon aus Rücksichtnahme auf die Altgläubigen und die katholischen Orte. Der Vorfall erregte weit herum grosses Aufsehen. Klaus Hottinger wurde für zwei Jahre des Landes verwiesen. Er begab sich unvorsichtigerweise nach Baden, wo er vom katholischen Landvogt verhaftet und nach Luzern gebracht wurde. Dort wurde er zum Tod durch das Schwert verurteilt. Er hielt sich aber tapfer und rief die Eidgenossen zur Einigkeit auf. Seine letzten Worte waren: *«Gott der allmächtig verleihe Euch, dass Ihr die Wahrheit auch erkennind und selig werdind»*. Dann kniete er nieder und empfing den Todesstreich. Er war damit zum ersten reformierten Märtyrer geworden.

Nun gerieten die Hottinger zunehmend in den Kreis der Täufergemeinde. Jakob liess sich am 25. Januar 1525 taufen, bald darauf auch Konrad Hottinger. Auch Rudolf Hottinger war dabei und nahm auch selbst Taufen vor, so zum Beispiel bei einer jungen Frau, die ihn *«mit weynenden ougen»* um die Taufe gebeten hatte. *«Er welle niemas heissen sich touffen zu lassenn, sondern so ferr etwar an inn keme unnd begerte mit vliss und ernstlichem gemütt umb gots willen getoufft zu werden, gebe im dann der geist gottes in, so werde er inn touffenn.»* Auch im Verhör bestand Rutsch (Rudolf) Hottinger, darauf, *«wass im got in sin hertz geben, mög im niemand nehmen»*. So taufte auch Jacob Hottinger, Konrad Grebel, Felix Mantz, Georg Cajacob, genannt Blaurock, und andere. Auch Uli Hottinger bekannte seinen Glauben, fiel auf die Knie und bat weinend um die Taufe. Bald einmal waren in Zollikon und Umgebung rund achtzig Personen getauft.

Heini Hottinger beteuerte im Verhör, sie hätten in ihren Versammlungen nichts anderes getan, als in der Bibel zu lesen und sich gegenseitig zu ermahnen, sich von den Lastern zu enthalten. Auch Rutsch Hottinger betonte diese edle Gesinnung. Aber ganz so friedfertig waren sie doch nicht immer. Im Juni 1525 störte Hans Hottinger in der Kirche Zollikon Pfarrer Niklaus Billeter's Predigt mit dem Ruf: *«Gand usshin, gand ushin und hütend üch von dem valtschenn propheeten»*. Das zeigt das Sendungsbewusstsein der Täufer in der Art alttestament-

licher Propheten. Damit zeigte sich schon deutlich die sich anbahnende Trennung von der Volkskirche. Die Täufer verweigerten zunehmend den Kirchgang, weil in der Predigt das Wort Gottes nicht richtig ausgelegt werde. Margrit Hottinger ging nicht mehr zur Kirche, weil man die Täufer von der Kanzel herab beschimpft habe.

Die Obrigkeit witterte bei den Täufern «unrüh» und Anstiftung zu «widerwertig hendel». Diese beteuerten ihre Loyalität zur Obrigkeit, waren bereit, Zinsen und Zehnten zu zahlen, und wollten den Anordnungen folgen, «die dem wort Gotes unverletzlich syen». Ihr Gehorsam galt also nur eingeschränkt. Ihr individuelles Verständnis des Glaubens erscheint uns wie ein frühes Plädoyer für die Religions- und Gewissensfreiheit.

Die Stammtafeln der Hottinger

Diese Ereignisse in der Reformationszeit, in denen mehrere Hottingen eine zentrale Rolle spielten, zeigt etwas über das damalige Denken in den einfachen Schichten der Landbevölkerung, die aber durch ihre Nähe zur Stadt eine erhebliche geistige Beweglichkeit entwickelte. Ganz offensichtlich konnte ein Teil von ihnen auch Lesen. Da sich in dieser Zeit mehrere Hottinger hervorgetan hatten, mag das auch etwas für die Erstellung von Stammtafeln nützen. Die entsprechenden Gerichtsprotokolle können also ebenso dienlich sein wie andere Quellen. In diesem Sinn listen wir nachstehend die in die Reformationswillen involvierten Hottinger, die alle irgendwann inhaftiert und verhört worden waren:

Jacob ein Kleinbauer, ein derber, aber ehrlicher Charakter, von stürmischer Art

Klaus sein Bruder, ein Schuhmacher, fromm, von der Sache überzeugt und tapfer

Margaretha, eine besonders hartnäckige Täuferin, wohl Schwester des Jacob

Konrad oder Küeni liess sich 1525 taufen und versammeln Täufer bei sich zu Hause

Rudolf Sohn des Konrad, wohnte vermutlich im Chirchhof

Rudolf oder Ruotsch, ein Kleinbauer, wohnte oben im Dorf

Heini Täufer predigen in seinem Haus im Oberdorf, fiel später bei Kappel

Heini Wisshans, ein früher Gegner der Kindertaufe

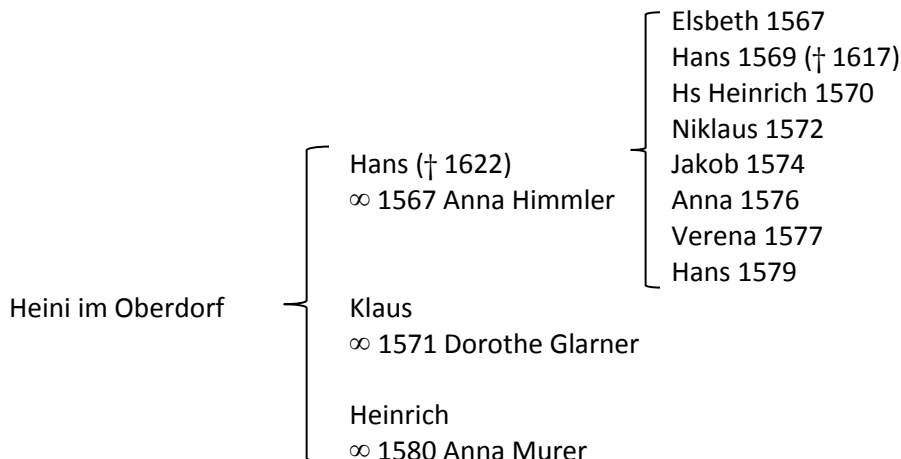
Hans war bei der Entführung des Palmesels dabei

Hans der Wächter von Zürich, in Zürich wohnhaft, verwandt mit Konrad

Ueli scheint auf der Höhe gewohnt zu haben

Trini wurde mit sieben anderen Frauen 1525 in Konrads Haus getauft

Der zeitliche Abstand von diesen Ereignissen bis zum Beginn des Pfarrbuchs 1561 beträgt 36 Jahre. Der Konnex ist also nicht leicht herzustellen. 1519 wohnen Heini und Hans Hottinger «oben im Dorf»; Heinis Erben sind Hans, Klaus und Heini. Ein anderer Heini, ein Ueli und ein Ruedi sind Brüder. Wir stossen im 16. Jahrhundert auch noch auf einen Bartli, einen Bilgeri, einen Jost, einen Andres, einen Jörg, einen Leo, einen Jacob und einen Hans Heinrich. Damit geht die ohnehin schwierige Übersicht über die Familien völlig verloren. Im Taufbuch finden wir in den ersten zwanzig Jahren (1561–1580) die folgenden Vornamen von Vätern: Bartli, Bilgeri, Felix, Klaus, Jacob und zwei verschiedene Hans. Es gab mittlerweile so viele Hottinger, dass sich zur Unterscheidung der Familien Übernahmen einbürgerten. Sie wohnten im Oberdorf, im Hinterdorf und im Chleidorf. Ein Jacob Hottinger wohnte zudem in der Hell (Traubenberg). Die Hottinger gehörten zu den Kleinbauern und Handwerkern.



Ein Hans Heinrich wohnte 1610 im Hinterdorf – die Frage ist nur: welcher? Es lässt sich leider nicht abschliessend klären, dies umso weniger, als im Taufbuch in der Regel keine genaueren Ortsangaben gemacht werden; bis 1612 wird bei Geburten nicht einmal der Name der Mutter angegeben. Die folgende Darstellung, welche die von 1594 bis 1621 von Hans Heinrichen geschlossenen Ehen zeigt und teilweise auf Vermutungen und Plausibilitätsannahmen beruht, ist insofern von Interesse, als sie die genealogischen Schwierigkeiten erahnen lässt.

Hans († 1588) genannt «Küpli»	{ Hans Heinrich 1570 († 1622) ∞ ¹ 1594 Barbel Bullinger ∞ ² 1603 Anna Ammann ∞ ³ 1606 Margreth Thomann († 1631)	{ Hs Jakob 1596 († 1611) Anna 1597 Hans Heinrich 1600 Hans 1602 († 1611) Barbel 1607 († 1611) Hs Heinr. 1609 († 1628) Clara 1611 († 1629) Regel 1614 Anna 1619
Jacob «Böcherli» († 1611) alt Ehegaumer	{ Hans Heinrich 1577 († 1641) ∞ 1607 Susanna Bleuler († 1645)	{ Regel 1608 Barbel 1610 Hans Caspar 1612 Marx 1614 *† N. 1616 Anna 1619
Felix († 1607) ∞ 1582 Verena Attinger († 1611)	{ Hans Heinrich 1593 ∞ 1621 Anna Günthart [vgl. folgende Seite!]	{ Regel 1623 Hans Heinrich 1625

Schon der erste Eintrag, das Todesdatum von Hans Hottinger von 1588 mag Fragen auswerfen, sind doch die Totenregister erst seit 1607 geführt worden. Tatsächlich wird zu Beginn dieses Registers vermerkt: «Ao. 1588 am 27. Octobr. hat man zum ersten zu Zollicken angefangen, die abgestorbnen in der kirchen zu verkünden, und war Hans Hottinger der erst, genant der Küpli, aus einem alten zedel der Bleuleren, so man nennet Küpli.» Interessant ist hier neben dem Sterbejahr auch der Übername. Im Sennhausrodel wird schon 1526 ein Ueli Kübli erwähnt, und 1576 «Hans Hottinger, küpli». Beim Chüpli handelt es sich um ein Haus an der Gemeindegrenze zu Riesbach. Die anderen Hans Heinrich waren wohl im Chleidorf ansässig.

1622 erscheint im Totenbuch der Eintrag: «Hans Heinrich Hottinger, der schumacher, starb von einem fahl ab dem kriessboum». Welcher Hans Heinrich war das? Da 1628 ein Eintrag lautete: «Hans Heinrich Hottinger der schumacher», muss schon sein Vater Schuhmacher gewesen sein, denn das Handwerk wurde meist vererbt. Dafür kommt nur der 1622 Verstorbene als Vater in Frage. – Nun verbleiben uns nur noch wenige Familien zur Darstellung, bevor das Geschlecht in Zollikon erlischt. Es handelt sich um einen Felix und um zwei «Böcherli», einen Felix und einen Hans, vermutlich Brüder des obigen Jacob. Deren Geburtsdaten sind unbekannt.

Jakob Hottinger ∞ Barbel Öchslin	<ul style="list-style-type: none"> Niklaus 1574 Hans 1575 Hans Heinrich 1577 Regula 1579 († 1611) Jakob 1582 Margreth 1584
Felix Hottinger «Böcherli», † 1607 ∞ ² Verena Attinger (†1611)	<ul style="list-style-type: none"> Jakob 1573 Hans 1575 Verena 1578 Andli 1580 († 1611) Hans Jakob 1582 ∞ 1612 Magd. Bertschinger Anna 1583 († 1625, keine Kinder) Barbeli 1590 Hans Heinrich 1593 ∞ 1621 Anna Günthart Hans Jakob 1597 († 1626) [vgl. obige Seite]
Hans Hottinger «Böcherli» ∞ ¹ 1590 Anna Steiner ∞ ² 1603 Adelheid Münch ∞ ² 1612 Verena Hürlimann	<ul style="list-style-type: none"> Verena 1599 Elsbeth 1604 Jakob 1607 ∞ Elsbeth Weber, Sennhof Felix 1609

Damit sind die Hottinger in Zollikon im Mannesstamm, abgesehen von temporären Zuzüglern, ausgestorben. Dies ist umso erstaunlicher, als das Geschlecht einmal so zahlreich war, dass sich mehrere Übernamen zur besseren Unterscheidung aufdrängten. Die Gründe dafür sind nicht klar. In der Pest von 1611 sind sieben Hottinger gestorben, in den darauf folgenden sechs Jahren nochmals fünf und allein im Jahr 1622 starben vier Hottinger.

Im 19. Jahrhundert haben noch einige Hottinger in der Kirche Zollikon geheiratet, wohl aus dem einfachen Grund, dass ihre Bräute aus Zollikon stammten und die Kirche stattlich und schön gelegen ist, denn Taufen war kaum mehr zu verzeichnen. Wir treffen auf:

- 1827 Ehe von Hans Conrad Hottinger von Hirslanden und Regula Thomann
- 1832 Taufe von Hans Heinrich, Sohn von Hans Conrad Hottinger von Maur, in Trichtenhausen, und Margreth Bosshard
- 1841 Ehe von Heinrich Hottinger von Hirslanden und Anna Ernst
- 1842 Ehe von Jacob Hottinger von Dübendorf und Dorothea Baumgartner von Pfäffikon
- 1861 Ehe von Johannes Hottinger, Färber von Hirslanden und Susanna Spörri

Die Familie Hotz

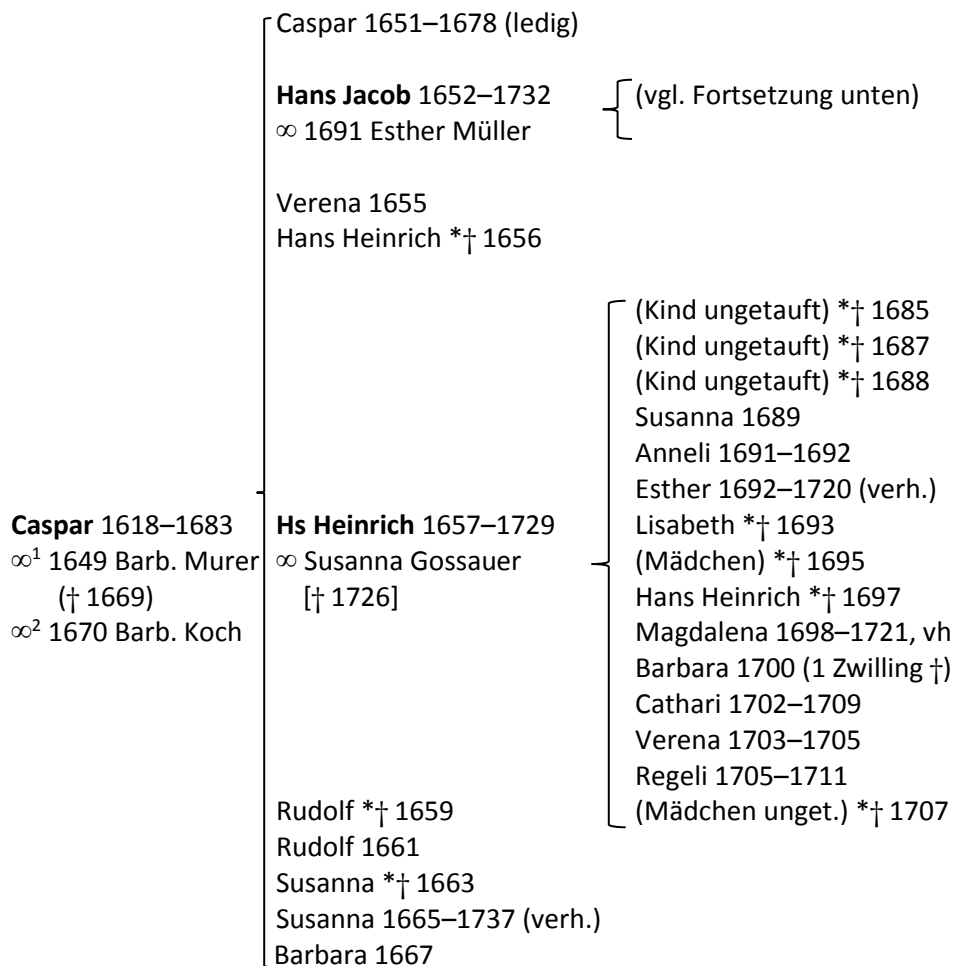
Die Hotz gehören nicht zu den allerältesten Geschlechtern von Zollikon, aber sind doch immerhin seit mehr als 400 Jahren hier ansässig und sie sind noch heute in der Gemeinde vertreten. Möglicherweise stammen sie aus Hottingen, wo bereits 1326 ein Heinrich Hotz verbürgt ist. Auch weiter oben am Zürichsee sowie in der Gegend von Dürnten und Bubikon gab es sehr frühe Hotz. In Zollikon tauchen die Hotz 1617 sowohl im Tauf- und Ehebuch als auch im Totenregister auf. Ein Felix Hotz war als Lehensmann in Witellikon wohnhaft, was gut zu einer Herkunft aus Hottingen passt.

Er zog 1615 nach Witellikon und war verheiratet mit einer Anna Notz, die im Mai 1617 starb. Ende Jahr heiratete er wieder, nämlich eine Barbel Weber vom Tobelhof in Dübendorf. Felix Hotz hatte einen Sohn gleichen Namens, sicherlich aus erster Ehe, der 1620 starb. Zwei weitere Söhne, Jacob und Heinrich, starben während der Pestepidemie von 1629 und er selbst starb zwei Wochen darauf. Dann scheinen die Hotz für eine Generation aus Zollikon verschwunden zu sein, bis 1649 ein Caspar Hotz eine Barbara Murer heiratet. Es kann sich dabei um einen Sohn des Felix gehandelt haben oder aber um einen Vertreter der weiteren Verwandtschaft in Hottingen. Damit war der Witelliker Zweig der Hotz ausgestorben. Der Lehenshof wurde von einem Heinrich Bleuler übernommen.

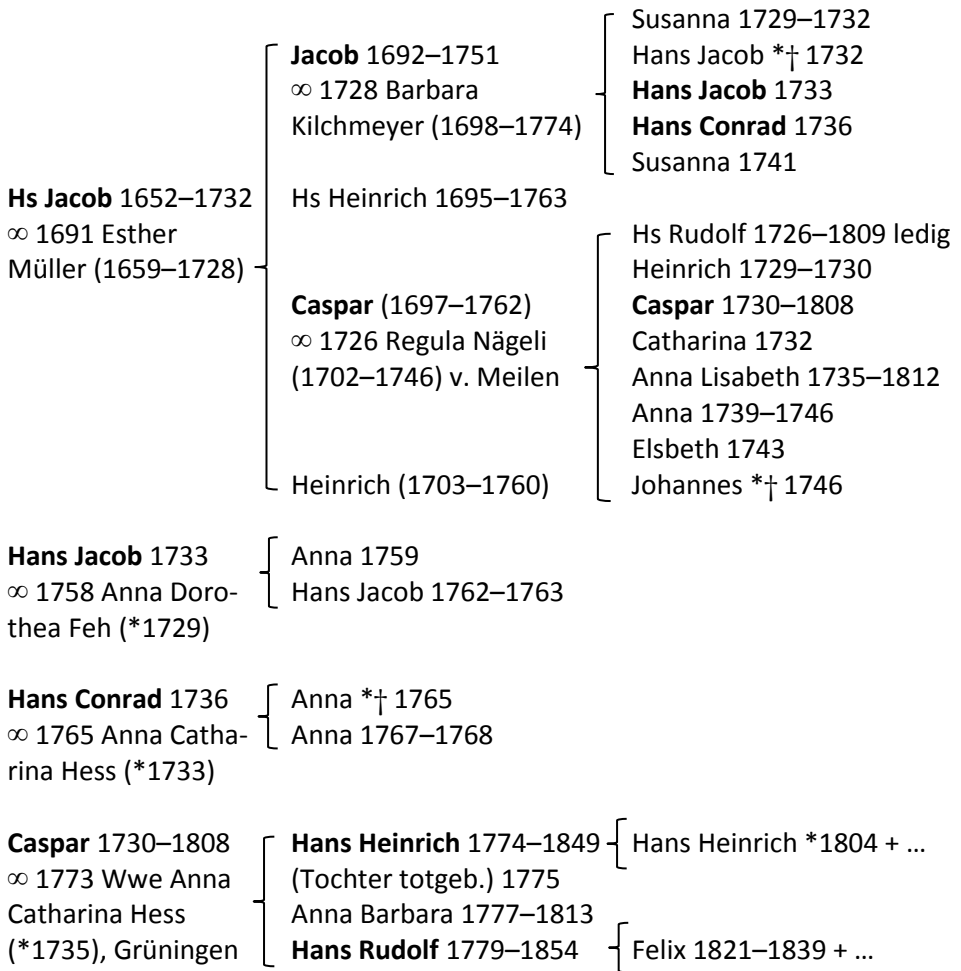
Verglichen mit anderen Geschlechtern ist bei den Hotz die Erstellung von Stammtafeln aus zwei Gründen relativ einfach. Einerseits reicht das Geschlecht in Zollikon nur bis 1617 zurück, sodass die genealogischen Quellen gut sind, und andererseits ist das Geschlecht nicht derart weitverzweigt, dass der Überblick verloren gehen könnte. Wie bei anderen Geschlechtern stossen wir auch hier auf einige Leitnamen wie Caspar, Jacob und Heinrich, aber Verwechslungen sind kaum möglich. Wir beginnen die Stammtafeln mit Caspar Hotz, vielleicht einem Sohn des Felix Hotz aus erster Ehe. Was uns bei der Stammtafel (vgl. folgende Seite) sofort auffällt, ist die unerhört hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit.

Aus der Ehe mit Barbara Murer gingen zehn Kinder hervor, während die Zweitehe mit Barbara Koch kinderlos blieb. Von den zehn Kindern sind einige bereits bei oder unmittelbar nach der Geburt gestorben. Nur drei der Kinder erreichten das Erwachsenenalter: Caspar (1651–1678) blieb ledig und starb recht jung, Hans Heinrich (1657–1719) und Susanna (1665–1737) heirateten. Beide hatten Kinder. Die Kinder der Susanna mit dem Küffer Hans Rudolf Thomann (1661–1719) sind hier von geringerem Interesse. Erwähnt sei nur, dass von ihren vier Kindern nur eine Tochter das Erwachsenenalter erreichte und heiratete, jedoch keine Kinder bekam.

Noch viel schlimmer stand es aber mit der Ehe von Susannas Bruder Hans Heinrich mit Susanna Gossauer, die wohl um 1684 geschlossen worden war. Von 15 Geburten, darunter einer Zwillingengeburt, starben fünf Kinder schon bei oder unmittelbar nach der Geburt, noch vor der Taufe. Weitere acht Kinder starben im Alter von wenigen Tagen bis zu sieben Jahren. Nur gerade zwei Töchter überlebten. Esther (*1692) hatte 1720 ein uneheliches Töchterchen Anna mit Hans Jacob Fäsi, Magdalena (1698–1721) war mit Heinrich Rellstab, einem Dachdecker aus dem Goldbach, verheiratet, starb aber schon mit 23 Jahren.



Da dieser Zweig des Hs Heinrich Hotz (1657–1729) genealogisch nicht weiterführt, wenden wir uns nun seinem älteren Bruder Jacob Hotz (1652–1732) zu. Hier führen beide Zweige weiter. In der Enkel-Generation sind es sogar vier in den Jahren 1729–1736 geborene Enkel, welche die Stammlinien weiterführen.



Das Aussterben der Hotz in Zollikon ist eine traurige Illustration der hohen Sterblichkeit in der sogenannten Sattelzeit, der Periode von 1750–1850. Natürlich war die Sterblichkeit schon früher sehr hoch, vor allem auch wegen der ständig wiederkehrenden Epidemien, aber sie war eben auch noch in dieser Sattelzeit sehr hoch. Wir hatten schon auf der vorhergehenden Seite die Nachkommen von Hs Heinrich Hotz (1657–1729) betrachtet, bei dem von 15 Geburten nur gerade zwei Frauen überlebten und heirateten, wodurch der Mannesstamm ausstarb. Die Zahl der Geburten ist also in keiner Weise eine Garantie für das Weiterbestehen der Stammlinie. Auch das Vorhandensein von Söhnen kann dies nicht garantieren. Hans Jacob (1652–1732), der ältere Bruder von Hs Heinrich, hatte zwei Söhne, welche heirateten und diese hatten zusammen wiederum drei

Söhne, die heirateten, die oben angeführten Söhne Hans Jacob, Hans Conrad und Caspar.

Die ersten zwei hatten nur je zwei früh verstorbene Kinder. Bei Caspar überlebten, abgesehen von einem totgeborenen Töchterlein) alle drei Kinder, insbesondere auch zwei Söhne, die später heirateten. Hans Heinrich heiratete 1804 Anna Vollenweider, mit der er einen Sohn und vier Töchter hatte. Eines der Kinder starb drei Tage nach der Geburt, von den anderen ist im Totenregister nichts verzeichnet. Vermutlich sind sie ebenfalls früh gestorben oder allenfalls als Frauen auswärts gezogen. Es ist zu vermuten, dass diese Linie der Hotz erlosch.

Nun betrachten wir den jüngeren Bruder, Hans Rudolf (1779–1854). Er heiratete am 15.11.1808 Anna Barbara Vollenweider, vermutlich die jüngere Schwester seiner Schwägerin aus Schwamendingen. Sie hatte die folgenden neun Geburten:

28. 01. 1809	(Mädchen) Totgeburt, 2 ½ Monate nach der Heirat
02. 09. 1810	(Mädchen) Totgeburt
05. 07. 1812	Felix († 18. 07. 1819)
20. 03. 1814	Anna († 19. 08. 1814)
27. 03. 1817	(Knabe) Totgeburt
06. 03. 1819	Hans Rudolf († 13. 03. 1819)
30. 04. 1820	(Mädchen) Totgeburt
18. 09. 1821	Felix († 20. 12. 1839)
08. 07. 1826	(Knabe) Totgeburt

Von den neun Geburten waren fünf Totgeburten und die anderen Kinder lebten zwischen einer Woche und 18 Jahren. Betrachten wir das Jahr 1819. Im März stirbt der einwöchige Hans Rudolf. Drei Monate später stirbt der 7-jährige Felix. Im Totenregister lesen wir: «*Rudolf Hotzen ehl. Söhnli, aet. 7 jahr 3 wochen weniger 2 tag, fiel in der Hab, wo er mit zwei noch jüngeren kindern war, aus dem schif und ertrank, ob er gleich nur wenige minuten im wasser gelegen, und von der hebamm Kienast u. von doctor Bossharten sogleich alles zwekmässige gethan ward.*» So wurde 1821, bei der nächsten Geburt eines Knaben, wieder der Name Felix gewählt. Kurz vor Weihnachten 1839 lesen wir: «*Gemeinderath Rudolf Hotzen ehl. Sohn, aet. 18 jahre 3 monate 2 tage. Felix Hotz, einziges und letztes Kind seiner lieb. elteren von vielen früherhin verstorbenen wurde in der waldung von einer tanne erschlagen, so dass er sogleich todt blieb, ohne eine ungewöhlich auffallende körpverletzung davon zu tragen.*» Damit war auch dieser Zweig der Hotz erloschen.

Die Hotz brachten es in Zollikon lange nicht zu Wohlstand. Teilweise hatten sie sehr kinderreiche Familien, waren aber doch in der Gemeinde nie stark vertreten und hatten auch nur wenig Grundbesitz. Sie suchten daher nach zusätzlichen Verdienstmöglichkeiten. So ist bei Hans Heinrich (1657–1729) vermerkt,

«etwas Güter und weben». Sie besetzten in den früheren Jahren auch keine wichtigen zivilen oder militärischen Ämter und wurden oft von schwerem Unglück heimgesucht. So verlor Caspar (1697–1762) bei einer Ruhrepidemie im Jahr 1746 innerhalb weniger Tage sein achtjähriges Töchterchen Anna, den erst zwei Wochen alten Johannes und schliesslich noch die 44-jährige Ehefrau Regula Nägeli. Es starben noch fünf Mitglieder anderer Familien; schon 1741 hatte die Ruhr in der Gemeinde 18 Todesopfer gefordert.

Umso bemerkenswerter ist der Aufstieg einzelner Personen, wie zum Beispiel der 1804 geborene Heinrich Hotz. Obwohl er nur die Volksschule besucht hatte, wurde er Gemeinderatsschreiber und bald darauf Gemeinderat, im Militär brachte er es zum Hauptmann und führte auch einen grossen Landwirtschaftsbetrieb. Später wurde er Bezirksrichter und Gemeindepräsident. 1843 erneuerte er das Haus «Im Felsengrund», in dem später die Gemeindekanzlei und die Sekundarschule untergebracht waren. Er war ein gewissenhafter und tüchtiger Beamter mit scharfem Verstand und gross Tatkraft und leistete viel für die Gemeinde, insbesondere für das Armenwesen. Ebenso einfach und sparsam, wie er sein Privatleben gestaltete, betrieb er auch die Gemeindegeschäfte.⁶⁵ Heinrich Hotz starb unverheiratet und machte grosszügige Vergabungen an wohltätige Zwecke, insbesondere zugunsten der Armenpflege.

Einzelne Hotz waren militärisch tätig, jedoch abgesehen von Heinrich, der Hauptmann wurde, nicht in höheren Chargen. Beim Militär waren Hans Rudolf (1726–1809), Caspar 1730–1808 und Rudolf (1779–1854), der als Wachtmeister in Amsterdam in holländischen Diensten stand. Die Hotz, die in der Gemeinde blieben, waren ausnahmslos Bauern, allenfalls mit einem Nebenerwerb, aber nie Handwerker.

⁶⁵ Vgl. Nüesch/Bruppacher, *Das alte Zollikon*, S. 413, mit einer eigentlichen Lobeshymne auf Heinrich Hotz, doch kann die Behauptung, er habe den 'Felsengrund' erbaut, nicht akzeptiert werden, vgl. Thomas Schärli, *Das Haus im Felsengrund, Zolliker Jahrheft 1988*, S. 26–33.

Die Familie Huber

Ein Huber ist der zinspflichtige Inhaber und Bebauer einer Hueb. Neben Müller, Meier, Weber ist Huber einer der häufigsten Familiennamen in der Nord- und Ostschweiz; dazu kommen noch die Hueber und die Hübner. Überdies ist Hueb ein häufig vorkommender Teil eines Ortsnamens oder Weilers, der ursprünglich ein Lehensgut einer bestimmten Grösse bezeichnete und sich später oft aufteilte (zum Beispiel in Oberhueb und Unterhueb) und zu einer Siedlung anwuchs. Die Grösse einer Hueb (in Deutschland: Hufe) war 40 bis 48 Jucharten. Eine Juchart (ein Mannswerk) umfasste im Kanton Zürich beim Ackerland 32,69 Aren und beim Wiesland 29,07 Aren. Eine Hueb konnte also je nach Nutzungsart und Anzahl Jucharten zwischen 11,6 bis 15,7 Hektaren umfassen. Mancherorts wurden die Huben in jeweils vier Schupossen aufgeteilt, die je von einem Schupisser bewirtschaftet wurden.

Eine Hueb war so gross, dass die normalerweise zur Ernährung einer grossen Familie ausreichte. Die Huben wurden ursprünglich als Handlehen, ohne feste Verbindlichkeit des Herrn, ausgegeben, später aber meist in Erblehen umgewandelt. Witellikon bestand ursprünglich nur aus einem einzigen grossen Gut, das aber schon früh zweigeteilt wurde, in Hinter-Witellikon mit 42 Juchart (mehr auf Viehwirtschaft ausgerichtet) und Vorder-Witellikon mit 46 Juchart (mehr Ackerbau und Rebbau). Das waren ursprünglich Handlehen des Klosters Oetenbach, die aber doch meist vom Vater auf den Sohn übergingen. Die Lehensnehmer hatten das Recht, Holz aus dem Oetenbacher Holz zu entnehmen. Auf dem hinteren Hof sassen die Huber, auf dem vorderen zuerst die Hotz und seit der Pest von 1629 die Bleuler. Das heute noch erhaltene prächtige Gebäude ist jenes von Hinter-Witellikon, wo die Huber wohnten.

Natürlich hatten die Huber ihren Familiennamen nicht erst mit der Übernahme der Hube in Hinter-Witellikon erhalten. Die Familiennamen sind schon wesentlich früher entstanden. Die Huber von Witellikon könnten aus Witikon oder der Eierbrecht stammen, denn 1588 amtierte bei einer Taufe ein «*Peter Hotz ab der Eierbrächi*», vermutlich ein Verwandter, als Götti. Die ersten Hotz in Witellikon und damit in Zollikon waren Heinrich Hotz († 1679) und seine Frau Barbara Gossauer († 1684). Von ihren acht Kindern überlebten nur zwei die Säuglingszeit: Heinrich (1652–1729) und Verena (1657–1743), die beide heirateten. Heinrich heiratete 1680 eine Maria Sing, mit der er sieben Kinder hatte. Drei Söhne und zwei Töchter heirateten, womit die Fortsetzung des Geschlechts in Zollikon vorerst sichergestellt war, auch im Mannesstamm. Aber es hätte

nicht viel gefehlt und das Geschlecht wäre schon zwei Generationen später ausgestorben.

Die drei verheirateten Söhne waren Hans (1683–1747), Hans Caspar (1692–1762) und Hans Heinrich (1695–1753). Der zweite Sohn, Hans Conrad, ein Schreiner und Ehegaurer im Gstad, war dreimal verheiratet und hatte acht Kinder, wovon sieben als Säuglinge starben und eine Tochter 23-jährig wurde. Der dritte Sohn, Hans Heinrich, ein Küfer in Gstad, hatte fünf Kinder, darunter ein Sohn, der das Erwachsenenalter erreichte und heiratete. Er hatte zehn Kinder. Der älteste Sohn wurde auch Küfer im Gstad, blieb aber ledig; der jüngste Sohn wurde Küfer in Wollishofen und heiratete, doch verlieren sich seine Spuren. Damit blieb noch der erste Sohn, Hans, der den Hof in Hinter-Witellikon bewirtschaftete. Von seinen sechs Kindern übernahm der älteste, Hans Heinrich (*1734), den Hof, wurde jedoch zahlungsunfähig und ging in fremde Kriegsdienste, wie auch einer seiner Söhne; er war mit einer Katharina Hottinger verheiratet. Der jüngere Bruder des Hans Heinrich, ein Bernhard (1747–1786) ging als Steinmetzgeselle nach Breslau, wo er blieb und sich verheiratete. Er wurde dort Steinmetzmeister und Almosenpfleger.

Immerhin blieb noch einer der Söhne des Hans Heinrich da, um den Hof zu übernehmen, Hans Rudolf (1761–1828). Doch er war der letzte Hotz, der den Hof bewirtschaftete. Sein ältester Sohn, Hans Rudolf (1789–1868) blieb zwar in Witellikon ansässig wurde aber Blattmacher, also Journalist oder Redaktor. Er heiratete 1817 Elisabeth Theiler und hatte mit ihr zwölf Kinder, von denen nur drei als Säuglinge starben. Vier seiner Söhne heirateten und hatten Kinder. Trotzdem verschwanden die Hotz bereits nach einer Generation aus Zollikon.

Interessant sind zunächst die unterschiedlichen Berufe dieser vier Söhne, dann aber auch das weitere Schicksal der Familien:

Hans Rudolf (1817–1887) war zuerst Müllerknecht, dann Geschirrfasser. Er hatte drei Kinder; der einzige Sohn blieb jedoch unverheiratet.

Johann Heinrich (1820–1885) war Bäcker und dann Wirt im Truben. Er war zweimal verheiratet und dann geschieden. Er hatte vier Kinder. Der überlebende Sohn wanderte nach Amerika aus und es heisst, er habe dort seine sieben Jahre ältere geschiedene Stiefmutter geheiratet.

Hans Huber (1826–1894) war Bäcker, später wie sein Vater Blattmacher. Er hatte fünf Kinder, aber nur zwei Töchter heirateten.

Johannes Huber (1827–1884) wurde Lithograf, jedoch nicht zu Hause, sondern in Palermo, wo er eine Italienerin heiratete, mit der er sieben Kinder hatte, zwei Söhne und fünf Töchter, von denen eine den Vornamen «Helvetia» erhielt. Seine zwei Söhne wurden auch Lithografen, heirateten in Palermo und hatten Kinder, vermutlich mit Nachkommen bis in die Gegenwart. Der Vater

starb 1884 durch Suizid infolge einer wirtschaftlichen Notlage. So kamen vier der sieben hinterlassenen für einige Jahre nach Zollikon zu Verwandten, die nicht wollten, dass sie der Gemeinde zur Last fallen sollten. Nachdem jedes einen Beruf erlernt hatte, gingen sie wieder zur Mutter nach Palermo zurück.

In Zollikon sind damit die Hotz ausgestorben, teils weil es keine Nachkommen im Mannesstamm gab, teils durch Auswanderung nach Amerika und Italien.

Die Familie der Kienast

Würden wir die Geschlechter nicht in alphabetischer Reihenfolge beschreiben, fiel die Entscheidung, mit welchem alten Zolliker Geschlecht der Anfang gemacht werden sollte, nicht schwer. «Unter allen noch lebenden Geschlechtern Zollikons hätten die Kienast am meisten Ursache, auf ihr hohes Alter und ihr uraltes Ansehen stolz zu sein.»⁶⁶ Natürlich hätten wir auch mit dem Geschlecht der «von Zollikon» beginnen können, die heute noch in den Familien der «Zolliker» und «Zollinger» weiterleben, aber es deutet einiges darauf hin, dass die Kienast in ältester Zeit noch angesehenere waren als die «von Zollikon». So erscheinen sie in Urkunden als Zeugen vor den «von Zollikon», wobei die Reihenfolge jeweils dem Rang entsprach. Im Übrigen ist es durchaus denkbar, dass die zwei Geschlechter ursprünglich miteinander verwandt waren.⁶⁷ So werden 1260 als Zeugen in einer Urkunde die «Brüder Konrad und Rudolf von Zollikon, genannt Kienast» («*Chuonradus et Ruodolfus fratres de Zollincho dicti Kienast*») aufgeführt und 1268 erscheinen sie als «*Cuonradus et Ruodolfus fratres carnales de Zollinkon dicti Chienasta*»⁶⁸. Daraus könnte geschlossen werden, dass sie einen Zweig der «von Zollikon» repräsentierten, der den Übernamen «Kienast» führte. Auch eine nur schwer interpretierbare Zeugenliste in einer Urkunde von 1256 liesse sich damit teilweise erklären. Die «von Zollikon» hatten ihren Wohnsitz in der Goldenen Halde und auch die Kienast hatten dort bedeutenden Besitz, sodass auch die Besitzverhältnisse mit der Verwandtschaftsannahme nicht im Widerspruch stünden.

Die Kelner von Stadelhofen

Der Name Kienast wird erstmals 1223 in einer Urkunde⁶⁹ erwähnt, in der ein «Berchtold Kienast und sein Bruder H.» als Zeugen auftreten. Das mittelhochdeutsche Wort *Kienast* bedeutet «Ast vom Kienbaum (Kiefer), Kienholz», oder aufgrund des Familienwappens eher «Kienfackel». Der Wappenschild ist auf goldenem Grund ein schwarzer, mit vier roten Feuern brennender Kienspan. Die Helmzier ist ein schwarz- und gold-gestreift bekleideter und bemützter Mann, in jeder Hand einen brennenden Kienspan haltend.⁷⁰ Verschiedene ältere Darstellungen des Wappens

⁶⁶ Nüesch/Bruppacher, a.a.O., S. 416.

⁶⁷ Dieser Gedanke wurde m.W. erstmals geäußert von Gustav Zollinger, *Verbauerte Herrengeschlechter*, SGGF 1938.

⁶⁸ Zürcher Urkundenbuch, UB 1105 und 1377; ferner UB 970.

⁶⁹ UB 417 vom 13. 1. 1223.

⁷⁰ Wappenbeschreibung von Hans Kläui, Winterthur, Nr. 495.

sind an Hauseingängen und auf Ofenkacheln erhalten. So befindet sich das Allianzwappen Kienast-Ochsner auf dem Bogensturz des Hauseingangs zum Haus Rainstrasse 8 in Zollikon, das bei einem Umbau des Hauses im Jahr 1640 angebracht worden ist.⁷¹ Aus dem 20. Jahrhundert stammt ein Wappen am Haus Oberdorfstrasse 14 («Im Felsengrund»), in dem sich das Ortsmuseum befindet.⁷² Ein Allianzwappen Huber-Kienast von 1762 und eine Kienast-Wappenkachel von 1818 mit der Inschrift «alt Schützen Meister Heinrich Kienast» befindet sich auf einer Ofenkachel an der Bahnhofstrasse 3 in Zollikon.⁷³ Eine Kienast-Ofenkachel von 1926 befindet sich in Regensberg.⁷⁴ Das Kienast-Wappen taucht auch in alten Wappenbüchern auf.⁷⁵ Die älteste Darstellung des Wappens dürfte aber wohl jene von 1678 sein, die sich im Foyer des Staatsarchivs Zürich auf der «Taffel der Staats Schreiber Loblichen Standes Zürich, aufgerichtet 1678» befindet. Dieses Wappen entspricht aber nicht ganz genau dem heutigen Wappen, denn das Kienholz brennt nur oben mit einer einzigen Flamme. Welche Begebenheit zu diesem Spitznamen geführt hat, ist natürlich nicht mehr in Erfahrung zu bringen.



Wappen des Schreibers Conradt Kienast auf der «Taffel des Staats Schreibers Loblichen Standes Zürich aufgerichtet 1678» im Staatsarchiv Zürich

⁷¹ Ulrich Ruoff, Das Haus Rainstrasse 8, Zolliker Jahrheft 1986, S. 87.

⁷² Richard Humm, Ideenbörse für ein neues Ortsmuseum, Zolliker Jahrheft 1988, S. 43.

⁷³ Thomas Müller, Spätmittelalterliche Bauzeugen an der Schiffflände, Zolliker Jahrheft 1990, S. 9 und 12; ferner Abbildung in Urs Bräm, Zollikon – eine Heimatkunde, Zollikon 1990, S. 169.

⁷⁴ Heinrich Hedinger, Ältere Familienwappen im Bezirk Dielsdorf, 15. Jahrheft des Zürcher Unterländer Museumsvereins 1964/65, S. 7 und 10.

⁷⁵ Jean Egli, Neues historisches Wappenbuch der Stadt Zürich, Zürich 1860, Tafel 19, und Zürich 1869, Tafel 27; ferner Jakob Kull, Wappentafel der löblichen Bürgerschaft der Stadt Zürich 1854.

Woher stammt nun das eben behauptete hohe Ansehen der alten Kienast? Im 13. und 14. Jahrhundert waren die Kienast die Kelner der Fraumünsterabtei. Um die Bedeutung dieser Rolle zu verstehen, muss man sich zunächst darüber Rechenschaft geben, dass lange Zeit die adelige Äbtissin die Herrin der Stadt Zürich war, bis dann später die Macht allmählich an Bürgermeister und Rat der Stadt übergingen. Die Abtei war ein königliches Lehen König Ludwigs des Deutschen für seine Töchter Hildegard und Berta, das mit grossen Rechten und Besitztümern ausgestattet wurde und so viel zum Aufschwung der Stadt beitrug. Die Äbtissin war im Besitz des Münzrechtes, des Marktrechtes, des Zolles für die in Zürich verschifften oder sonstwie verladenen Güter, sowie des Ansiedlungsrechtes auf ihrem Gebiet, das unter anderem auch den grossen Albisforst und das Tal Uri umfasste. Die Äbtissin war eine Fürstin des Heiligen Römischen Reiches und ihre Nonnen waren ausschliesslich Damen aus dem höheren, später auch aus dem tieferen Adel. Zürich war «reichsunmittelbar», also direkt dem König unterstellt.



Das Kienast-Wappen am Haus «Im Felsengrund», Oberdorfstrasse 14, 20. Jahrhundert

In der Umgebung der Äbtissin entwickelte sich mit den Dienstleuten eine neue Art Adel. Dabei ist zu beachten, dass das Ständesystem in alter Zeit viel weniger starr und undurchlässig war als später, Dienstleute also in den unteren Adel aufsteigen

oder auch Ritter zu Bauern absinken konnten.⁷⁶ Für die geistlichen Angelegenheiten des Hofes der Äbtissin war der Hofkaplan zuständig, der Hofschreiber (notarius) besorgte die Kanzleigeschäfte, dem Hausmeister oder Ammann oblag die zentrale Leitung der Verwaltung, einschliesslich der Aufsicht über Dienerschaft und Gesinde. Auf den Gütern der Abtei hatte die Äbtissin ihre Meier, die die Gutsverwaltung leiteten, Wald, Jagd und Mühlen beaufsichtigten und auch die niedrige Gerichtsbarkeit ausübten, während das Blutgericht in der Hand des Reichsvogtes lag. Bei wichtigen Angelegenheiten wurden die Meier stets zugezogen. Unter den Meiern standen die Keller oder Kelner (cellerarii) des Hofes, denen die Bewirtschaftung, Ackerbau, Viehzucht und ähnliche Angelegenheiten des Hofes zustanden. Innerhalb des Stadtgebietes besass die Abtei die Höfe von St. Peter (Strohhof) und von Stadelhofen; die Meier dieser bedeutenden Höfe wurden normalerweise zu Rittern geschlagen.

Der Name Stadelhof ist entstanden aus dem lateinischen «stabularis curtis». Zu Stadelhofen befanden sich gleich neben dem Meierhof auch noch der Kelnhof oder Kellerhof, mehrere Hofstätten, Mühle, Taverne und anderes. Ausserdem gehörten noch Rebberge, Wiesen und Wälder dazu. Das Kelneramt zu Stadelhofen hatte in alten Zeiten die Familie Kienast inne, während Ritter Gottfried Mülner, der Meier von Stadelhofen, den Kelnhof zu Stadelhofen, die Dingstätte zu Trichtenhausen und die Dörfer Zollikon, Wiedikon, Waltikon, Zumikon, Gössikon und Intweiler als Lehensgüter besass. 1358 genehmigte Kaiser Karl IV. dem Ritter Mülner den Verkauf dieser Höfe und Dörfer an die Stadt Zürich. Die Kienast als Kelner von Stadelhofen mussten daher mit den Mülnern, als den Meiern von Stadelhofen, in innigem dienstlichem Kontakt gestanden haben.



Wappen der Familie Kienast:

In Gold ein pfahlweise gestellter, schwarzer Ast mit vier rotweissen Flammen (Kienbrand).

⁷⁶ Franz X. Wöber, Die Miller von und zu Aichholz, I. Teil, I. Band, Wien 1893, S. 13 ff.; Gustav Zollinger, a.a.O.

Ein erster Teil des Stammbaums

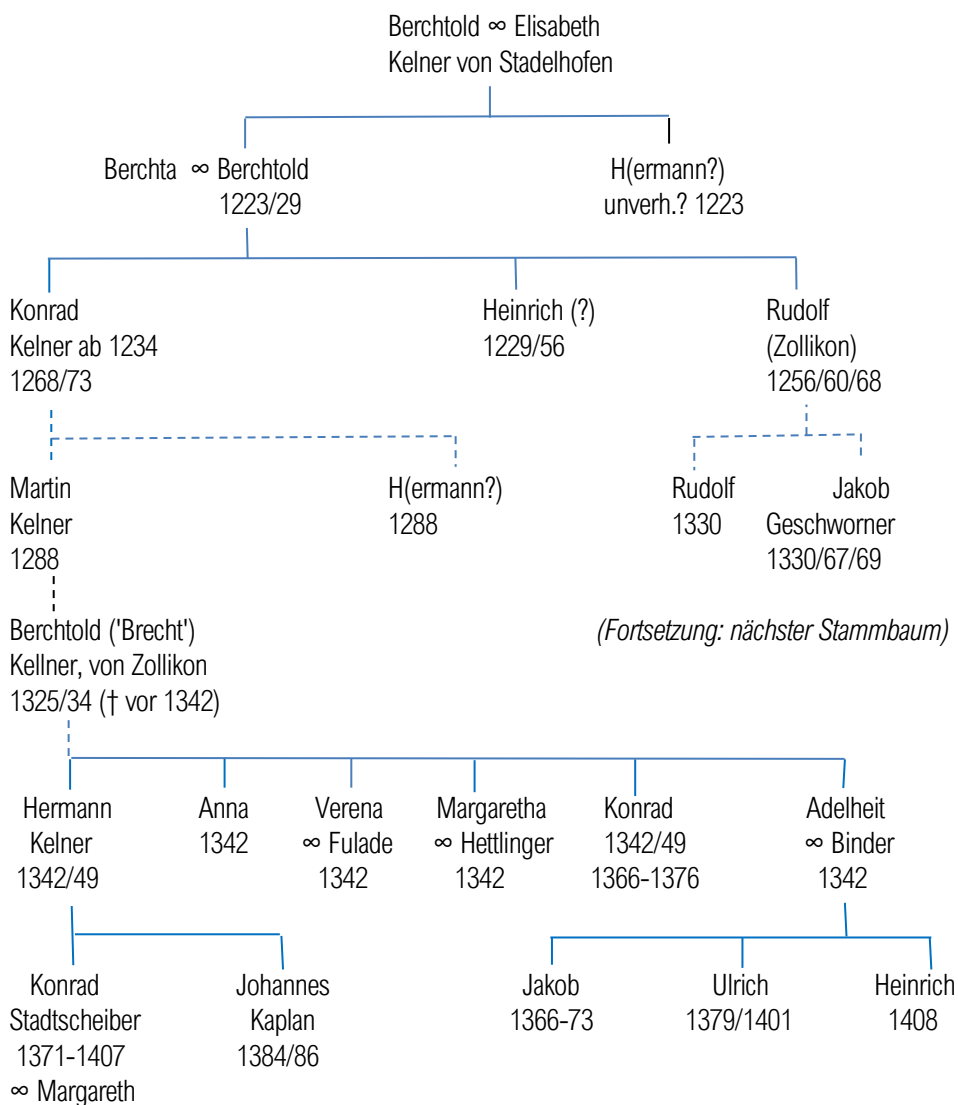
Wir wollen uns nun näher den Kienast zuwenden.⁷⁷ Der älteste greifbare Vertreter der Familie ist ein Berchtold, Kelner von Stadelhofen, der mit einer Elisabeth verheiratet war und den Zunamen «Kienast» noch nicht führte. Seine Aktivität fällt in die Zeit um 1200. Wie man dem Jahrzeitenbuch (Necrologium) der Propstei Grossmünster entnehmen kann, starb er an einem 3. Mai, und der Eintrag ist mit dem Hinweis verbunden, die Kosten für die Begehung des Jahrestags (der jährlichen Gedächtnismesse für das Seelenheil) seien durch gewisse Zinse oder Leistungen «de cellari ibidem vulgo der Meierhof» sichergestellt, also «durch den dortigen Kelnhof, im Volksmund der Meierhof genannt». Kelnhof und Meierhof zu Stadelhofen waren also wahrscheinlich ein und dasselbe Gehöft. Berchtold dürfte dort gewohnt haben, während Ritter Mülner, der Meier von Stadelhofen, mit Sicherheit nicht dort wohnte, da er in der Stadt über einen grossen Wohnturm bei der Rathausbrücke verfügte.

Berchtold hatte zwei Söhne (und möglicherweise auch Töchter), nämlich einen Berchtold und einen H., die 1223 und 1229 erwähnt werden. H. steht vermutlich für Hermann, wie aus dem Auftauchen dieses Namens in späteren Generationen vermutet werden kann; er war wahrscheinlich unverheiratet, vielleicht Priester, Berchtold heiratete eine Berchta (Berta), war ebenfalls Kelner zu Stadelhofen und führte bereits den Zunamen «Kienast». In einer Urkunde von 1223 steht er unter Rittern und anderen Vornehmen sogar noch direkt vor dem 1268 verstorbenen Dietrich von Zollikon. Dieser jüngere Berchtold hatte seinerseits zwei Söhne, Rudolf und Konrad. Während Rudolf wohl zu den Mülnerischen Vogtleuten gehörte und als angesehener Bauer in Zollikon lebte (er wird von 1256 bis 1268 urkundlich erwähnt), amtierte Konrad seit 1234 als Kelner zu Stadelhofen und wird noch bis 1273 erwähnt. Hier trennen sich also die Kienast in zwei Zweige, jene von Zollikon und jene von Stadelhofen. Über die Zolliker Kienast sind wir besser im Bild, da wir über die «Stammtafeln Alt-Zollikon» und «Das Alte Zollikon» verfügen. Der Riesbacher oder Stadelhofer Zweig war aber zunächst der bedeutendere und unterhielt auch weiterhin Kontakte zum ursprünglichen Herkunftsort Zollikon. Der Name wird ursprünglich als «dictus Kienast», also «genannt Kienast» angeführt, woraus klar hervorgeht, dass es zunächst ein Spitzname war, der sich erst allmählich zu einem eigentlichen Geschlechtsnamen gefestigt hat.

Um im Folgenden den Überblick nicht zu verlieren, sei versucht, die dürftigen urkundlichen Angaben näherungsweise in einem ersten Teil eines Stammbaums zusammenzufassen. Die Jahreszahlen geben die urkundlichen Erwähnungen an; unsichere Beziehungen sind gestrichelt eingezeichnet). Wenden wir uns also zunächst

⁷⁷ Franz X. Wöber, a.a.O., I. Teil, I. Band, Anmerkungen VIII.19 (Spalte 37), XX.119 (Sp. 305), XX.247 (Sp. 343); II. Band, Anmerkung XXII.49 (Sp. 41).

diesem Stadelhofer Zweig zu, den wir oben etwas detaillierter dargestellt haben. 1288 wird der Kelner Martin mit seinem Bruder H(ermann?) urkundlich eingeführt; dass dies ebenfalls Kienast waren, können wir nur vermuten. 1334 ist der Kelner jedenfalls wieder ein Berchtold (oder «Brecht») Kienast. Wie man sieht, tauchen immer wieder die gleichen in der Familie traditionellen Rufnamen auf. Die immer noch bestehende Beziehung dieses Zweigs der Kienast zu Zollikon zeigt sich etwa darin, dass Brecht Kienast einen Rebberg auf dem Rekolterbüel besass.⁷⁸



⁷⁸ Urkundenbuch Zürich, UB 4006d von 1325.

Der Stadtschreiber von Zürich

Konrad war einer der ersten Stadtschreiber von Zürich (erwähnt 1371) oder, wie ihn das Jahrzeitenbuch des Grossmünsters betitelt, als *«prothonotarius oppidi Thuricensis»*. Ein Johannes Kienast, bei dem es sich um einen Bruder des Konrad handeln dürfte, beansprucht der ein gewisses Interesse. Seine Bedeutung zeigt sich darin, dass er 1384 von Kaiser Wenzel die Kapelle auf dem Lindenhof als ewiges Reichslehen erhält.⁷⁹ Am 13. Oktober 1386 immatrikulierte sich *«Johannes Kienast de Turego»* an der Universität Wien.⁸⁰ Er hat vermutlich Theologie studiert hat, denn er tritt später als Kaplan auf. Das zeigt doch eine für die damalige Zeit kaum erwartete Weltoffenheit. Allerdings gab es damals noch nicht allzu viele Universitäten. Abgesehen von Paris, Oxford und mehreren italienischen Universitäten gab es nur damals erst drei Universitäten im deutschen Sprachraum, Prag (gegründet 1348), Wien (1365) und Heidelberg (1386). Johannes Kienast war nicht der einzige Zürcher an der Universität Wien. So finden wir 1389 einen Helias Knörr (*«canonicus abbacie sanctorum Felicis et Regule Thuricensis»*) und einen Rüdiger Ölhafen de Thurego. Dieser scheint mit den Kienast über Johannes' Onkel Konrad (1342-76 erwähnt) verwandt gewesen zu sein; er besass seit 1356 unter anderem Wiesland im Stadelhofen.

Johannes' vermutlicher Bruder Konrad Kienast ist von 1371-1407 als Schreiber der Stadt Zürich verbürgt. Von ihm finden wir, wie erwähnt, im Foyer zum Staatsarchiv Zürich auf der *«Taffel der Staats Schreiber Loblichen Standes Zürich, aufgerichtet 1678»* ein Wappen, das nicht ganz genau dem heutigen Wappen der Kienast entspricht. 1403 erscheint Konrad Kienast als Pfleger der Franziskaner in Zürich. Er war Stadtschreiber bis 1407 und dürfte kurz darauf, vermutlich am 16.11.1407, gestorben sein. Im ersten Band der Zürcher Stadtbücher ist unter dem 4. September 1391 vermerkt: *«... wart dis buoch angevangen under Chuonraden Kyenast dem schriber»*.

Konrads Vater Hermann und dessen Bruder Konrad wohnten im Stadelhofen. Mit einem Rudolf Herdiner zusammen verkauften sie 1349 dem Kloster Oetenbach vier Waldstücke; Rudolf Herdiner war wohl mit ihnen verwandt, vermutlich ein Vetter. Konrad erscheint in zahlreichen Urkunden,⁸¹ nicht nur in seiner Funktion als Stadtschreiber oder als Zeuge, sondern auch als handelnde Person. Konrad Kienast, wie auch seine Frau Margareth, scheinen sehr wohlhabend gewesen zu sein. Konrad legt 1372 ein Kapital von 200 Gulden, seine Frau 1376 ein Kapital von 300 Gulden bei der Stadt verzinslich an. 1378 erwirbt Konrad für 84 Gulden mehrere Güter in Bülach. 1379 verleihen ihm Bürgermeister und Rat von Zürich für 30 Gulden ein Reichslehen aufgrund eines Privilegs von König Wenzel, das der Stadt erlaubt, sämtliche Reichs-

⁷⁹ Staatsarchiv Zürich, Pergamenturkunde CI Nr. 43 vom 8.8.1384.

⁸⁰ Franz X. Wöber, I. Teil, I. Band, Anm. XX.247, Spalten 343 ff.

⁸¹ Zürcher Urbar, UR 755, 1850, 2055, 2196, 2423, 2616, 2663, 2814, 2952, 3305, 3433, 3591, 4072, 4151, 4216, 4221, 4222. – K. Kienast erscheint übrigens 16mal als Zeuge (1372–1383).

lehen im Umkreis von drei Meilen um die Stadt zu verleihen; der Käufer soll aber, sobald der König auf drei Meilen an die Stadt herankommt, ihm huldigen, schwören und das Lehen erneut aus dessen Hand empfangen. 1381 erwirbt er für 30 Gulden ein Fraumünsterlehen im Seefeld, 1389 für 110 Goldgulden einen Hof in Affoltern mit Häusern Hofstätten und allen zugehörigen Rechten und 1390 kauft er für 25 Gulden ein kleines Gut in Schlieren. Eine grosse Erwerbung macht er schliesslich noch 1399: Er kauft von der Fraumünsterabtei für 384 Gulden den Meierhof von Merenschwanden (Kanton Aargau).

Konrad Kienasts Wohlstand kommt auch dadurch zum Ausdruck, dass er 1401 eine Steuer von über 26 Pfund zu entrichten hat. Er war nicht nur Stadtschreiber, sondern gleichzeitig war er auch noch der Kelner von Stadelhofen, wie dies 1399 in einer Urkunde erwähnt wird. Sodann erfahren wir aus einem Revisionsbericht⁸² von 1407, dass er früher auch noch Pfleger (Verwalter) der Wasserkirche gewesen war. Seine Arbeit scheint er gut gemacht zu haben, denn es wird ihm bescheinigt, dass er *«got jn genommen und usgeben hät, also dz er herumb vor dien [diesen], die wir von unserm rat dar zuo schikten, recht und redlich gerechnor hät.»* Gemäss der Steuerliste wohnte er damals im *«hus ze dem Rad»*. Er scheint nur eine Tochter namens Fide gehabt zu haben; dieser so reiche und angesehene Zweig der Kienast führt also nicht mehr weiter.

Wenden wir uns nun seinen Vettern zu. Stadtschreiber Konrad Kienasts Onkel gleichen Namens scheint drei Söhne gehabt zu haben, Jakob (auch «Jegli»), Ulrich und Heinrich, die praktisch nur in den Steuerregistern der Jahre 1366 bis 1408 auftauchen; sie wohnten in der Stadt, in der Wacht «Auf Dorf» und am Rennweg. Nur Ulrich taucht noch zweimal in anderen Urkunden auf.⁸³ 1379 muss er eine Busse von ½ Mark zahlen, *«umb dz er dz vich ab der egerden treib, dz im es der vogt vor verboten hat»*; er hatte also offenbar entgegen dem Verbot des Vogtes Vieh auf die Brachfelder getrieben, wie wir den Rats- und Richtbüchern von Zürich entnehmen können. 1398 tauscht Ulrich Kienast ein Waldstück beim Wehrenbach gegen zwei Äcker des Klosters Oetenbach, die zwischen Oescher und Furtbach (Düggelbach) liegen; der fortwährende Kontakt der in Zürich lebenden Kienast zu Zollikon wird hier also nochmals dokumentiert. Ulrich dürfte kurz darauf gestorben sein, denn in der Steuerliste von 1401 wird nur *«Ueli Kienast hus»* aufgeführt und 1408 erscheinen als Steuerzahler eine *«Kienastin»* und *«Katerin, ir tochter»*. Diese zwei, wie auch Heinrich Kienast, zahlen 1408 hohe Steuern, dürften also einiges von ihrem reichen Onkel, Stadtschreiber Konrad Kienast, geerbt haben. Ulrich hatte keine männlichen Nachkommen und das gleiche müssen wir wir Heinrich vermuten, denn abgesehen von einer 1410 erwähnten *«Kienastin»*, die im *«hus ze dem Roten Ochsen»* am Neumarkt wohnte, brechen die Nachrichten über Stadtzürcher Kienast einstweilen ab. So muss

⁸² Zürcher Stadtbücher, Band I, 9.5.1407.

⁸³ Rats- und Richtbücher Zürich, 1379; Urbar UR 4004 von 1398.

insbesondere auffallen, dass im Mannschaftsrodel von 1443 aus dem Alten Zürichkrieg⁸⁴ nur drei Kienast aufgeführt sind, die aber alle aus Zollikon stammen. So wollen wir uns denn wieder den Zolliker Kienast zuwenden.

Der Zolliker Zweig der Kienast

Wir hatten gesehen, dass der vermutlich vor 1256 verstorbene Kelner Berchtold Kienast zwei Söhne hatte, den Kelner Konrad im Stadelhofen und den Bauern Rudolf in Zollikon, der in der Zeit von 1256 bis 1268 dreimal urkundlich erscheint. Das gleichzeitige Vorkommen von Angehörigen desselben Geschlechts als Leute in angesehener Stellung und solchen als Bauern mag befremdlich erscheinen, aber zu Unrecht. Im Mittelalter wurden Handel und Gewerbe ursprünglich nur von Hörigen betrieben, und ausser dem Wehrdienst wurde einzig der Landbau als eine des freien Mannes würdige Beschäftigung angesehen.⁸⁵ Zwischen 1268 und 1330 schweigen leider die Quellen. 1330 treten in Zollikon ein Rudolf und ein Jakob Kienast auf,⁸⁶ die sicher vom erwähnten Rudolf abstammen. Aufgrund des Altersabstandes ist allerdings zu vermuten, dass es sich dabei um Rudolfs Enkel handeln könnte, wobei der Name ihres Vaters kaum mehr zu ermitteln wäre. 1330 verkauft Rudolf Kienast dem Kloster Rüti einen Acker und zwei Wiesen am Furtbach (wohl in der Gegend zwischen Zumikerstrasse und Alter Landstrasse). Im gleichen Jahr schufen die Dorfleute von Zollikon eine Aufsichtsbehörde von zwölf Mann für ihre Wälder; aus diesen wurden später die zwölf Geschworenen, eine Art Gemeinderat. Einer dieser zwölf war Jakob Kienast. Dies zeigt sein hohes Ansehen im Dorf, denn auch die übrigen waren keinesfalls nur «einfache» Bauern.

1367, also 37 Jahre später, erscheinen nochmals ein Rudolf und ein Jakob Kienast von Zollikon,⁸⁷ die diesmal ausdrücklich als Brüder bezeichnet werden, doch ist aufgrund des Zeitabstandes nicht anzunehmen, dass es sich immer noch um die obigen zwei Kienast handelt. Dies umso weniger, als die zwei für einen Grundstücksverkauf von ihrem «*Vetter und Vogt Jakob Kienast*» begleitet werden. Die Bezeichnung Vetter braucht nicht wörtlich gemeint zu sein, es könnte sich wohl auch um einen Onkel gehandelt haben. Jedenfalls waren sie wohl noch recht jung, denn sonst hätten sie keinen Vogt (Vormund) gehabt. Die einfachste Erklärung ist die, dass ihr Vater nicht mehr lebte und Jakob ihr Onkel war. In diesem Fall muss ihr Vater der 1330 erwähnte Rudolf gewesen sein. Verkauft wurden sechs Kammern Reben, wovon vier zuunterst an der Goldenen Halde (also etwa beim heutigen Gugger) und zwei auf Hegi (wohl in

⁸⁴ Johannes Häne, *Militärisches aus dem Alten Zürichkrieg*, Zürich 1928, S. 159 f.

⁸⁵ Gustav Zollinger, a.a.O., S. 5 f.

⁸⁶ *Urkundenbücher Zürich UB 4259 und 3281*.

⁸⁷ *Urbar UR 1850 vom 21.10.1367*.

der Nähe der heutigen Hegibachstrasse in Hirslanden) lagen, an den Johanniter-Orden. Das Rebland in der Goldenen Halde stiess an ein Grundstück eines Johans Kienast, bei dem es sich sicher nicht um einen Bruder handelte, da dies sonst zweifellos erwähnt worden wäre. Zur Bestätigung des Verkaufs wurde das Siegel von «Konrad Kienast, unserm Oheim» erbeten. Bei ihm handelte es sich vermutlich um den von 1342-1376 bezeugten Konrad, also kaum um den späteren Stadtschreiber. «Oheim» darf natürlich nicht als Onkel ersten Grades verstanden werden, sondern wurde sicher viel allgemeiner verwendet.

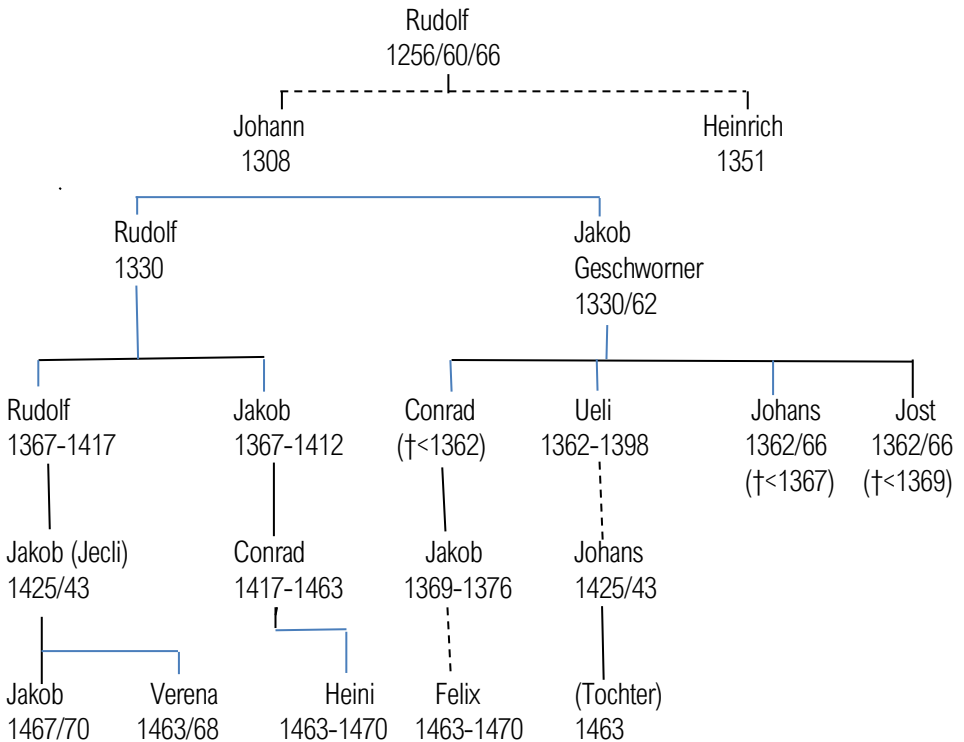
Wenn nicht gerade ein Rechtsgeschäft getätigt wird, sind in dieser Zeit die Steuererzeichnisse praktische die wichtigste Quelle, in der Personen aufgeführt werden, bis dann 1561 die Zolliker Pfarrbücher beginnen. Ausnahmsweise taucht einmal ein Kienast bei einem Grundstücksgeschäft auf, sei es als Beteiligter, sei es als Grundstücksnachbar. 1443 erscheinen drei Kienast im Zürcher Mannschaftsrodel für den Alten Zürichkrieg, und 1501 erscheinen zahlreiche Kienast als Teilnehmer an der «Glückshafen» genannten grossen staatlichen Lotterie. Diese spärlichen Angaben reichen nicht aus, um einigermaßen verlässliche Stammbäume aufzustellen. Anknüpfend an den ersten Teil des Stammbaums wollen wir nun doch versuchen, eine Zolliker Fortsetzung zu skizzieren (Jahreszahlen entsprechen urkundlichen Belegen).

Der erwähnte Conrad (1417–1463) ist 1434 als Geschworne bezeugt.⁸⁸ Es ist wohl kaum von Interesse, den obigen Stammbaum nochmals detailliert zu erörtern. Es soll aber an einem Beispiel gezeigt werden, wie detailliert Todesdaten und Verwandtschaftsverhältnisse aus den Steuerlisten erschlossen werden können. In der Liste von 1362 erscheinen vier steuerpflichtige Haushalte: 1. Johans; 2. Jost; 3. Jecli und Ueli; 4. «C. Kienasts wip und ir kint». Jecli und Ueli steuern gemeinsam, wohnen also im gleichen Haushalt. Aufgrund weiterer Indizien ergibt sich, dass es sich um Vater und Sohn, und nicht etwa um zwei Brüder handelt. C(onrad) ist 1362 bereits tot; es steuern seine Frau und ihr Kind. 1369 werden «Jecli Kynast und sin muoter» aufgeführt, woraus geschlossen werden kann, dieser Jecli (Jakob) sei Conrads Sohn gewesen.

Wir haben gesehen, dass der Stadelhofer Zweig der Kienast in der männlichen Linie teilweise ausgestorben ist. In den Steuerlisten erscheinen sie nur sehr spärlich, und am Alten Zürichkrieg nimmt kein Stadtzürcher Kienast teil. Die Zolliker Verwandtschaft dürfte wenigstens teilweise das Erbe angetreten haben, doch können wir dies nur ansatzweise verfolgen. So treffen wir 1463 in Zollikon auf eine Felix Kienast, der dann ab 1467 in Flüen (Riesbach) wohnhaft ist. Die Steuerbücher brechen 1470 ab. Weitere Angaben entnehmen wir erst wieder dem Glückshafenrodel von 1501, in dem wir auf zahlreiche Kienast in Zürich, Hottingen und Riesbach stossen, von denen wir wohl anzunehmen haben, sie seien teilweise aus Zollikon

⁸⁸ Gemeindeforschung Zollikon, Pergamenturkunde I.A.8 vom 12.5.1434.

zugewandert. Erwähnenswert ist Heinrich Kienast, der 1512 als Bürger und Ratsmitglied von Zürich sowie Vogt zu Küsnacht und Zollikon siegelte.⁸⁹



Eine Auflistung der an der Lotterie teilnehmenden Kienast bringt wenig, da wir sie leider weder nach hinten noch nach vorne mit einem Stammbaum verknüpfen können. Lediglich einer soll angeführt werden. Ein Cläwi (Niklaus) Kienast von Zürich nahm, wie so viele andere, mit seiner ganzen Familie an der Lotterie teil. Aber im Gegensatz etwa zu Rudolf Kienast, der für sich drei Lose kaufte sowie je eines für seine Mutter, seine Ehefrau und seine zwei Töchter, zeigte Cläwi mehr Humor. Er kaufte je ein Los für sich, seine Frau, seine zwei Söhne und seine Tochter und dann noch vier weitere für seine Haustiere: für seinen Hasen, für seinen «vogel, der häher», für seinen «hund genant Fürst» und für sein «ross genant der Rott Münch». Es dürfte wohl einmalig sei, dass wir noch nach 500 Jahren wissen, wie ein Hund und ein Pferd geheissen haben!

⁸⁹ Gemeindefarchiv Zollikon, Pergamenturkunde I.A.10 vom 11.11.1512.

Wir wollen uns noch kurz der Frage zuwenden, wo die Kienast in Zollikon ursprünglich begütert gewesen sind. Da aus der alten Zeit keine Güterverzeichnisse vorliegen, können wir das Problem nur indirekt angehen. Gelegentlich haben die Kienast ein Grundstück verkauft oder eines ihrer Grundstücke wird bei einer sie nicht betreffenden Handänderung als Nachbargrundstück erwähnt. Aufgeführt werden Rebberge am Rekolterbüel (1325), in der Goldhalde und im Hägni (1367), Land in den Zwischenwegen (1390), in der Höhe (1399), in der grossen Pfaffenmatt zwischen Oberdorf und Chirchhof (1406), in der Kienasten-Rüti ((1408) und am Blattweg/Goldhalden (1461). Das zeigt, dass die Kienast ursprünglich vor allem küsnachterseits des Dorfes begütert waren. In den folgenden 200 Jahren erscheinen dann auch Häuser im Chirchhof, Chleidorf, Gstad, Hinterdorf und Hinterzünen.

Die Zolliker Kienast im 16. Jahrhundert

Ein Cläwi Kienast diente 1491 als Reisläufer für den französischen König. Es dürfte sich dabei um den oben erwähnten Lotterie-Teilnehmer handeln, der mindestens bis 1513 in der Stadt der Wirt zum «Goldenen Sternen» war. Ein Felix Kienast aus Zollikon kämpfte 1501 in der Lombardei, 1512 in Pavia und 1515, zusammen mit Claus (Cläwi?) und Friedli Kienast, in Marignano. Dieser Felix scheint ein unruhiger Geist gewesen zu sein. Er und Heinrich Hottinger gehörten zu den hartnäckigsten Anhängern der Wiedertäuferbewegung.⁹⁰ Auch ein Jakob Kienast gehörte zu den Täufern; er war schon 1523 mit dabei, als der Zolliker Palmesel zu nächtlicher Stunde im See versenkt wurde. Felix Kienast und sein Sohn Hans wurden im Januar 1525 vom ungestümen Täuferführer Georg Blaurock getauft und in ihrem Haus (Hinterzünen, Rütistrasse 43) fanden Täuferversammlungen statt, wie ihr Nachbar Cläwy Kienast (selbst kein Täufer, vermutlich der erwähnte Wirt) bezeugte, wofür die im Augustiner-Gefängnis eingekerkert wurden. Insgesamt waren 25 Zolliker Täufer verhaftet worden, darunter auch Felix und Hans Kienast, aber noch im Gefängnis erklärte Felix, *«er könne es nüt zuesagen vor solchem predgen ze stan; dann er nit wüsse, was Gott durch in würken wölle»*. Aber er, der sich standhaft geweigert hatte, zu Pfarrer Breitinger in die Kirche zu gehen, verlor mit diesem zusammen und 13 weiteren Zollikern im Zweiten Kappeler Krieg 1531 sein Leben.⁹¹

Wir wollen nun versuchen, von diesem Kienast den Anschluss an die im Jahre 1561 einsetzenden Aufzeichnungen in den Pfarrbüchern zu finden. Die Annahme, es habe sich im frühen 16. Jahrhundert in Zollikon nur gerade zwei oder drei Familie Kienast gegeben, scheint sich zu bestätigen. Der Wirt *Cläwi Kienast* hat sich offenbar

⁹⁰ Fritz Blanke, *Brüder in Christo*, Zwingli-Verlag Zürich 1955, S. 32, 50, 77 und 80; Nüesch/Bruppacher, a.a.O., S. 52, 76 f.

⁹¹ Arnold Snyder, *Zollikon Anabaptism and the Sword*, *The Mennonite Quarterly Review*, 4/1995.

wieder in Zollikon niedergelassen. 1501 hatten er und seine Frau Anna drei Kinder: Hans, Heinrich und Agnes. Einer der Söhne hatte wiederum Kinder: Claus († 1582), Valentin († 1584) und Anneli. Nachher scheint die Familie im Mannesstamm ausgestorben zu sein.

Die zweite Familie dürfte jene des schon erwähnten, 1531 verstorbenen *Felix Kienast* gewesen sein. Von seinen Kindern kennen wir nur seinen Sohn Hans mit Sicherheit, doch dürfte dieser noch einen Bruder namens Mathis gehabt haben, denn ein solcher taucht 1545 in einer Urkunde auf.⁹² Diese zwei Brüder scheinen zusammen sechs Söhne und drei Töchter gehabt zu haben, die das Erwachsenenalter erreichten. Dies ist aber nicht mehr als eine Vermutung, da die Geburtsdaten fehlen und wir nur über die Heiratsdaten dieser Kinder verfügen und zudem noch wissen, wann sie als Taufpaten fungiert haben. Fünf dieser Söhne hatten wiederum Familien mit zusammen 23 Kindern, wovon 14 Knaben, die in den Jahren 1562 bis 1587 zur Welt gekommen und im Taufbuch verzeichnet sind. Somit könnte man annehmen, die Kienast hätten sich jetzt stürmisch vermehrt. Dass dies nicht eintrat, dafür sorgte nicht nur die in dieser Zeit noch sehr hohe Kindersterblichkeit, sondern auch die im Februar 1582 hereinbrechende Pestepidemie, der wohl viele von ihnen zum Opfer gefallen sind. Angaben darüber sind leider nur unvollständig überliefert,⁹³ doch wissen wir, dass mindestens die damals etwa 35 bis 50 Jahre alten Familienväter Claus, Rudolf und Hans der Pest erlegen sind.

Im Zolliker Urbar⁹⁴ von 1557 sind vier Kienast mit Grundbuchsschulden erwähnt. Zunächst sind dies *Hans Kienast* und seine Brüder, die am Wonneberg, also gerade stadtwärts der Gemeindegrenze, wohnten, aber offenbar noch als zu Zollikon gehörig betrachtet wurden. Dann kommt *Claus Kienast*, Sigrist vom Chirchhof, der dort einen Baumgarten besitzt, sowie Reben im Oescher. Der dritte ist *Jakob* («Jagli») Kienast mit Reben «*im alten Donner*». Der vierte ist *Rudolf Kienast* im Oberdorf, mit Reben «*im roten Fluch*» und anderen Reben, die unten an die Alte Landstrasse und zu zwei Seiten des (verstorbenen?) Felix Kienast stossen. Allen vier Kienast begegnen wir im Folgenden wieder, wobei die Identifizierung aber nicht ganz eindeutig ist.

Von den Familien der sechs Söhne des Hans Kienast scheinen sich nur gerade zwei über die Pestzeit hinweg gerettet zu haben. Es waren die Familie des im April 1582 an der Pest gestorbenen *Rudolf Kienast* und der Barbara Morf, die 1561 geheiratet hatten, sowie die Familie des *Hans Jakob Kienast*. Die Nachkommenschaft des Rudolf Kienast ist in den «Stammtafeln des Bürgerverbands Alt-Zollikon» weitgehend dokumentiert.⁹⁵ Eine Lücke besteht allerdings gleich zu Beginn der Stammtafeln: Rudolf Kienast hatte zwei Söhne, Jos und Hans; aufgeführt werden aber nur die Nachkommen des Jos, da vermutlich nur diese im Mannesstamm bis in die Gegenwart reichen.

⁹² Gemeindearchiv Zollikon, Pergamenturkunde I.A.20 vom 23.6.1546.

⁹³ Nüesch/Bruppacher, a.a.O., S. 100 f.

⁹⁴ Im Gemeindearchiv Zollikon, in Buchform.

⁹⁵ Wilhelm Heinrich Ruoff, Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon, 1958, S. 43 ff.

Während Jos 1611 an der Pest starb, lebte der jüngere Hans noch 1643 als 70-jähriger Witwer zusammen mit der Familie seines Sohnes Niklaus und seinen fünf Kindern im Chleidorf; Niklaus ist später aus Zollikon weggezogen.

Ebenfalls nicht in den Stammtafeln enthalten ist die Familie des erwähnten Hans Jakob Kienast, der 1577 eine Margaretha Hartmeier geheiratet hatte. Sie hatten von 1577 bis 1587 vier Söhne und zwei Töchter. Die Söhne Hans und Niklaus hatten je einen Sohn und eine Tochter, während der älteste Sohn Hans Heinrich, der 1599 eine Margret Diggelmann heiratete, acht Kinder hatte, davon sechs Söhne. Diese sind später nicht mehr in Zollikon nachgewiesen. Mindestens einer von ihnen, der 1603 geborene Heinrich, ist nach Riesbach gezogen, wo 1671, gemäss dem dann erstellten Bevölkerungsverzeichnis, sechs Kienast-Haushaltungen mit etwa 40 Personen bestanden. Viele der heutigen Kienast dürften von diesen Riesbächlern abstammen. Diese stammten wohl zum Teil von den alten Stadelhofer Kienast ab, teilweise auch von später aus Zollikon zugewanderten Familien.

Die Zolliker Kienast im 17. bis 19. Jahrhundert

Abschliessend wenden wir uns noch den in den Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon gut dokumentierten Kienast zu, ohne aber diese Stammtafeln im Detail zu kommentieren. Wir begnügen uns vielmehr mit einer allgemeinen Charakterisierung der in dieser Zeit in Zollikon lebenden Kienast.⁹⁶ Beginnen wir also mit dem oben erwähnten Rudolf und seinem Sohn Jos, dessen Nachkommen in Zollikon geblieben sind. Jos hatte drei Söhne, von denen aber zwei, Marx und Felix, bei der Pestepidemie von 1611 gestorben sind. Der überlebende *Rudolf Kienast* war Leutnant, Geschworener und Säckelmeister (Finanzvorstand) und lebte im Oberdorf. Er hatte einen grossen Landwirtschaftsbetrieb und beschäftigte neben seinem Sohn noch zwei Knechte. Von seinen 14 Kindern starb die Hälfte schon im Kindesalter. Die drei Söhne Felix (1619–1690), Hans Heinrich (1626–1708) und Jos (*1633) begründeten Familienzweige mit einer zahlreichen Nachkommenschaft. Die bedeutendste Linie war die des Felix, die Landwirte in der Hinter Zünen waren. Von diesen stammten die meisten Beamten, unter anderen auch der letzte Untervogt von Zollikon. Dieser Zweig ist aber 1920 in der männlichen Linie ausgestorben.

Rudolfs zweiter Sohn, *Hans Heinrich*, war Landschreiber und Geschworener und hatte 15 Kinder, von denen aber nur zwei Söhne, Johann und Hans Konrad, über mehr als eine Generation Nachkommen hinterliessen. Leider lässt sich von beiden nicht viel Positives berichten. Johann Kienast (1652–1737) war seit 1684 Müller im Chleidorf. Von seinen zwölf Kindern starben neun schon im Kleinkindalter. Im März 1693 verliess er seine Familie wegen «*Regeli Epprecht, so mit Schatzgraben um-*

⁹⁶ Aufzeichnungen der Julie Berchtold-Bleuler (1851–1925).

gehert» und kam erst nach Neujahr wieder heim. 1701 kam er wegen Lachsnelei (Zauberei) ins Gefängnis (vergleiche das folgende Kapitel).

Der Aberglaube scheint auch bei einigen seiner Nachkommen noch eine Rolle gespielt zu haben. Einer soll ein lebendes Rind vor der Stalltüre vergraben haben, um damit «dem Bösen» den Eintritt in den Stall zu verwehren. Ein anderer suchte 1820 im Wald einen Schatz zu heben, und man sah ihn bisweilen bei anbrechender Nacht mit einem schwarzen Ziegenbock nach dem Walde gehen. Der Bruder dieses abergläubischen Müllers, *Hans Konrad* (1659–1743), war Alkoholiker, hatte oft Schlaghändel und kam wegen Beschimpfung seines Vaters ins Gefängnis. Von seinem Sohn berichtet das Pfarrprotokoll 1695: «*Jakob Kienast, Hans Konrads Sohn, läuft fort, weiss niemand wohin, 11jährig, vom Vater sehr streng gehalten*». Er wurde später Lehenmann im Gugger und Feldschreiber. Die Nachkommen waren kleine Landwirte und Schiffsleute. Während der Hungersnot von 1771 sind drei nach Pommern ausgewandert. Dieser Zweig der Kienast hat noch bis heute Nachkommen.

Rudolfs dritter Sohn, der 1633 geborene *Jos Kienast*, hat ebenfalls noch bis heute Nachkommen. In diesem Zweig finden wir später über drei Generationen hinweg Sigristen, aber was diesen Kienast mehr im Blut lag, war der Kriegsdienst. Schon der erste der Sigristen, der 1711 geborene Hans Heinrich, hatte sich fortgemacht und seine Familie im Stich gelassen. Später wurden seine Güter durch die Obrigkeit verkauft; er selbst soll in sardinischen Diensten gestorben sein. Drei seiner Söhne gingen in holländische Kriegsdienste, der vierte Sohn wurde wie sein Vater Sigrist in Zollikon und lebte in ärmlichen Verhältnissen. Von seinen vier Söhnen wurde wiederum einer Sigrist, ein anderer brachte es sogar zum Gemeinderat, Schulpfleger und Wachtmeister. In der folgenden Generation finden wir ein Spektrum, das vom Sonderling und Bettler bis zum beliebten und geachteten Notar und Friedensrichter reicht. Es will fast scheinen, als hätten Licht und Schatten bei diesem Zweig der Kienast eng nebeneinander bestanden.

Vom Besitz der alten Kienast zeugt immer noch die Kienastewies im unteren Öt-lisberg in Witikon, unweit der Zolliker Grenze, der in die Trichtenhausenstrasse einmündende Kienastewies-Weg und die Endstation «Kienastewies» des Trolleybusses. Heute sind über 160 Kienast in den Schweizer Telefonbüchern verzeichnet, von denen aber nur drei Dutzend in Zürich und Zollikon wohnen. Schon früh scheinen Kienast nach Kilchberg, Waltalingen und anderen Orten gezogen zu sein. Von anderen wissen wir, dass sie nach Deutschland⁹⁷, Holland und Amerika ausgewandert sind. Allen diesen Abhängigkeiten genauer nachzugehen, würde den Rahmen dieser Ausführungen sprengen. Darum haben wir uns denn hier auf die bisher noch weitgehend unbekannteste älteste Zeit konzentriert und die Zolliker Kienast der letzten Jahrhunderte nur noch kurz gestreift.

⁹⁷ So gibt es z.B. in Freiburg i.Br. ein vor 1460 erbautes «Haus zum Kienast» mit dem alten Kienast-Wappen mit nur einer Flamme. Vgl. dtv-Atlas Namenkunde, München 1988, S. 104.

Ehebrief

zwischen Marx Kienast u Jgfr. Anna Bleuler,
beÿde zu Zollikon.

Leind und zu wissen segen, wann no zu wissen nöthig; das ich Marx
Kienast, die Anklist meiner Eltern, Umstände und Neigung, zum besten
geordnet bin, auf eine gütliche Befestigung meines Lebens; da mit mir, d
mit derer alle Beschlüsse der Lebens zu theilen, und im innigsten Aemern
der eelichen Lebens wie Euer zu segen vermischt; so habe ich in der Euer Beantwort
dieser Aemern für mein Jang und Leben gefunden.

Die gabe ist, einwillige, ungetrübte eeliche Liebe und Treu, und
gibt zu einem besondern vor unerschütterlicher Bestimmung von meiner Jang und
Jang; so sind diese willige und freundliche Bestimmung, wie wie unser eeliche Beleb
der Best, stilllich und segenlich beständigen lassen können. -

Der gabe ist Anna Bleuler, während einem Bestimmung eeliche
Gut und Treu, und einem gütlichen Bestimmung mich als die Euer be
ständig zu leben und Treu zu vertragen; verfahren sind ich mit derer Bestimmung
einer gütlichen Bestimmung, mein innige Neigung zu Dir, meine Treu und
willige Bestimmung an deinem Beschlüsse, mein Aemern und Treu, mit Dir in
eeliche Liebe Treu zu leben, und verfahren den Zeitpunkt wo wie sind die
eeliche Bestimmung zum innigsten Aemern bewusstlich und vermischt werden, d
gibt Dir eben so fest und gütlich diese willige Bestimmung als was eine Euer
Leubt meiner Jang.

In Aemern dessen haben wir beide Euer Beleb Jang gleichsam
die Euer Bestimmung, eigenständig untereinander d einander unter gegen
seitige Bestimmung; göttlichen Bestimmung d begin zu sein gestellt.

So gegeben den 20ten Augustmonat
1825.

Ehebrief zwischen Marx Kienast u. Jgfr. Anna Bleuler, beide zu Zollikon (20. 8. 1825)

Johann Kienast und die Zauberwurzeln

Wie wird man am schnellsten reich? Heute vielleicht an der Börse, wenn man Glück oder den nötigen Riecher für gute Aktien hat. Oder indem man bei der Lotterie das grosse Los zieht. Aber wie war das früher, als es weder Börse noch Lotterie gab? Man konnte vielleicht nach einem Schatz graben, aber man musste wissen wo und wie. Denn Schätze wurden oft von Geistern oder Zwergen bewacht. Da war es meist unerlässlich, sich mit diesen geheimen Mächten zu verbünden. Aber ganz ungefährlich war das nicht.

Johannes Kienast von «Hinder Zünen»

Die Zolliker Sagen wissen von einem Wachtmeister Kienast in den Hinterzünen zu berichten, der um 1820 auf dem Feufbüel nach einem Schatz gegraben haben soll, aber es heisst, er sei dabei von einem Zwerg, der den Schatz bewachte, betrogen worden.⁹⁸ Wer war dieser Kienast? Das ist nicht schwer festzustellen, weil wir für die alten Zolliker Geschlechter über detaillierte Stammtafeln verfügen.⁹⁹ Es handelt sich hier um Johannes Kienast (1752–1832), der im Oberdorf «hinter den Zünen» wohnte. Der Flurname erinnert daran, dass im Rahmen der Dreifelderwirtschaft die Saatfelder (Esch oder Ösch, vgl. Schulhaus Oescher) wegen des Weideviehs eingezäunt werden mussten. Aus der von Johannes 1780 geschlossenen Ehe mit Elisabeth Leemann (1756–1826) gingen sechs Kinder hervor, von denen die Hälfte schon im Säuglingsalter starb.

Er selbst war eines von zwölf Kindern, von denen fünf als Säuglinge starben, und zwei weiteren, die ledig blieben, waren schwerhörig waren. Die übrigen drei Brüder und zwei Schwestern heiratete und hatten Kinder. Johannes Kienast scheint der am wenigsten erfolgreiche der drei Brüder gewesen zu sein. Sein älterer Bruder, Hans Jakob, war Leutnant, Geschworne, Untervogt, Zunftrichter und Gemeindeammann. Der jüngere Bruder, Hans Felix, war Schützenmeister, Kirchenpfleger und Gemeinderat und hatte die zwei schwerhörigen Brüder bei sich zu Hause. Johannes Kienast hatte in der Gemeinde nie eine Funktion innegehabt, doch hatte er es im Militär immerhin zum Wachtmeister gebracht. Alle

⁹⁸ Adrian Michael: *Sagenhaftes Zollikon*, Zollikon 2017, S. 77; Urs Bräm: Der Schatzgräber, in: *Zolliker Jahrbuch* 2012, S. 102–104; Albert Heer/Ernst Schlatter: *Unser Zollikon*, Zollikon 1956, S. 152 f.

⁹⁹ Wilhelm H. Ruoff: *Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon*, Zollikon 1958, S. 45.

drei wohnten im Haus «Hinder Zünen» oder waren dort wenigstens aufgewachsen. Vielleicht litt Johannes am Vergleich mit seinen erfolgreicherer Brüdern und versuchte, dies durch Auffinden eines Schatzes wettzumachen.

Mit diesen Hinweisen soll gezeigt werden, dass gewisse Sagen durchaus einen realen Hintergrund haben konnten. Dass Johannes Kienast tatsächlich nach einem Schatz gegraben hat, ist damit noch nicht gesagt, aber er war sicher keine Fantasiegestalt, sondern ein Zolliker Bauer, von dem man über Schatzgräberei berichtet oder dem man solche Tätigkeiten nachsagte oder unterstellte. Im Folgenden geht es aber um einen früheren Namensvetter aus dem Chleidorf, dessen zweifelhafte Aktivitäten aktenkundig sind.

Müller Johann Kienast 1693 und 1701

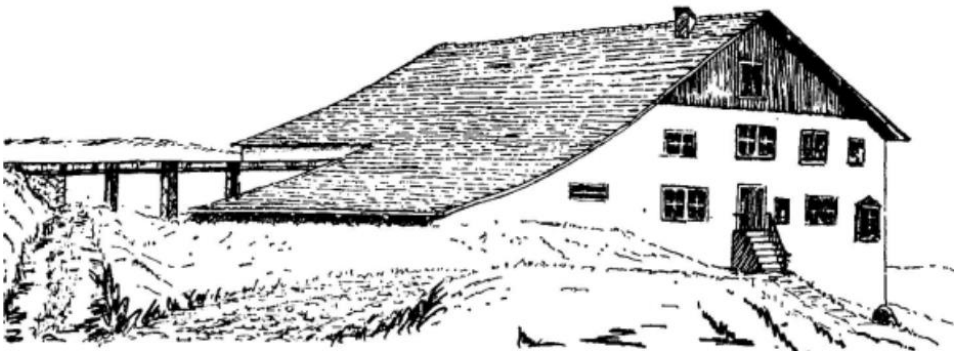
Im Folgenden wird es um den Müller Johann Kienast (1652–1737) gehen.¹⁰⁰ Er wuchs im Oberdorf auf, und übernahm 1684, nach dem Tod des Müllers Jakob Thomann, die Mühle im Chleidorf. 1718, nach dem Tod seiner Frau Maria Brunner (von Künsnacht, Heirat 1677) übergab er sie an Johannes Bleuler und zog für die letzten zwanzig Jahre seines Lebens ins Gstad. Das Ehepaar hatte zwölf Kinder, von denen neun noch im Kindesalter starben; zwei Söhne und eine Tochter heirateten. Die verheirateten Söhne zogen 1718 mit den Eltern ins Gstad. Dieser Johann Kienast war kein Vorfahre des oben beschriebenen Johannes Kienast aus «Hinder Zünen»; er war ein Cousin des Urgrossvaters des erwähnten Johannes, eines Heinrich Kienast (1652–1688), der als Bauer im Oberdorf «hinter den Zünen» sesshaft gewesen war. Johann war also gleich alt wie sein Cousin Heinrich (Jahrgang 1652), lebte aber 49 Jahre länger.

Im März 1693, als 41-Jähriger, geriet Müller Kienast auf die schiefe Bahn. Er verliess seine Familie mit den vier Kindern wegen «*Regeli Epprecht, so mit Schatzgraben umgehet*» und kam erst nach Neujahr wieder heim, wohl gerade rechtzeitig, um das inzwischen auf die Welt gekommene Töchterlein Anna Maria kennen zu lernen. Dieses überlebte die Kinderjahre und heiratete später einen Bäcker aus Winterthur; die frühe Abwesenheit des abergläubigen Vaters scheint also nicht geschadet zu haben.

Wir erfahren dann einige Jahre lang nichts mehr von Müller Kienast. Zweifellos fuhr er mit seinen Zauberaktivitäten fort. Jedenfalls wurde er Anfang 1701 verhaftet und in Zürich im Wellenberg, dem Gefängnisturm in der Limmat, eingesperrt und am 5. Februar 1701 verhört. Er hatte offenbar einen Streit mit einem Leutnant Himmler (wahrscheinlich Jakob Himmler, 1649–1704), den er

¹⁰⁰ StAZH, A 27.164 Kundschaften und Nachgänge betr. Hexen, Lachsner und dgl., 1685–1754. Die Unterlagen umfassen 47 handschriftliche Seiten, die naturgemäss recht schwer zu lesen sind.

eines Diebstahls verdächtigte. Aufgrund eines Zettels mit Zaubersprüchen, den er vor vielen Jahren aus einem Büchlein genommen hatte, wollte er den Dieb «gefroren machen», sodass er sich nicht mehr bewegen könne. Er hatte dafür einen Nagel in die Hauswand geschlagen und dazu gesagt: *«Demjenigen Dieb, der mein Heu gestohlen hat, schlage ich den Nagel in des Bösen [des Teufels] Namen ein; Gott behüte uns»*. Und *«wenn sich Leutnant Himmler Gott befohlen hätte, so hätte der Teufel, Gott behüte uns, keine Gewalt über ihn gehabt»*. Über eine allfällige Wirkung des Zaubers wissen wir nichts.



Die alte Mühle im Chleidorf

Anstoss erregte auch Kienasts Umgang mit einem Caspar Senn aus Lieli (im Gerichtsprotokoll steht *«Rieli»*) im Luzerner Gebiet. Dieser sei zwei oder drei Mal bei ihm gewesen wegen einer *«Springwurz»* (Bezeichnung für eine Alraune). Er sei mit ihm und einem aus Hitzkirch (am Baldegger-See) nach Luzern gegangen und habe sich beim Leutpriester gemeldet. Dieser machte ihnen Hoffnungen, eine Springwurz besorgen zu können; mit dem Epprecht habe er nichts zu tun gehabt. War dies ein Verwandter von Regeli Epprecht? Ging es schon 1693 um eine Springwurz?

Am 13. Februar 1701 wurde Kienast nach Zollikon geführt, wo der Pfarrer vor versammelter Gemeinde über ihn predigen sollte und er einen Herdkuss vollziehen sollte. Das war eine Ehrenstrafe für Fluchen, Schwören und Gotteslästerung, bei der der Sünder die Erde zu küssen hatte. Er entwich jedoch dem Stadtknecht auf dem Weg, weil er diese Schande vermeiden wollte, stellte sich dann aber wieder den Behörden, worauf das Verfahren weiterging.

Einen Monat später, am 5. März 1701, wurde Meister Jakob Busslinger, der Sattler zu Hitzkirch am Baldegger See, in den Freien Ämtern, über seinen Verkehr mit Johannes Kienast befragt worden. Er berichtete, vor etwa drei Jahren (also 1698) sei der Müller Kienast nach Hitzkirch gekommen und habe von einem

Schatz in Hessen berichtet, der einem Michel Epper (vielleicht wiederum Epprecht?) von einem Geist geoffenbart worden sei. Den Schatz könne man nur mit einer gewissen Wurzel öffnen, womit der Geist von seinen Leiden erlöst werden könne. Diese Wurzel komme aber ausschliesslich in der Schweiz vor. Von einem Grafen aus Hessen sei ein Mann zu ihm geschickt worden, um in Erfahrung zu bringen, wo diese Wurzel erhältlich sei. Es gehe auch um einiges an Geld.

Buslinger erfuhr, eine solche Wurzel sei bei einem Färber in Luzern zu finden. Dieser wollte sie ihm aber nicht geben. So ging er zum Leutpriester von Luzern und bat ihn, kraft seines Amtes den Färber dazu zu bringen, die Wurzel herzugeben, was aber nichts nützte. So habe er das den Gerichtsschreiber und Barbier von Hitzkirch, der viel über Kräuter und Wurzeln wisse, gebeten, dieser Sache fleissig nachzugehen. So hätten sie sich an verschiedene Kräutergräber gewandt, aber bisher erfolglos. Er hoffe aber, im Frühling etwas zu erhalten. Er habe dann durch den Gerichtsschreiber Johann Kienast informieren lassen, da er selbst nicht schreiben könne. Ihnen beiden sei es nur um ein gutes Trinkgeld gegangen, wie ihnen das Kienast versprochen habe.

Ob die Obrigkeit dann Kienast nach Hause entliess und ob er den Herdkuss nachholen musste, wissen wir nicht. Immerhin wurde ihm gegen Weihnachten 1701 der Degen, der ihm abgenommen worden war, wieder zugestellt, womit seine Ehre wiederum einigermaßen hergestellt war. Gebessert hatte er sich aber nicht, wie wir noch erfahren werden. Aber um was für eine Wurzel ging es denn eigentlich?

Die Alraune

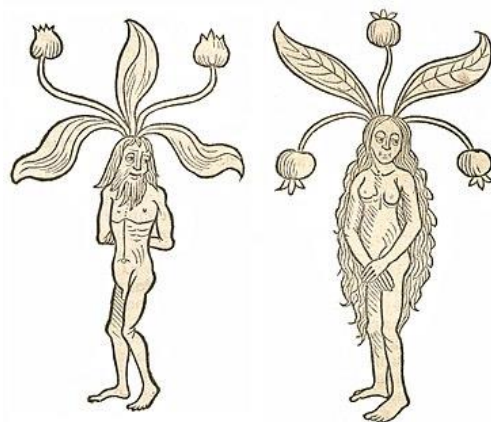
Springwurz war eine der zahlreichen Bezeichnungen für die Alraune (*Mandragora officinarum*). Die Alraune ist ein Nachtschattengewächs. Es ist eine giftige Heil- und Medizinalpflanze, die seit der Antike als Zaubermittel gilt, vor allem wegen ihrer Wurzelform, die einer menschlichen Gestalt ähneln kann. Das zeigt sich auch im Namen, der sich aus «alb» und «raunen» zusammensetzt. Ein Alb ist ein Kobold oder Geist, wie er im Albtraum erscheinen kann, und raunen heisst heimlich flüstern. Die Pflanze war vermutlich schon im Alten Testament, in Ägypten, dem alten Griechenland und dem Römischen Reich bekannt, und wurde bereits von antiken Autoren beschrieben.

Im 12. Jahrhundert widmete Hildegard von Bingen der Alraune ein ganzes Kapitel. Sie glaubte, der Teufel wohne in der Pflanze, doch könne diese durch langes Einlegen in Quellwasser gereinigt und für Heilzwecke verwendet werden. Auch Albertus Magnus und andere mittelalterliche Autoren haben die Pflanze beschrieben. Albrecht von Haller beschrieb die Alraune 1755 in seinem medizinischen Lexikon: «*Es ist das ganze Gewächs hauptsächlich wegen der Wurzel*

bekannt, von welcher man mehr abergläubisches sagt, und schreibet, als sie wahrhaftig gutes an sich hat». Die Alraune ist sehr giftig und wird heute, falls überhaupt, nur noch in homöopathischen Dosen angewendet und soll schlaffördernd und schmerzstillend sein.



Die früh blühende *Mandragora officinalis* gilt als männliche, die im Herbst blühende *Mandragora autumnalis* als weibliche Pflanze, doch sind sich diese zwei Arten sehr ähnlich. Als Amulett am Körper getragen, soll die Alraune als Liebesmittel wirken und ausserdem vor Krankheiten schützen. Für den magischen Gebrauch der Pflanze musste in jedem Fall ein Bündnis mit dem Teufel eingegangen werden. Dies war wohl der Hauptgrund, weshalb der Besitz und Handel mit Alraunen früher von der Obrigkeit so scharf verurteilt wurde. Was Kienast wohl besonders wichtig erschien, war der Glaube, dass sich Geld verdoppelt, wenn man eine Alraune dazulegt.



Grösste Vorsicht war allerdings beim Auffinden einer Alraune erforderlich. Zunächst musste man mit einem Eisen einen Kreis um sie ziehen, damit sie nicht entfliehen konnte. Dann galt es, um die Pflanze herum einen Graben auszuheben, ohne sie zu berühren, und die Erde um die Pflanze mit einem Elfenbeinstab zu entfernen. Sodann musste man sie mit einem Bindfaden fesseln und den Faden einem schwarzen Hund um den Hals binden. Dieser musste die Alraune ausreissen, was für den Hund wegen der Macht der Pflanze nicht ungefährlich war. Die wirkmächtige Pflanze selbst auszureissen, wäre grobfahrlässig gewesen. In Goethes Faust sagt Mephistopheles: *«Da stehen sie umher und staunen, vertrauen nicht dem hohen Fund; der eine faselt von Alraunen, der andre von dem schwarzen Hund»*.¹⁰¹

Müller Johann Kienast 1709

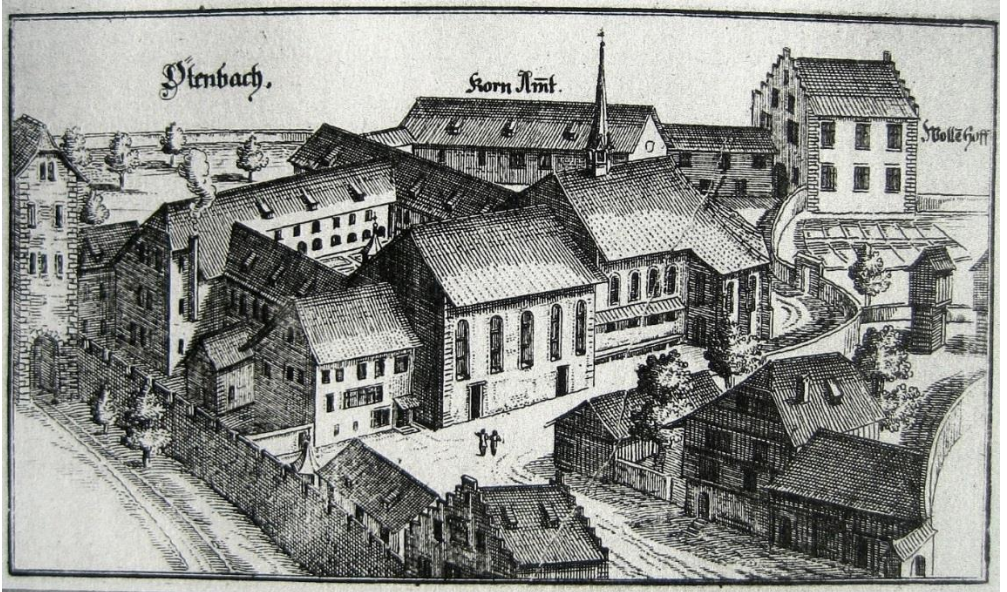
Johann Kienast wurde wegen des versuchten Handels mit einer Alraune im Oetenbach gefangen gehalten. Wegen der grimmigen Kälte arbeitete er dort am Durchbrechen der Mauer, was ihm nach drei Tagen gelang. Am später Nachmittag machte er sich unter Beobachtung aller Gefangenen davon (vermutlich im April 1708). Zuerst ging er nach Hause, dann zog er im Berner, Luzerner und Zuger Gebiet umher. Schliesslich kehrte er wieder heim.

Am 11. April 1709 ging Johann Kienast nach dem Schneiden der Reben nach Hause ins Chleidorf, entschloss sich dann aber, gleichentags beim Rudeli Hubmann im Kaltenstein (Unterhueb) Schaub (Strohgarben) zu kaufen und anschliessend vom Zimmermann Suter in Hinteregg noch eine kleine Schuld einzufordern. Auf dem Weg zwischen Kaltenstein und Hinteregg traf er zwei ihm unbekannte Männer an, einen David Foster aus dem Balgrist und einen Krämer aus dem Bündnerland, der mit Wetzsteinen handelte. Dieser erzählte ihm, die Leute in Hinteregg, die mit Baumwolle handelten, hätte ein elendes Leben, aber einer von ihnen, der junge Rudolf Weber, habe eine Alraune, den er gerne verkaufen würde.

In Hinteregg erfuhr er, Suter sei nicht zu Hause, sondern arbeite in der Lieburg-Mühle. So wartete er und rauchte mit dem Schlosser Heinrich Schoch eine Pfeife Tabak. Dabei erfuhr er, Rudolf Weber habe die Alraune von einem Mann aus Holland gekauft, weil er hoffte, damit reich zu werden, aber seine Angehörigen hätten Angst, etwas damit zu tun zu haben. So machte sich Kienast auf die Suche nach Rudolf Weber, den er in seinen Gütern antraf. Er bekundete sein Interesse an einer Alraune, es *«müste aber ein mänlein und kein weiblein sein»*. Kienast versprach, dafür 100 Taler zu zahlen. Zum Beweis seiner Aufrichtigkeit

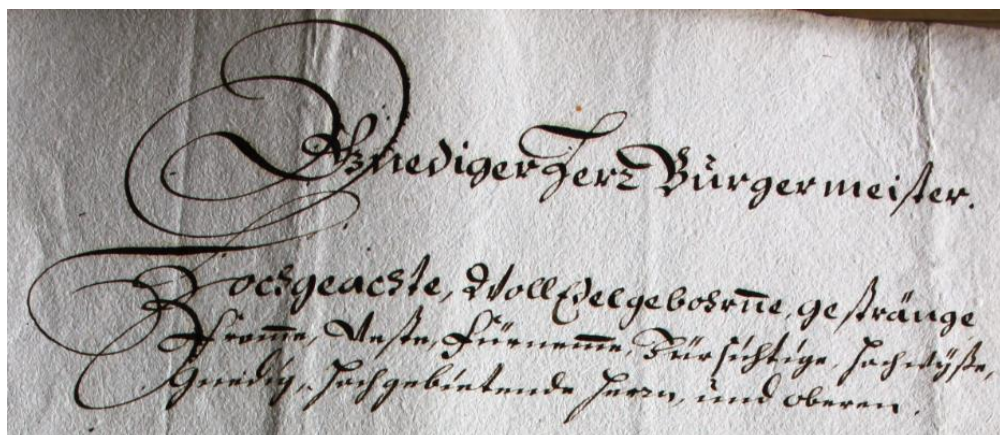
¹⁰¹ Goethe, Faust II, 1. Akt, Verse 4975–4978.

gab er ihm einen Taler auf die Hand. Rudi Weber besprach die Sache mit seinem Bruder. Die Weber hatten dann aber Gewissensbisse und berichteten dem Landrichter den Handel. Dieser kam und Kienast wurde mit den Händen hinter dem Rücken gefesselt und nach Grüningen gebracht. Da half es Kienast auch nicht, dass er beteuerte, er habe die Alraune nicht selbst brauchen, sondern für gutes Geld weiterverkaufen wollen. Und so landete er schliesslich im städtischen Gefängnis im Oetenbach.



Das Gefängnis im ehemaligen Kloster Oetenbach

Nun befassten sich die «Hochgeachte, Wolledelgebore, Gestrenge, Fromme, Veste, Fürnehme, Fürsichtige, Hochwÿse, Gnädig u. Hochgebietende Herren und Oberen» der Stadt Zürich mit dem Fall – so die Anrede des Landvogts Wolf von Grüningen am 18. April an die Zürcher Obrigkeit. Als erstes wurde der Zimmermann Heinrich Schoch zur Aussage nach Zürich beordert. Schoch erzählte die Geschehnisse in allen Details, obwohl er gleichzeitig betonte, er habe nichts damit zu tun gehabt und solche Dinge interessierten ihn nicht. Es zeigte sich, dass in Hinteregg allgemein bekannt war, dass der junge Rudolf Weber unvorsichtigerweise eine Alraune gekauft hatte, aber man bemühte sich, nicht davon zu reden, da Alraunen verboten waren.



Gnediger Herr Bürgermeister ...

Nun wurde den Behörden von der Frau von Johann Kienasts jüngerem Bruder Konrad hinterbracht, schon vor Jahren seien ein Schneider Obermann, ein Bernhard Schächli aus Oberrieden und ein Mann von Ramsen (Schaffhausen) in ihres Schwagers Haus gewesen und hätten ihn verführt. So wurde als erstes befohlen, der Pfarrer von Horgen habe den Bernhard Schächli zu vernehmen.¹⁰² Dieser scheint sich weitgehend herausgeredet zu haben, sodass die Befragung nichts Wichtiges ergab.

Im August legte sich der Zolliker Pfarrer Rudolf Waser für seinen Pfarrangehörigen ins Zeug und berichtete dem Bürgermeister, Kienast habe kürzlich einen Gutschlag (Schlaganfall) erlitten und sei in krankem und elendem Zustand zu Hause angekommen. Er habe ihm wehmütig erzählt, wie er zunächst im Bernbiet umhergezogen und bei einem Müller und bei Bauern eine Stelle gesucht habe, um sein Brot ehrlich zu erwerben, habe aber nichts gefunden. Im Luzernischen habe er dann in Mühlen, Metzgereien und Klöstern Arbeit gefunden, sei aber gedrängt worden zu konvertieren. Er aber sei steif und fest entschlossen gewesen, lieber in Armut und Elend umherzuziehen, *«als der pfaffen vilfaltigen anlokungen, versuchungen und grossen versprechungen gehör zu geben und zum verläugnen seiner heiligen religion sich verleiten zu lassen. Er danke anbeÿ dem lieben Gott, das er ihne beÿ solcher standhaftigkeit so gnädig erhalten habe.»* Die *«grimmige kälte und tods-forcht»* hätten zu *«hertzinniglichen reüen»* geführt und so bitte er zusammen mit Weib, Kindern und Verwandten demütigst flehend, ihn mit gnädigen Augen anzusehen und die Seinen von öffentlicher Schmach zu verschonen, um ihm *«seine überige lebenszeit beÿ den einigen in aller stille in der forcht Gottes beÿ wahrer Bussfertigkeit»* verbringen zu lassen.

¹⁰² Oberrieden gehörte bis 1761 zu Horgen. Die Schrift des Pfarrers ist äusserst schwer lesbar, viel schwerer als die Gerichtsprotokolle.

Der Pfarrer verspricht auch, er wolle seiner *«pflichtschuldigkeit gemäss genauweste achtung geben»*, dass sich Kienast gut verhalte. Auch die Kinder bäten inständig, *«dass der haussvater ihnen doch möchte gelassen werden, sie wöllen seiner sorgfältigst wahrnehmen»*. Der Pfarrer bat um *«die verhoffende oberkeitliche erbährmd und gnädige erhörung solch ihrer deemüthiger liebe»* mit den Versprechen, ohne Unterlass *«den Allmächtigen grundeiferigst anzuruffen»*.

Die Beteiligten werden verhört

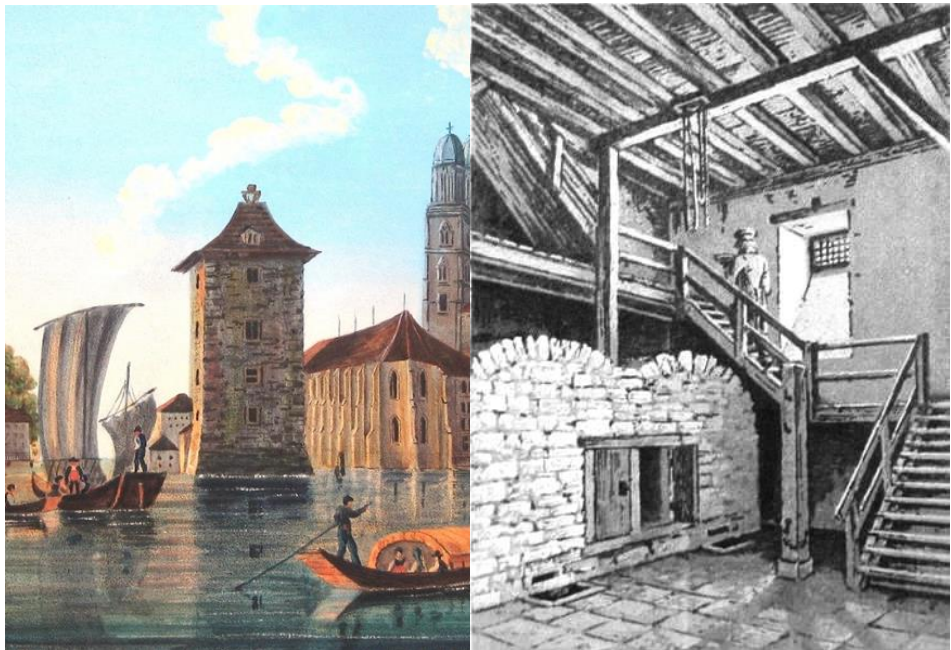
Das pfarrherrliche Schreiben scheint nicht allzu viel Eindruck gemacht zu haben. Ratsherr Werdmüller und Zunftmeister Hirzel befahlen am 14. August 1709 Heinrich Weber und Jakob Drachsler von Hinteregg vor Gericht, um sie über die Lachsneri (Quacksalberei mit Aberglauben vermischt) des Kienast zu befragen. Dieses Verhör ergab jedoch wenig Greifbares.

Zwei Tage später befragten die Untersuchungsrichter Kienast, für wen er die Alraune erwerben wollte. Kienast erzählte, Jakob Huber aus Ramsen, den er in Leutnant Leimbachers Haus in Zürich getroffen hatte, hätte im Thurgau grosses Unglück gehabt und wollte im Entlebuch eine Alraune für einen Malteser Ritter besorgen. Es gehe um einen Schatz von Karfunkel (rote Edelsteine) und Diamanten im Wert von vielen Tonnen Gold. Für eine männliche Alraune zahle er 10'000 Taler. Die Sache habe sich aber als Betrug herausgestellt. Auch ein Bernhard Schäppi und ein Goldschmid Weber waren in die Affäre verwickelt. Huber sei dann wieder zu Kienast gekommen mit der Mitteilung, ein katholischer Untervogt (vermutlich von Rheinau) begehre eine Alraune; er solle doch diesem Ketzer eine herstellen. Es gelang ihnen dann, ein fingerlanges Hölzchen in Menschengestalt zu schnitzen und zu schwärzen. Das brachte er mit Schäppi zusammen zu Huber und sie suchten dann den Untervogt, den sie aber nicht antrafen, weshalb sie wieder nach Hause gingen.

Bald darauf wurde Kienast und Huber vom Untervogt nach Wagenhausen (Stein am Rhein) in den Gasthof zum Engel gebeten. Dort treffen sie aber neben dem Untervogt auch noch den Landrichter Caspar Schmid an, der sie mit den Worten begrüßte: *«sagt, wo habt ihr eüres schölmenwerk»*, sie dann beschimpfte, bevor er sie mit einer Busse (oder einem Schweigegeld?) von 300 Talern belegte und dann die betrogenen Betrüger davonjagte.

Nun geriet jedoch auch Landrichter Caspar Schmid in die Räder der stadtzürcherischen Justiz und wurde im Oetenbach eingesperrt. Er wurde von Ratsherr Werdmüller und Zunftmeister Hirzel am 20. August verhört und gab folgendes zu Protokoll: In der Zeit um Lichtmess (2. Februar) habe in Stein eine Hochzeit stattgefunden, zu der auch Jakob Huber von Ramsen gekommen sei. Dieser habe ihm von einem auskomme. Man habe sie dann in ein Haus bestellt, in dem

der Untervogt schon gewartet habe, um zu erfahren, wieviel sie verlangten. Sie wollten 300 Taler, man dürfe aber nicht gross feilschen, weil die Alraune täglich 36 Taler erzeugen könne. Der Landrichter nahm dann die Alraune mit sich nach Hause, samt einem Rezept, wie sie zu tränken, zu baden und zu wässern sei. Die Alraune sei mit einer haarigen Lammhaut überzogen und liege in einer Schachtel. Man habe ihm auch jemanden angegeben, der Alraunen herstelle. Schmid hatte später noch weitere Kontakte mit Huber, Kienast und Schäppi, betont aber seine Unschuld und beteuert, vor der erwähnten Hochzeit nichts von diesen Sachen gewusst zu haben. alten Mann berichtet, der eine Alraune besitze und sie gerne verkaufen würde. Huber habe darauf hingewiesen, sie würden an Leib, Ehre und Gut bestraft, wenn das auskomme.



Der Wellenbergturm in der Limmat von aussen und innen

Am Folgetag wurde auch noch Goldschmid Weber verhört. Dieser wusste zu berichten, Kienast sei vor fünf oder sechs Jahren mit einem Andreas ab der Maur aus dem Melchtal (Obwalden) bei ihm gewesen und habe Golderz aus dem Wallis gebracht. Da er dieses als gut beurteilte, sei er mit Kienast, Schäppi und dem Melchtaler ins Wallis gereist, sie hätten dort jedoch nur Schwefelerz gefunden

und 30 Pfund davon mitgenommen; das Schmelzen habe sich aber nicht gelohnt. Kienast habe er seither nur noch einmal, Schächpi gar nicht mehr gesehen.

Einen Tag später war der Horgener Löwenwirt Hans Heinrich Götschi an der Reihe. Er habe Kienast vor einigen Wochen gesehen und dann kürzlich wieder mit ein paar liederlichen Kerlen bei Sihlbrugg. Vom Schatzgraben wisse er nichts. Untervogt Hüni von Horgen wusste auch nichts Wichtiges zu berichten. Ihm war nur aufgefallen, dass Schächpi seit zwei Jahren selten in die Gottesdienste kam; es habe geheissen, er sei im Viehhandel unterwegs. Der Zolliker Untervogt Hans Jakob Obrist (1681–1724) hatte schon über das Schatzgraben und ein Geschäft mit Goldschmid Weber gehört. Beim Verkauf von Johann Kienasts Gütern hatte er, im Beisein von Landschreiber Lavater, von seinem Bruder Hans Konrad Kienast vernommen, Johann sei mit Bernhard und Heinrich Schächpi nach Ramsen gegangen und hätten versucht, eine hölzerne Alraune zu verkaufen, was aber aufgefliegen sei. Ein Untervogt (aber eigentlich der Landrichter) habe gesagt, wenn ihm jeder von ihnen 100 Taler zahle, wolle er schweigen. Auch Heinrich und Bernhard Schächpi wurden nochmals verhört.

Johann Kienasts Geständnis

Nach all diesen Erkundigungen wurde nun Johann Kienast aus dem Wellenberg geholt und nochmals verhört. Er schilderte nun die Angelegenheit wie folgt. Vor etwa anderthalb Jahren (d.h. im Februar 1708) habe er im Haus des Schneiders Heinrich Obermann auf dem Münsterhof erwähnt, es gebe einen Malteser Ritter, der wohl 10'000 Taler für eine Alraune zahle. Das hatte Schlosser Ochsners Frau vernommen, sei zu ihm nach Zollikon gekommen und habe gemeint, sie könnte schon eine Alraune besorgen. Viel später kam Obermanns Tochter mit der Mitteilung, ein Mann mit einer Alraune sei gekommen. Er sass auf einer Bank vor dem Kornhaus. Kienast holte Bernhard Schächpi und dessen Schwager. Der Mann verlangte für die Alraune 100 Taler, liess sie aber nicht anschauen und liess auch nicht mit sich markten. Der Schwager riet von diesem Handel ab, aber Kienast liess sich das Geld von Schächpi aus und zahlte sie dem Fremden, ohne die Alraune gesehen zu haben, worauf sich dieser davon machte.

Die Alraune blieb vorerst in Obermanns Laden, bis die Ochsnerin Kienast die Schachtel nach Zollikon brachte, wo er sie im Laub versteckte, bis Jakob Huber aus Ramsen kam. Als dieser die Alraune in die Hand nahm, sagte er zu Kienast, er sei ja ein grosser Narr, die sei ja nur aus Holz, was auch wahr gewesen sei. Huber verfolgte sich Sache aber weiter, traf sich mit Schächpi, reiste nach Entlebuch und kehrte dann mit zwei Fremden zurück. Man sprach wieder vom Malteser Ritter, aber inzwischen hatte man auch von einem Untervogt gehört, der

gerne 300 Taler für eine Alraune gebe. Diesem könnte die hölzerne Alraune schon angedreht werden. So begaben sich Kienast und Bernhard Schächli zu Jakob Huber nach Ramsen. Dieser fand, die Alraune sei zu gross, aber sein Vetter Heinrich könnte eine kleinere schnitzen, sie sollten in zwei Wochen wieder kommen. Heinrich machte also eine Alraune, schwarz, haarig und mit Tierfüssen. Man befand *«der schick woll angehen»*, das heisst, das gute Geschäft sollte klappen. Heinrich übernachtete im Gasthof Schwanen in Stein am Rhein (dieses besteht heute noch), die anderen zwei nebenan, wo sie auch zu Abend assen.

Beim Abendessen trafen sie den Untervogt, *«welcher gefraget, ob das ding vorhanden und auf bejahung es begehrt zu sehen, welches aber der Kienast verwehrt»*. Kienast erklärt, gemäss schriftlicher Anleitung dürfe man neun Tage lang nichts mit der Alraune machen, ausser sie zu gewissen Zeiten mit seinem Harn bespritzen. Am Freitag oder Samstag müsse man ihr Fleisch und Wein geben und dann 36 Taler unterlegen, aus denen dann innert 24 Stunden 72 Taler würden. Auf die Frage nach dem Preis gaben sie 300 Taler an. Der Untervogt ging hinaus, angeblich um das Geld zu holen, kam dann aber mit dem Landrichter Schmid zurück, der fragte, wo sie ihr Teufelswerk hätten. Sie deckten sich gegenseitig mit Schmähungen ein, und Kienast warf dem Untervogt vor, er sei ein Schelm und habe ihn verführt. Darauf sagte der Landrichter zu ihnen, wenn sie nicht verschwänden, führe er sie nach Frauenfeld. So machten sie sich davon, holten noch Heinrich im Schwanen ab, und erzählten ihm auf dem Weg, wie es ihnen ergangen war.

Einige Tage später kam Huber mit einem Schenikon (heute ausgestorbener Familienname) zu Kienast mit einem Brief von Landrichter Schmid, in dem gedroht wurde, sie bei der Obrigkeit anzuzeigen, falls sie ihm die geforderten 300 Taler nicht zahlten. Jetzt erfolgte ein emsiges Umherreisen, um den nicht sofort verfügbaren Betrag durch Darlehen und ähnliches zusammenzubringen.

Die Geständnisse der anderen

Nun wurde Bernhard Schächli aus Oberrieden mit Kienasts Aussagen konfrontiert. Dieser stritt seine Beteiligung zunächst ab, gab dann aber zu, auch mitgemacht und dabei einen Gewinn erzielt zu haben. Kienast habe alles mit Huber abgemacht und habe ihnen unberechtigten Mut gemacht. 200 Taler habe er aus eigenen Mitteln gezahlt und Kienast habe ihm versprochen, ihm den Betrag wieder zu ersetzen, was dieser nun aber abstreite. Er selbst habe aber das Geld anderweitig ausleihen müssen. Zur weiteren Aufklärung der Angelegenheit wurde nun noch Heinrich Schächli geholt, der im Neuen Turm (auch Hexen- oder Ketzerturm genannt) gefangen gehalten wurde.

Unter Beisein der anderen zwei Angeklagten erzählte er, sein Bruder habe ihn gefragt, ob er nicht ein Kindlein schnitzen könne, weil jemand von Huber eine Alraune wolle. So habe er ein Kindlein geschnitzt, mit Leim überstrichen, darauf schwarze Schafwolle geklebt und Händchen und Füsschen gemacht, wie ihm vorgegeben worden sei. Im Übrigen sei er aber nicht im Geringsten beteiligt gewesen, ausser dass ihm etwas Geld versprochen wurde, falls alles wie geplant ablaufe. Zudem gestand er, einige Wochen später habe er *«noch so ein ding geschnitzt»*. Die Ochsnerin habe im vergangenen Sommer eine Alraune von ihm begehrt, um damit im Land umherzulaufen, um einen Kunden zu finden. *«Darmit dies examen geendet und ein jeder an sein rechten orth geführt, die allerseits Gott und min hohe Oberkeit umb gnad bitten.»*



Der Hexen- oder Ketzerturm

Jetzt schien die Zeit gekommen, endlich auch die Ochsnerin zu vernehmen. Als Ochsnerin wurde Cleophea Schinzin, die Witwe des verstorbenen Schlossers Ochsner, bezeichnet. Sie gab zu Protokoll, sie habe einmal von der Anna Lindingerin von Fluntern gehört, Kienast suche eine Alraune. Sie traf einen Schärer aus Schaffhausen in einem Pfisterladen (Bäckerei), der eine beschaffen könne. Man finde ihn dort *«zue Cronen»* (im Kronenhof). Das hatte sie Kienast in Schneider Obermanns Haus mitgeteilt. Etwas später übergab man ihr dort einen Brief an den Schärer, den sie ihm in Schaffhausen überbrachte. Dieser übergab ihr eine Schachtel mit der Alraune und ritt gleich mit ihr nach Zürich zurück. Obermann schickte seine Tochter Annemaria nach Zollikon, um Kienast zu holen, der bald darauf zusammen mit Bernhard Schächli eintraf. Sie begaben sich mit dem Schärer ins Stübli, wo ihnen der Gebrauch der Alraune erklärt wurde. Der Schärer verlangte dafür 100 Taler und *«wann sie gut seÿ, müsse man ihm noch ein discretion geben»*.

Die 100 Taler zahlte Kienast am folgenden Tag in Obermanns Stube auf en Tisch. Obermann und seine Frau halfen beim Zählen des Geldes, das man «*ihm in ein seckel zusammengemacht*». Die Ochsnerin erhielt für ihre Bemühungen einen Taler und ein Tretholz (vermutlich für einen Webstuhl). Dem Schärer zahle man noch seine Spesen im Storch zu Zürich, bei der Krone in Schaffhausen und beim Kopf zu Bülach (Gasthof zum Goldenen Kopf). Kienast versprach der Ochsnerin noch ein Trinkgeld nach Gebrauch der Alraune. Als sie bei ihm das Trinkgeld nach einem halben Jahr einforderte, erfuhr sie, «*das ding seje nicht nutz gewesen*». Man gab ihr auch die Alraune zurück, doch erklärte Bernhard Schäppi im Verhör, dies sei eine neue von seinem Bruder geschnitzte gewesen. Schneidermeister Heinrich Obermann ergänzte, «*dass man ihme auch ein discretion versprochen, wann was draus werden*». Immerhin hatte seine Tochter Annemaria ein Trinkgeld erhalten.

Ist Johann Kienast im Gefängnis zur Vernunft gekommen? Im Gegenteil! Auf dem letzten der 47 Blätter zum Alraune-Handel, jenem vom 6. September 1709, werden die Aussagen von Mitgefangenen über Kienast festgehalten. Kienast hatte die Idee, wenn er eine lebendige Alraune erhalten könnte, würde er diese irgendwo annageln. Dann würde sie schreien und wenn darauf der Teufel käme, um zusehen, weshalb man seinen Engel annagle, so wollte er vom Teufel ein grosses Lösegeld verlangen, und so könnten sie dann endlich doch noch einen Schatz finden.

Die Familie Leemann

Heute haben in der Schweiz die Lehmann einen Anteil von neunzig Prozent und die Leemann einen von zehn Prozent der Personen dieses Namens. Die entsprechenden Schreibweisen haben sich schon längst gefestigt, sodass sie jetzt unterschiedlichen Zweigen des Geschlechts entsprechen. Aber auch die Angehörigen beider Schreibweisen können unterschiedlichen Zweigen entstammen, denn der Name ist – ähnlich wie Baumann oder Huber – an vielen Orten der Schweiz unabhängig voneinander entstanden. Ein Lehmann war ein Lehmann, der Pächter eines Grundherrn. In älterer Zeit trifft man in allen Quellen durchwegs Leemann an, und so wollen wir uns hier an diese Schreibweise halten, ohne damit behaupten zu wollen, sie habe sich für keine Mitglieder des Zolliker Geschlechts Leemann je geändert. Heute treffen wir in Zollikon auf beide Schreibweisen, aber natürlich auf mehr Lehmann als Leemann.

Die Leemann tauchen in unserer Gegend schon im 14. Jahrhundert auf, und zwar 1369 im Riesbach. Dort wohnen «*Ueli Leman und sin muoter*», wie wir den Steuerregistern entnehmen können. Schon 1373 wohnt Ueli Leemann in Zollikon und im Riesbach erscheint jetzt ein «*Jecli Leman*». 1401 wird Ueli Bürger der Stadt Zürich, aber ohne seinen Wohnsitz in Zollikon aufzugeben. Spätestens ab 1408 wird der Jakob durch einen R[udolf] ersetzt und zu diesem gesellt sich ein C[onrad], der aber anderswo im Riesbach wohnt. In Zollikon wohn weiterhin Ueli Leemann, jedoch 1412 mit seiner Schwiegertochter, «*sin suns wip*».

1425 sieht es schon wieder anders aus: Neben Conrad im Riesbach wohnt jetzt in Hirslanden ein Jo[hann] Leemann mit seiner Schwiegermutter, «*sin swiger*». Und in Zollikon wohnt jetzt ein Ruedi Leemann, wohl der Sohn des Ueli und eine «*Elli Lemannin*», die aber nicht unmittelbar bei Ruedi aufgeführt ist, also wohl nicht mit ihm zusammen lebt. Sie ist vielleicht eine Schwester des Ruedi. Dieser wird 1431 als Geschworener der Gemeinde aufgeführt. Dann kommt in den Steuerregistern eine grosse Lücke bis 1463. In Zollikon wohnt weiterhin Ruedi Leemann, nun aber mit seiner Frau, doch schon 1467 wird er in Hirslanden aufgeführt, und in Zollikon wohnen jetzt «*Hanns Leman, sin wib, sin stüfftochter*». Ab 1468 wird bei Ruedi auch noch sein Sohn aufgeführt (ohne Namen) und bei Hans verschwindet die Stieftochter wieder.

Am «Glückshafen», der grossen Lotterie von 1504 hat keiner der Zolliker Leemann teilgenommen – ein Zeichen der Sparsamkeit? Dafür haben die Leemann von Hirslanden mitgemacht mit Adelheid, Felix, Ruedi, Conrad und seine Kinder Ueli, Regeli und Barbeli und schliesslich auch noch Hans mit seinen Töchtern Regeli, Grossanneli und Kleinanneli sowie dem gleichnamigen Sohn Hans. Auch bei

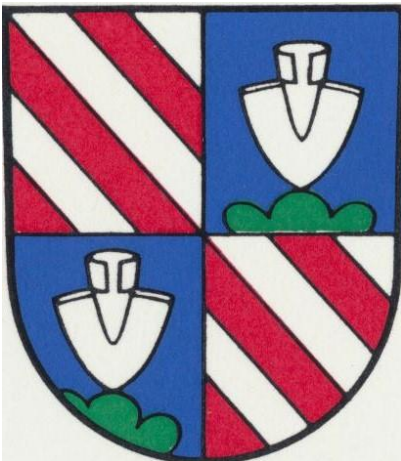
den italienischen Kriegszügen treten keine Leemann aus Zollikon auf. «Das alte Zollikon» bezeichnet die Leemann als Angehörige eines «alten, aber in hier nie sehr zahlreichen Geschlechtes».

Das ist nur teilweise richtig. Zwar sind die Leemann schon früh in Zollikon aufgetaucht, aber wir wissen über die Leemann von Zollikon nach 1468 für fast 250 Jahre praktisch nichts, was zeigt, dass sie während langer Zeit nicht mehr in Zollikon ansässig waren. Im Totenregister stossen wir auf eine Vreni Leemann bei der grossen Pestwelle von 1611 und auf eine Verena Leemann, die als Ehefrau des Untervogts Niklaus Maurer 1624 gestorben ist. Eine «Leemannin» ist bei der grossen Hungersnot und Ruhrepidemie von 1691 gestorben, eine Regula Leemann starb 1714 als Witwe des Leinenwebers Hans Thomann. Von Männern und Familien ist nicht die Rede. Das Bild bestätigt sich, wenn wir die Bevölkerungsverzeichnisse konsultieren. In den Verzeichnissen von 1634 bis 1671 finden wir keine Hinweise und im Verzeichnis von 1684 ist nur gerade die oben erwähnte Regula Leemann aufgeführt, aber keine Leemann-Familie.

So müssen wir den erneuten Zuzug eines Leemann auf 1704 verlegen, als Hans Konrad Leemann (1657–1729) von Hirslanden von Heinrich Bleuler ein Haus beim Hofbrunnen im Oberdorf von Zollikon kaufte und mit seiner Frau und seinem Sohn Hans Jacob dorthin zog. Sein einziger Sohn, Hans Jacob (1686–1747) war dreimal verheiratet und hatte zehn Kinder, aber nur der Sohn Hans Heinrich (1720–1796) führte die Linie weiter und hatte mit Anna Bleuler von Wittlikon elf Kinder. Das scheint ein recht unordentlicher Haushalt gewesen zu sein. Anna Bleuler wurde «wegen ihrem verschwenderischen Leben und übermässigen Trinken» unter Aufsicht gestellt. Von den sechs Töchtern hatten drei (Katharina, Susanna, Regula) uneheliche Kinder und Susanna verbrachte auch einige Zeit im Zuchthaus. Die zwei ältesten Söhne waren in Kriegsdiensten. Der ältere starb als Grenadier in Barletta, der jüngere hatte sich wegen Diebstahls davongemacht und war in französische Dienste getreten.

Der dritte Sohn, Hans Jacob (1751–1822) wurde Förster im Oberdorf hatte zwei Töchter, die heirateten, und einen Sohn der als Soldat in französischen Diensten in Utrecht starb. Der vierte Sohn, Johannes (1758–1849), stand zunächst auch in französischem Sold, heiratete dann aber und hatte zehn Kinder. Von diesen überlebte und heiratete aber nur der jüngste Sohn, Hans Jacob (1809–1884), betätigte sich als Seidenweber und Tagelöhner im Oberdorf. Er hatte zwei Töchter und einen Sohn, welche heirateten. Die ältere Tochter wurde schon früh für kleinere Diebstähle bestraft, die jüngere Tochter hatte ein uneheliches Kind und der Sohn, der als Silberarbeiter in der Stadt tätig war, hatte keine überlebenden Kinder. So starb dieser Familienzweig aus. Damit blieb von den elf Kindern des Hans Heinrich (1720–1796) nur noch der fünfte und jüngste Sohn, Hans Konrad (1761–1834), der diesen Zweig der Leemann bis heute weiterführen konnte.

Dieser Hans Konrad heiratete 1788 Elisabeth Bleuler und wohnte im Oberdorf. Die ersten vier ihrer sechs Kinder starben schon im Kleinkinderalter. Der Sohn Johannes (1797–1869) hatte einen überlebenden Sohn gleichen Namens, der Wegknecht im Oberdorf war. Aus seiner Ehe mit Anna Barbara Hürlimann überlebten vier Töchter und ein Sohn; dieser heiratete, wanderte nach Argentinien aus und wurde dort Gärtner. Über allfällige Nachkommen ist nichts bekannt. Der jüngere Sohn Hans Rudolf (1799–1868) war zweimal verheiratet und hatte zwei überlebende Söhne. Der ältere Sohn, Johannes (1829–1896) war Seidenweber und Tagelöhner im Oberdorf und seine zwei Söhne waren Schriftsetzer und Buchdruckmaschinist, hatten aber keine Nachkommen. Der jüngere Sohn Rudolf Eduard (1849 – 1899), der zwanzig Jahre jüngere Bruder des Johannes (1829–1896), war zuerst Schriftsetzer, wie einer seiner Neffen, nachher wurde er sogar Besitzer einer Buchdruckerei in Zürich. Die Söhne dieses recht erfolgreichen Rudolf Eduard, nämlich Fritz Eduard und Carl, blieben dem Beruf der Buchdruckerei treu. Im Mannesstamm gab es jedoch keine Nachkommen mehr. Das ist insgesamt ein interessantes Beispiel wie von einer Familie verschiedene Zweige ein eher betrübliches Bild abgeben, während ein Zweig sich emporarbeitet, aufblüht und erfolgreich wird.



Wappen der Familie Leemann:

Geviert, 1 und 4 fünfmal schräggeteilt von Silber und Rot, 2 und 3 in Blau über grünem Dreiberg eine silberne Pflugschar

Dies ist aber noch nicht die ganze Geschichte der Leemann in Zollikon. Wenn man als Zolliker den Namen Leemann hört, denkt man als erstes an Innendekorfirma Leemann & Co. am Dufourplatz. Hier besteht keinerlei Verwandtschaft mit den bisher besprochenen Leemann von Zollikon. Vielmehr handelt es sich dabei um ein Leemann-Geschlecht, das um 1800 aus Meilen zugezogen ist und 1830 das Gemeindebürgerrecht erhielt. Dieses Geschlecht lässt sich in

Meilen bis ins Jahr 1565 zurückverfolgen. Natürlich waren die Leemann schon viel länger in Meilen wohnhaft. So stossen wir im Glückshafenrodel von 1504 auf einen Andreas Leemann mit seinem Sohn Jacob und auf einen Grosshans Leemann mit seiner Frau und dem Sohn Jacob.

Ein Hans Jacob Leemann (1759–1829) kaufte ein Anwesen auf der hinteren Höhe, wo dann auch noch sein gleichnamiger Sohn und sein ebenfalls gleichnamiger Enkel als Bauern tätig waren. Dieser Enkel, Johann Jakob Leemann (1838–1910) hatte aus zwei Ehen 13 Kinder, von denen allerdings vier das Säuglingsalter nicht überlebten. Weitergeführt wurde die Linie durch den Sattlermeister Jakob Johann (Jean) Leemann (1874–1939), der die Sattlerei-Polsterei 1903 gründete. Mit seiner Frau Anna Maria Grob hatte er fünf Kinder, von denen vier heirateten. Der älteste, Johann Hans, wurde Tapezierermeister und übernahm 1944 das Geschäft am Dufourplatz. Seither ging die Geschäftsleitung an die nächste und die übernächste Generation weiter.

Die Familie Maurer

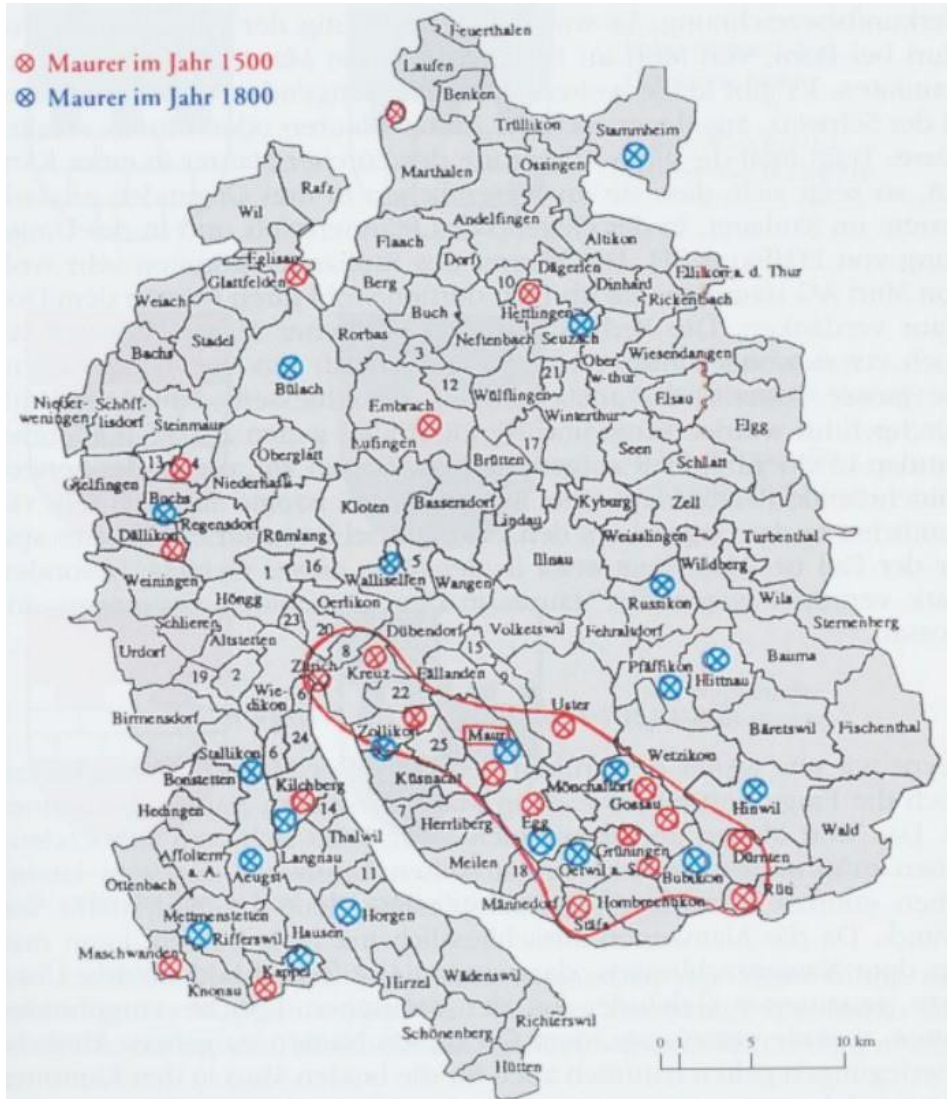
War der erste Maurer ein Maurer?

Beim Familiennamen Maurer denken wohl die meisten – wie bei den Familiennamen Müller, Schmid, Schuhmacher und Zimmermann – an alte Handwerksmeister, die ihren Nachkommen ihre Berufsbezeichnung als Beinamen hinterlassen haben. In der Tat machen ehemalige Berufs- oder Funktionsbezeichnungen einen grossen Teil der heutigen Familiennamen aus, nur vermögen wir diese Berufe oft nicht mehr klar zu erkennen, denken wir nur einmal an die vielen Meier, Keller, Huber und Pfister. Bei der Familie der Maurer (wie auch bei den Murer) scheint die Herkunft klar zu sein, denn wir wissen ja auch heute noch, was ein Maurer ist, und das dürfte wohl auch früher nicht viel anders gewesen sein. Oder doch?

Wir müssen uns vergegenwärtigen, wann die Familiennamen aufgekommen sind. Die Bildung der Familiennamen hat in der Stadt Zürich im frühen 13. Jahrhundert begonnen und sich dann auf die Landschaft ausgebreitet. Zu dieser Zeit gab es erst in den Städten und Städtchen gemauerte Häuser. In den Dörfern waren, allenfalls abgesehen von der Kirche, noch alle Häuser aus Holz; aber auch in der Stadt waren Holzhäuser noch weit verbreitet, was immer wieder einmal zu einer Feuersbrunst Anlass gab. So war 1280 der grösste Teil der rechtsufrigen Stadt und 1313 das Rennwegquartier abgebrannt. Man legte daher in den Städten immer mehr Wert auf Steinhäuser, während solche in den Dörfern verboten waren. Maurer konnte es daher nur in den Städten geben, nicht aber auf dem Land, denn dort gab es für sie keine Arbeit, ganz im Gegensatz etwa zu den Müllern und Schmieden, die in allen grösseren Dörfern ihr Auskommen finden konnten.

Aus all dem könnte man den Schluss ziehen, dass die ersten Vertreter der Familie Maurer eben in einer Stadt wohnhaft und tätig gewesen sein mussten und sich von dort aufs Land ausgebreitet hätten, wo sie dann als Bauern oder in anderen Berufen tätig gewesen wären. Nun wissen wir aber, dass während Jahrhunderten Leute vom Land in die Stadt zogen und dort oft auch Bürger wurden, dass aber, abgesehen von den in der Stadt verbürgerten Pfarrern, kaum jemand von der Stadt aufs Land zog. Aber wie lässt sich denn erklären, dass in zahlreichen Landgemeinden Maurer schon seit langem ansässig waren, während es in den Städten Zürich und Winterthur, mit einer einzigen Ausnahme, keine alteingesessenen Maurer gab? Diese Ausnahme war übrigens eine Familie, der 1496

von Grüningen nach Zürich zog und dort eingebürgert wurde; wir werden später nochmals darauf zurückkommen. Alle übrigen in der Stadt Zürich verbürgerten Maurer sind erst in den letzten gut hundert Jahren von auswärts zugezogen.



Kirchgemeinden im ausgehenden 18. Jahrhundert, 22 = Witikon, 25 = Zumikon

Das Herkommen der Maurer

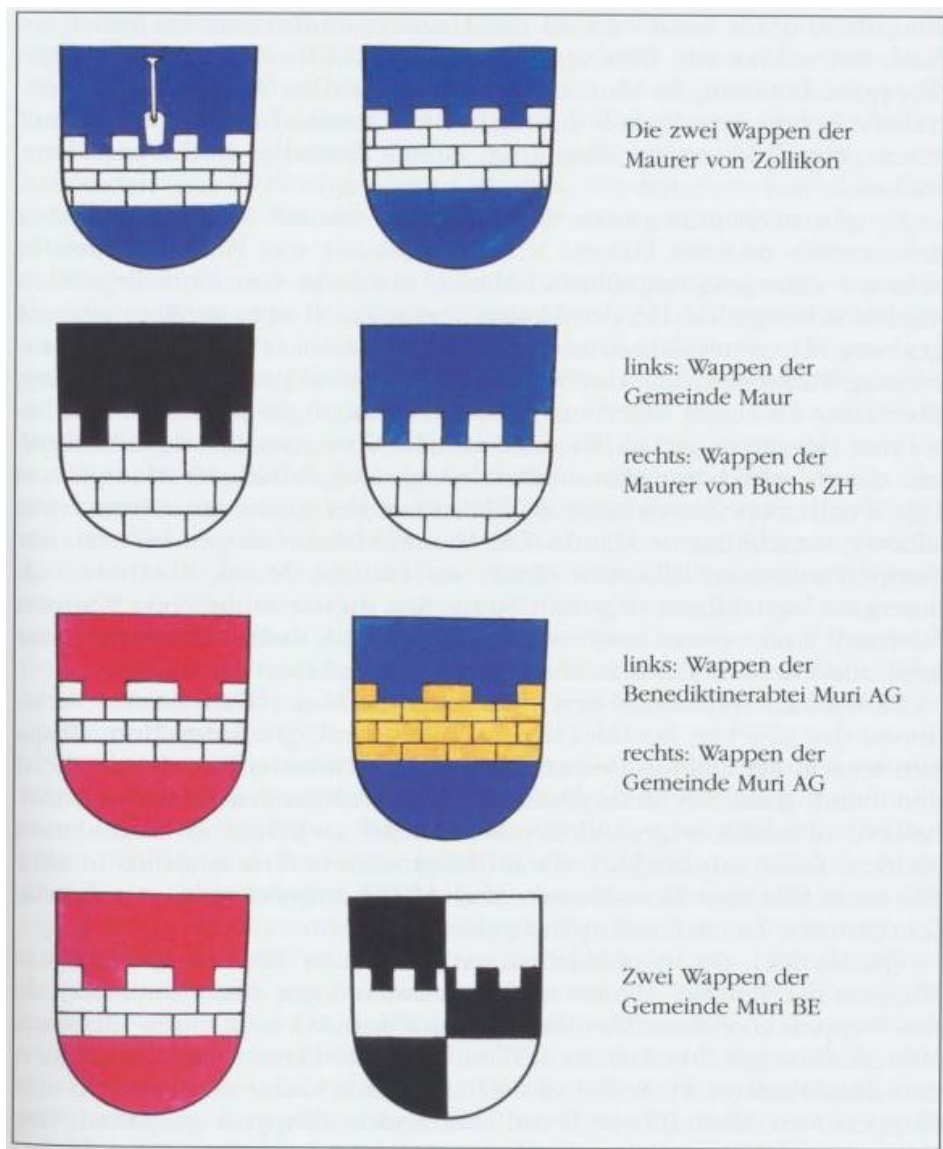
Wo sind denn nun diese Maurer seit alter Zeit verbürgert? Eine Antwort darauf gibt uns das «Geschlechterbuch der Schweiz». Vor 1800 gab es Maurer im Kanton Bern in 27 Gemeinden, aber nicht in in der Stadt Bern und anderen Städten, im Kanton Zürich in 22 Gemeinden, darunter in Zollikon, und schliesslich im Aargau in sieben Gemeinden. Abgesehen von diesen drei Kantonen gibt es nur noch in fünf Gemeinden der übrigen Schweiz alteingebürgerte Maurer. Sicherheitshalber werfen wir noch einen Blick auf die viel selteneren Murer: Diese sind nur gerade in sieben Gemeinden vor 1800 eingebürgert, vor allem in den Kantonen St. Gallen und Solothurn. Wir stellen also fest: Maurer (und Murer) gab es in alter Zeit praktisch nur auf dem Land, kaum aber in den Städten; insbesondere gab es keine Maurer in Basel, das früher viel grösser war als Zürich. Überdies konzentrierten sich die Maurer auf die drei Kantone Bern, Zürich und Aargau. Wie lässt sich das erklären?

Sehr einfach: Maurer war nicht eine Berufsbezeichnung, sondern eine Herkunftsbezeichnung. Es war die Bezeichnung der Familien, die von Muri bei Bern, von Muri im Freiamt oder von Maur im Kanton Zürich stammten. Es gibt keine weiteren, ähnlich klingenden Gemeindegamen in der Schweiz, aus denen sich der Name «Maurer» oder «Murer» ableiten liesse. Trägt man die alten Bürgerorte der Zürcher Maurer in einer Karte ein, so zeigt sich, dass sie im Wesentlichen in drei Gegenden ansässig waren: im Säuliamt, in der Gegend des Pfannenstiels und in der Umgebung von Pfäffikon (ZH). Die Maurer des Säuliamtes könnten sehr wohl von Muri (AG) stammen, die Übrigen dürften wohl ihren Namen dem Dorf Maur verdanken. Die Verbreitung dieser Zürcher Maurer können wir noch etwas weiter zurückverfolgen. Dabei hilft uns der «Glückshafen», die grosse Lotterie, die anlässlich des Freischiessens zu Zürich 1504 durchgeführt wurde. Name und Herkunft aller gegen 24 000 Teilnehmer wurden in einem «Rodel» aufgeschrieben. Tragen wir alle an der Lotterie teilnehmenden Maurer auf einer Landkarte ein, so sind sie noch sehr viel deutlicher in der Gegend um den Pfannenstiel konzentriert, als dies später der Fall ist. Maur liegt etwa in der Mitte dieses Gebiets; besonders stark vertreten waren die Maurer in den Gemeinden Grüningen und Gossau.

Maur und Maurer – Die Wappen

Bevor wir uns weiter den frühen Vertretern der Maurer zuwenden, sei noch die Frage gestreift, wie denn Maur zu seinem Namen gekommen ist. Das Wort Mauer, und damit auch Maur, leitet sich vom althochdeutschen *mûri/mûre/mûra* ab, einem frühen Lehnwort, das vom lateinischen «*murus*» herkommt; das

sinngemässe deutsche Wort dafür war ‹Wand›. Da die Alamannen ausschliesslich mit Holz bauten, kann man aus dem Namen schliessen, dass sie am Greifensee bedeutende Überreste gemauerter Gebäude aus der römischen Epoche vorgefunden hatten, was sie veranlasste, dem Ort diesen Namen zu geben. Ähnliche Überlegungen gelten natürlich auch für die beiden Muri in den Kantonen Bern und Aargau.



Die Wappen der Maurer und der Gemeinden Maur und Muri

Nach diesen Ausführungen kann es nicht erstaunen, dass die Familienwappen der Zolliker Maurer und das Gemeindewappen von Maur nahezu identisch sind. Die Gemeinde Maur führt in ihrem Wappen eine gefugte, gezinnte silberne Mauer, geteilt von Schwarz. Das Wappen geht zurück auf jenes der Meier von Maur und ist in mehreren Siegeln von 1348 bis 1398 überliefert. Nach dem Aussterben der Meier führte die Gemeinde das Wappen weiter. Das Wappen der Mauer von Buchs (ZH) ist mit diesem nahezu identisch, ausser dass Schwarz durch Blau ersetzt ist.

Die zwei Wappen der Zolliker Maurer zeigen einen gezinnten silbernen Mauerbalken, geteilt von Blau; die Mauer reicht also nicht bis unten. befindet sich über der Mauer noch ein silberner Spaten. Beim einen der beiden Wappen ist der Mauerbalken überhöht mit einer silbernen Maurerkelle. Dieses Wappen ist das ältere und gilt für den Stamm des Untervogts Hans Hug Maurer (1586–1649) im Gstad. Es findet sich über der Haustür und am Fenstersockel des Hauses Gstadstrasse 25, ferner am Kachelofen und am Brunnen. Es existiert auch eine Version dieses Wappens, bei dem die Mauer bis unten reicht. Das Wappen ohne Maurerkelle gehört zum Stamm der Maurer im Oberdorf und findet sich auf einem Wandbild, einem Siegelring, einem Zinnteller und einer Ofenkachel.

Es gibt noch eine ganze Reihe weiterer Maurer-Wappen, die aber grösstenteils neueren Datums sind. Die Maurer von Hittnau führen in Schwarz eine gezinnte silberne Mauer, überhöht von einer liegenden goldenen Pflugschar. Bei den Maurer von Seuzach ist es in Silber eine rot gezinnte Mauer mit daraus wachsendem schwarzem Pferd. Bei den Maurer von Wallisellen zeigt das Wappen in Blau eine goldene Zinnenmauer, überhöht von einem silbernen Tatzenkreuz. Auch die Maurer von Adliswil und Horgen zeigen in Blau eine goldene Zinnenmauer, doch ist diese mit einem schwarzen Maueranker belegt. Der Schild der Maurer von Egg, Forch und Zürich zeigt in Blau über der gezinnten Mauer zwei silberne verschlungene Hände. Die Maurer von Grüningen besitzen ein Wappen mit einer silbernen Mauer auf blauem Grund, überhöht von einem sechsstrahligen silbernen Stern. Aus diesen zahlreichen Wappen lässt sich kaum etwas Interessantes entnehmen, denn sie sind alle erst Jahrhunderte nach der Entstehung der Familiennamen geschaffen.

Es wird kaum überraschen, dass auch die Murer-Wappen nur Variationen der gleichen heraldischen Elemente sind. Eines der Murer-Wappen zeigt in Rot einen silbernen Zinnenbalken mit 4 Zinnen, überhöht von einem goldenen Stern. Das andere hat in Blau den gleichen Zinnenbalken, überhöht von einer goldenen Mondsichel zwischen zwei goldenen Sternen. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass natürlich in alter Zeit nicht klar zwischen «Maurer» und «Murer» unterschieden wurde; die Schreibweise hat sich erst später gefestigt.

Die Wappen der zwei Muri passen bestens zu diesen verschiedenen Wappen der Zürcher Maurer und sind ihnen sogar noch ähnlicher als das Wappen von

Maur. Das Wappen von Muri (AG) zeigt einen silbernen Mauerbalken mit drei Zinnen in Blau, die Benediktiner von Muri zeigen den Mauerbalken in Rot. Praktisch identisch damit ist das eine der Wappen von Muri (BE), während das andere Wappen gespalten von Schwarz und Silber ist, überdeckt von einem Zinnenbalken in wechselnden Farben.

Die frühesten Maurer

In der Zürcher Geschichte stossen wir auf einige berühmte Murer, bei denen wir die allfällige Verwandtschaft mit den aus Maur stammenden Maurer kurz überprüfen wollen. Der Berühmteste war Meister Konrad von Mure. Er dürfte um 1210 in Muri oder Bremgarten geboren sein und studierte in Bologna und Paris. Dann war er als Chorherr, Lehrer und Schriftsteller am Grossmünster tätig; er war eng mit König Rudolf von Habsburg befreundet, dessen jüngster Tochter er Götti war. Dieser bedeutende «von Mure» war ganz offenbar kein «Maurer». Heute wohl noch bekannter als Konrad von Mure ist Jos Murer (1530–1580), der 1566 eine Karte des Kantons Zürich und 1576 einen Plan der Stadt Zürich gezeichnet hat. Er war aber nicht nur ein grosser Kartograph, sondern auch als Glasmaler, Techniker und Theaterautor tätig. Jos Murer wurde in Zürich geboren, aber seine Familie war aus Grüningen zugewandert und 1496 eingebürgert worden. Wir haben es hier also ohne Zweifel mit einem «Maurer» zu tun und gewiss nicht mit einem heutigen «Murer».

Wir sind nun schon einige Male auf Grüningen gestossen – könnte das mehr als nur ein Zufall sein? Tatsächlich gibt es enge Beziehungen zwischen Zollikon und Grüningen, das den Freiherren von Regensberg gehörte. Nach ihrer Niederlage gegen die Stadt Zürich und den Grafen Rudolf von Habsburg in der Regensberger Fehde von 1272 waren die Regensberger Burgen, so auch die Burg Wulp ob Küsnacht, zerstört worden. Die Regensberger zogen sich dann mit ihren Lehensleuten und Ministerialen nach Grüningen zurück. Dazu gehörten neben den «Edlen von Zollikon», von Vorfahren der in Grüningen verbreiteten Familie Zolliker, auch die Maurer und die Zimer von Zollikon, deren Namen zuerst in Zollikon und erst später in Grüningen erscheinen. Andererseits taucht etwa zur selben Zeit in Zollikon ein Mann namens Grüninger auf. Das Auftreten der gleichen Familiennamen in Zollikon und Grüningen ist also kein Zufall, sondern die Folge von bewussten Umsiedlungen durch die Regensberger.

Wir wollen uns nun wieder den Maurer von Zollikon zuwenden. Am frühesten greifbar sind sie in den Steuerregistern der Stadt Zürich. Als erste erscheint 1357 eine «Murerin von Zollikon», wohnhaft bei einem Heini Stamler «Auf Dorf», das heisst in der Gegend des Zürcher Oberdorfs beim Grossmünster. 1366 taucht eine «Murera» in Zollikon auf, die von 1369 an als «Murerin» bezeichnet

wird; vielleicht ist sie identisch mit derjenigen, die 1357 nach Zollikon zurückgekehrt ist. 1373 begegnen wir einer ‹Murerin› mit Vornamen Elli (wohl für Elisabeth). Zweifellos handelte es sich hier um eine Witwe, denn nur als solche konnte sie vom Fiskus separat erfasst worden sein. Es sei darauf hingewiesen, dass damals Frauen bei der Heirat nicht den Familiennamen des Ehemannes annahmen, sondern weiterhin jenen ihres Vaters führten. Von 1369 an ist auch ein ‹Heiri Muri› im Steuerregister erfasst. Interessanterweise steht an einer anderen Stelle ‹Heini Murer›, doch ist dies durchgestrichen; der Schreiber hatte also offenbar die gleiche Person irrtümlicherweise zweimal erfasst und dann seinen Fehler korrigiert. Die Schreibweise der Namen war offenbar noch nicht gefestigt. Heini und Elli wohnten nicht zusammen. Es könnte sich also um Geschwister gehandelt haben, und deren Vater wäre dann der namentlich nicht bekannte Ahnherr der Zolliker Maurer. Heini Murer ist bis 1401 nachgewiesen.

1401 taucht ein Wernli Murer auf, wohl ein Sohn des Heini, der im gleichen Jahr Bürger von Zürich wird, ohne aber seinen Wohnsitz in Zollikon aufzugeben. Ab 1408 ist auch noch ein Eberli (Eberhard) Murer aktenkundig, wohl ein Bruder des Wernli. Bereits der nächsten Generation dürften hingegen Ueli und Jos Murer angehört haben, die 1443 im Alten Zürichkrieg mitkämpften. Von Jos hören wir später nichts mehr, aber Ueli und seine Frau sind von 1463 an als Steuerzahler erfasst. Es wird erwähnt, er zahle auch noch für Vater und Mutter, also wohl für Wernli Murer und Frau, die vermutlich den Hof an ihren Sohn Ueli abgetreten haben und bei ihm noch das Wohnrecht besitzen. Als Kinder des Ueli sind Hans, Anna und Adelheid erwähnt.

Von 1408 an ist ein ‹Jo. Murer› (Johannes) in der Nachbargemeinde Hirslanden nachweisbar, etwas später auch noch ein Ueli mit Frau und Kind und ein Heini. 1425 wird nur noch ‹Jo. Murer› aufgeführt, von 1467 an gibt es in Hirslanden keine Murer mehr. Sie sind also entweder ausgestorben oder ausgewandert. Es ist gut denkbar, dass sie von den Zollikern abstammten, aber beweisen lässt sich das nicht.

Pfarrbücher und Stammtafeln

Nach 1470 gibt es keine Steuerregister mehr. Der nächste Fixpunkt ist der schon erwähnte Glückshafenrodel von 1504, in welchem ‹Grosshans und Ruedy Murer von Zollikon› und auch ein ‹Annli Murer› verzeichnet sind. Ruedi Murer begegnen wir wieder 1512: zusammen mit Steffan Murer, wohl seinem Bruder, nimmt er am Pavierzug (Feldzug nach Pavia) teil. Klaus und Steffen Murer treffen wir 1513 vor Navarra, und dann kämpfen Konrad, Fridli, Steffen, Ruedi und Klaus Murer 1515 bei Marignano. 1531 fällt Hans Murer aus Zollikon in der Schlacht von Kappel. Zu keiner Zeit fehlte es bei den Maurer an Soldaten in der Heimat

und in der Fremde; das war auch später so: Fridli Maurer, geb. 1598, starb 1625 im Feld in Graubünden, Hans Heinrich Maurer, geb. 1607, starb 1636 in Frankreich, ebenso Felix Maurer (1656–1694). Hans Kaspar Maurer (1729–1758) starb in Flandern, Johann Jakob (1804–1836) in den Niederlanden. Offiziersstellen haben sie nicht bekleidet; der höchste Grad, den ein Maurer erreichte, scheint der eines Wachtmeisters gewesen zu sein.

Damit sind wir zeitlich schon beinahe beim Beginn der Zolliker Pfarrbücher im Jahre 1561 angelangt. In diesen wurden die Taufen und Heiraten und ab 1607 auch die Beerdigungen verzeichnet. Leider erlauben es die sporadischen Angaben in Steuerregistern und Mannschaftsrödeln von Kriegszügen nicht, sich ein klares Bild über die Familien Maurer in der damaligen Zeit zu machen, geschweige denn, damit einen Stammbaum zu konstruieren. Eine der ersten im Taufbuch verzeichneten Heiraten war jene von Veronica Murer mit Jacob Bleuler im Jahre 1565. Diese Veronica Murer nahm ein trauriges Ende: Sie wurde 1593 in Zürich als Hexe verbrannt (vgl. das folgende Hauptkapitel).

Die Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon beginnen für die Familie Maurer mit drei Stammvätern, deren Beziehungen zueinander nicht erstellt werden. Es sind dies Jörg Maurer, beziehungsweise sein Sohn Lorenz Maurer (1566–1634), Untervogt Klaus Maurer († 1610) und Jakob Maurer († 1615). Jörg und Klaus dürften nahe miteinander verwandt gewesen sein, da sie beide im Gstad sesshaft waren, während Jakob Maurer im Oberdorf wohnte. Wir haben es also grundsätzlich mit zwei Stämmen zu tun. Jener im Gstad führte das Wappen mit Spaten, jener im Oberdorf das Wappen ohne Mauerkelle.

Es hat natürlich keinen Sinn, den Inhalt der Stammtafeln, die über 700 Maurer umfassen, hier zu beschreiben. Interessant wäre aber sicher eine Abklärung der frühen Verhältnisse. Weshalb wissen wir nicht mehr, obwohl die Pfarrbücher ab 1561 geführt wurden? Leider wurden während der ersten vierzig Jahre nur die Taufen und Heiraten festgehalten und auch diese nur rudimentär. So wurden bei den Taufen neben dem Namen des Täuflings nur die Namen des Vaters und der Paten notiert, jener der Mutter fehlt, und bei Heiraten wurden die Eltern des Traupaars auch nicht erwähnt. Gelegentlich gingen auch Einträge einfach vergessen. Die Abklärungen werden aber auch dadurch wesentlich erschwert, weil immer wieder die gleichen Vornamen auftreten. So heiratet zum Beispiel ein Klaus Murer 1567 eine Margret Bosshart und wird dann alle zwei bis drei Jahre Vater. Aber schon in den sechs Jahren vor dieser Heirat wird dreimal ein Klaus Murer Vater. Ist es ein Namensvetter oder sind es Kinder aus einer früheren Ehe? Und schliesslich wird Zollikon 1582 noch von der Pest heimgesucht, der rund ein Drittel der Bevölkerung zum Opfer fällt, wodurch die familiären Verhältnisse vollends durcheinandergeraten.

Licht und Schatten

Versuchen wir nun eine allgemeine Charakterisierung der Familie. Die Maurer waren früher in Zollikon recht zahlreich und begütert. Noch im 17. Jahrhundert gab es unter ihnen Bauern mit zwei Knechten, so zum Beispiel Untervogt Hans Hug Maurer im Gstad 1637. Daneben waren es aber auch kleinere Landwirte, und 1692 werden fünf Familien als ganz arm bezeichnet. In den Armenrechnungen von 1650 bis 1690 finden sich verschiedene Maurer, die «in Krankheit und bis zum Tod» unterstützt werden. 1689 haben nur zwei einen Knecht und eine Magd, 1702 bearbeiten auch diese Familien ihre Güter ohne Dienstboten. 1586 bis 1691 sind immer zwei bis drei Maurer unter den Geschwornen, zwei sind Untervögte: Niklaus Maurer, gestorben 1610, und Hans Hug Maurer (1586–1645). 1706 ist noch ein Maurer unter den Geschwornen, und Johann Maurer (1729–1802) amtiert als Säckelmeister. Merkwürdig ist die grosse Zahl von Ehegaumern, es sind ihrer wenigstens vierzehn; soviel hat keine andere Familie aufzuweisen.

Natürlich waren nicht alle tüchtig. Trunksucht warf manchen Hausstand zurück und brachte manchem Manne frühen Tod durch vorzeitigen Verfall der Körperkräfte: Felix Maurer (1640–1704) war «abgelebt». 1757 starb Heinrich Maurer vom Gstad, genannt Kleinmärerli; er war «abtrunken», war «wegen ärgerlichem Saufen und Fluchen» mehrmals im Zuchthaus und wurde 1755 im Spital «an Band gelegt». Jakob Maurer (1708–1764) im Oberdorf, genannt der rote Zimmermann, war «hecticus, abtrunken»; hecticus bedeutet tuberkulös. Adolf Maurer (1849–1896) starb als Trinker an Magenkrebs. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ist eine ganze Familie durch Trunksucht und Tuberkulose ausgestorben.

Untervögte und ‹Wiesel›

Teilt man die Maurer in verschiedene Linien auf, so zeigen sich keine wesentlichen Unterschiede. Die Linie der Untervögte im Gstad war die wohlhabendste. Soweit wir wissen, gingen alle Geschwornen seit etwa 1630 aus diesem Zweig hervor, bis auf einen, den schon genannten Schulmeister Jacob Maurer. Der Grossgrundbesitz der früheren Untervögte verminderte sich während zwei Jahrhunderten allmählich, wahrscheinlich weil das Erbe in zu viele Teile zerfiel. Die Schulmeisterlinie und die Linie des Postdirektors stammen aus dem Oberdorf und bestehen meist aus kleinen Landwirten und Handwerkern: Zimmerleuten, Maurern, Schlossern und Schuhmachern. Sie lebten bescheidener als die Maurer im Gstad und verschiedentlich erscheinen sie in den Armenrechnungen von 1650 bis 1690; auch im Armenverzeichnis 1692 sind drei Familien Maurer aus

diesen Linien verzeichnet. Trotzdem brachten sich fast alle ehr- und redlich durch, hatten ihre eigenen Wohnungen, etwas Land und waren arbeitsame und gute Hausväter.

Eine weitere Linie waren die Maurer genannt ‹Wiesel›. Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts hatten sie noch ansehnlichen Landbesitz und stellten auch einen Geschwornen. Später ging der Wohlstand zurück, und schon im Armenverzeichnis von 1692 findet sich eine Haushaltung der Maurer genannt ‹Wiesel› aufgeführt; in den Almosenabrechnungen jener Zeit treffen wir sie öfter. Sie scheinen die rohesten gewesen zu sein und daneben die unbedeutendsten, man hörte nicht viel von ihnen. Später lebte der einzige bekannte Nachkomme dieser Linie in Frankreich als Sohn eines Schuhmachers. Alle diese Linien unterscheiden sich sehr wenig voneinander, selbst hinsichtlich der Berufe. Neben der Landwirtschaft waren in Zollikon eher Berufsarten vertreten, welche Körperkraft erforderten. Man traf hauptsächlich viele Bauhandwerker: zehn Zimmerleute, fünf Maurer, fünf Schlosser, dann Textilarbeiter für schwerere Arbeiten, fünf Schuster und bloss einen Schneider.

Der Drang nach Übersee

Gab es Maurer, die sich schon in früher Zeit besonders hervorgetan haben? Zu erwähnen wäre hier etwa Felix Maurer (1788–1855), der als Pfarrer in Kyburg tätig war; sein einziger Sohn starb 1867 an der Cholera. Der 1820 geborene Johannes Maurer, der als Familienvater mit 29 Jahren noch als ‹cand. jur.› eingeschrieben war, scheint eine ziemlich kuriose Persönlichkeit gewesen zu sein. Erst war er Lehrer in Uetikon, dann Notariatskanzlist, 1849 lässt er sich einen Heimatschein ausstellen, um nach Paris in ein Advokaturbüro zu gehen. Nach Aussage des Bruders besann er sich aber in Paris anders und schiffte sich mit seiner Familie nach Amerika ein und soll dann bei einem Sturm an die englische Küste verschlagen worden sein. Seither fehlt jede Nachricht von ihm und seiner Familie. Hans Rudolf Maurer (1805–1882), der Bruder dieses Johannes Maurer, war der Begründer der Uhrmachersdynastie Maurer im Oberdorf. Sohn, Enkel und Urenkel führten das Uhrmachersgeschäft weiter, und ein Ur-Urenkel war als Uhrmacher in Rio de Janeiro tätig; überdies arbeitete ein gleichaltriger Vetter von ihm als Schlosser in Rio.

Der Drang nach Übersee war noch bei anderen Maurer zu beobachten. Der ‹Bazillus› wirkte meist innerhalb der Familie. Ein interessantes Beispiel ist die Familie von Johann Gustav Maurer (1842–1911), einem Bauern im Oberdorf. Er hatte drei Söhne und drei Töchter; drei weitere Kinder starben im Säuglingsalter. Die zweite Tochter, Lina Maurer, emigrierte 1902 nach New York, wo sie ihr Auskommen als Fremdsprachen-Korrespondentin bestritt. Sie hat dann nach und

nach ihre Geschwister nachgezogen. Ihre ältere Schwester, Berta, arbeitete immer an ihrer Seite, zuerst in New York, später in Santo Domingo. Fanny, die jüngere Schwester, war noch minderjährig, als sie dem Lockruf ihrer Schwestern nach New York folgte.



Der «Moskau-Maurer», Gustav Maurer 1848–1930

Der älteste Sohn, Gustav, arbeitete zeitweise in Lyon und kehrte dann nach Zollikon zurück. Der zweite Sohn, Julius, ging 1909 nach Amerika, um Ingenieur zu studieren, und kehrte dann wieder nach Zollikon zurück (sein Sohn war später Tierarzt in Amerika). Der dritte Sohn, Ernst, wurde mit finanzieller Unterstützung seiner Schwestern Mineningenieur. Nach verschiedenen Reisen, auf denen ihn teilweise seine Schwester Fanny begleitete, wurde er in Mexiko sesshaft, wo er heiratete und wo noch heute ein Teil seiner Nachkommen lebt. Lina Maurer

kehrte in die Schweiz zurück und studierte noch mit 36 Jahren Medizin. Fanny starb in Bolivien, auf dem Weg nach Peru.

Ein anderes Beispiel ist die Familie des Gemeindeammans Johannes Maurer (1809–1892). Sein erster Sohn, Germanus Maurer, ein Seidenfabrikant, wanderte nach New Richmond, Ohio, aus. Der zweite Sohn, Gustav Maurer, war als Holzhändler in Moskau tätig und wurde dort eine Zeitlang von seinem jüngeren Bruder unterstützt. Gustav Maurer (1848–1930) bedachte Zollikon mit einem grosszügigen Legat, was die Gemeinde veranlasste, eine Strasse nach ihm zu benennen. Ebenso grosszügig war der ledige Sohn des Germanus (1840–1896), Thomas Cleneay Maurer (1874–1960), dessen Legat in den 1960er Jahren die Einrichtung eines Ortsmuseums und einer Gemeindebibliothek ermöglichte. Karl Beck hat einen Abriss seines Lebens verfasst (Zolliker Jahrheft 1986).



Johann Maurer, 1825–1908
Kreispostdirektor in Basel von 1853–
1902

Wackere, fromme Männer

Wackere, fromme Männer waren die meisten Maurer, nicht streitbare, weder in politischen noch religiösen Dingen. Sie hielten streng am Glauben der Väter fest. Zweifeln und Neuerungen waren sie nicht zugänglich, und sie gehörten von jeher zu den fleissigen Kirchenbesuchern. Allerdings waren die Maurer neben den Hottinger bei der Wiedertäuferbewegung am stärksten beteiligt, aber sie waren lange nicht so schwärmerisch wie diese. Der Täufer Fridli Maurer erklärte 1525 im Ge-

fängnis einfach: «er sye jetzt getauft und das nicht wider Gott; derby wolle er bleiben». Beim Bilderstürmen während der Reformation beteiligten sich die Maurer nicht, sie vergriffen sich nicht an Heiligen. Ihre Kinder lernten früh beten. Regeli Maurer, Jakobs Tochter, kann beim Brautexamen «lesen und schreiben, kommt aus einer wohlerzogenen Haushaltung». Anna Maurer, die Tochter des Geschwornen Felix Maurer, «kann lesen und beten». Jakob Maurer «ist wohl bestanden». Johann Maurer (1729–1802), war viele Jahre Säckelmeister und seine Rechnungen werden immer «zu bestem obrigkeitlichem Vergnügen» abgenommen. 1772 werden ihm über die bestimmte jährliche Besoldung hinaus noch 23 fl. überreicht, 1777 soll er die Restanzen besser eintreiben. Gemeinderat Heinrich Maurer (1786–1863), war ein stiller und pflichtbewusster Beamter.

Bei Johann Maurer (1825–1908), der es bis zum Kreispostdirektor in Basel brachte, sind es gesunder Verstand, Fleiss und Pflichttreue, die ihm zu der geachteten Stellung verhalfen. Wie gross man seine praktische Einsicht und Genauigkeit zu schätzen wusste, zeigt ein Auftrag, der ihm 1862 von der Postverwaltung übertragen wurde. In einem anderen Postkreis war eine «postalische Desorganisation» eingerissen und um die Dinge wieder ins richtige Geleise zu leiten, wurde Johann Maurer abgeordnet. Für seine erfolgreichen Bemühungen

und glückliche Lösung der Aufgabe wurde er mit einer Uhr beschenkt. Eine zweite goldene Uhr erhielt er dreissig Jahre später von der Postverwaltung «in Anerkennung fünfzigjähriger treuer Pflichterfüllung».

Von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts waren ununterbrochen Maurer als Schulmeister an unserer Dorfschule tätig. 1562 wird dem Schulmeister Jeremias Schumacher (ein Beiname früherer Maurer) ein Kind Elisabeth getauft, und 1759 trat Johann Jakob Maurer (1688–1760) vom Amte zurück, «nachdem er 45 Jahre die Schule fleissig und treulich versehen». Der Zolliker Dorfpoet Thomann widmete ihm einen poetischen Nachruf voll warmen Lobes. Der Pfarrer machte im Familienverzeichnis bei diesem Maurer die Bemerkung: «Ist eine der brävsten Haushaltungen». Johann Jakob Maurer (1611–1681) war «gar fleissig und eifrig». Jakob Maurer (1636–1691) war Schulmeister und Geschworne und «ein wackerer, frommer Mann».

Ist es vertretbar, die Maurer so zu charakterisieren? In der heutigen Zeit, in welcher der Individualismus eine dominante Rolle spielt, jeder für sich wohnt und seinen eigenen Beruf ausübt, mag dies nicht mehr angehen. In alter Zeit wohnte man aber noch enger beisammen, lebte in ähnlichen Verhältnissen und war sich seiner verwandtschaftlichen Bindungen stärker bewusst. So konnten sich dann eben doch gewisse Verhaltensmuster entwickeln, die über Generationen erhalten blieben.

Literatur:

Alexander Nüesch und Heinrich Bruppacher, *Das Alte Zollikon*, Zürich 1899; Aufzeichnungen der Julie Berchtold-Bleuler (1851–1925); Paul Guyer, *Die Bevölkerung Zollikons im Mittelalter und in der Neuzeit*, Zürich 1946; Wilhelm Heinrich Ruoff, *Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon*, 1958; Felix Aeppli, *Geschichte der Gemeinde Maur*, 1979; Sigmund Widmer, *Zürich – eine Kulturgeschichte*, Bd. 3–5, Zürich 1976/77; Heraldische Unterlagen des Staatsarchivs Zürich (Hans Ulrich Pfister); Barbara Engler-Maurer, persönliche Mitteilungen.

Veronica Murer von Zolligken ward mit dem Führ abgetaan

Der Titel offenbart schon die ganze Brutalität des Geschehens an diesem Samstag, dem 24. Februar 1593, in Zürich. Veronica Maurer von Zollikon wurde als Hexe verurteilt und dann – so würden wir heute sagen – hingerichtet. Aber auf der noch erhaltenen Gerichtsurkunde steht geringschätzig: «wurde mit dem Feuer abgetaan». Sie war die einzige Zollikerin, von der wir wissen, dass sie ein Opfer des frühneuzeitlichen Hexenwahns geworden ist. Wie hat es dazu kommen können?

Glücklicherweise ist ihre Hochzeit im ersten Zolliker Pfarrbuch, das 1561 beginnt, verzeichnet: «*Matrimonium 4 Martij 1565: Jacob Blüwler und Fronck Murer*». Die Bleuler waren damals die mit Abstand verbreitetste Familie in Zollikon. Die Maurer sind in Zollikon seit 1357 nachgewiesen. 1565 haben sich also zwei normale Vertreter zweier typischer Zolliker Familien in der Zolliker Dorfkirche vor Pfarrer Hans Rudolf Bullinger, dem zweiten Sohn des Reformators und Nachfolgers von Zwingli, das Jawort gegeben. Dies war ein mutiges, ein hoffnungsvolles Jawort, denn vom September 1564 bis Anfang 1565 hatte die Pest gewütet. Sie war vom Norden her den Rhein heraufgekommen, hatte in Basel 12 000 Opfer gefordert und in Zürich mehr als 2000. In Zollikon starben gemäss Pfarrer Bullinger «*nit sunders vil*»; trotzdem wurden etliche Familien schwer getroffen. Und jetzt, nach dieser schweren Zeit, wollten Jagli und Fronck einen neuen Anfang wagen.

Das junge Paar scheint nur ein einziges Kind gehabt zu haben, das vermutlich schon als Säugling starb: am 9. Dezember 1565 wurde eine Elisabeth zur Taufe gebracht, bei der ein Felix Maurer Götti und eine Elsbeth Bleuler Gotte waren. Wie damals üblich, hatte das neugeborene Mädchen den Vornamen seiner Gotte erhalten. Elsbeth Bleuler hatte vor einem halben Jahr den Witwer Felix Bleuler geheiratet, der seine erste Frau bei der Pest verloren hatte, und Felix Maurer heiratete ein Jahr später Verena Streuli. Nach acht Jahren, anno 1573, starb Jakob Bleuler. Da Veronica nun ihren Lebensunterhalt selbst verdienen musste, zog sie zum Sohn ihrer Cousine mütterlicherseits («*irer muoter schwöster dochter sohn*»), zu ihrem «Vetter» Jagli Diggelmann. Auf seinem Gut in Ringlikon (Gemeinde Uitikon) diente die nun inzwischen wohl gut 30-jährige Veronica als Magd. Schon bald entspann sich zwischen den Zweien ein Verhältnis und Veronica wurde von ihrem «Vetter» geschwängert. Wir wissen nicht, ob eine Heirat je in Erwägung gezogen worden war. Jedenfalls wäre diese nicht ganz

unproblematisch gewesen, denn Veronika war mit ihrem ‹Vetter› nach germanischer Zählung im dritten Grad verwandt.* Das hätte wohl noch einen Dispens der kirchlichen Obrigkeit erfordert. Möglicherweise hatten sie aber auch gar nie an eine Heirat gedacht.

Veronica brachte ihr Kind, einen Knaben, ohne Hilfe einer Hebamme oder einer anderen Frau, allein zur Welt. Die Geburt erfolgte wohl im Tenn, denn sie wickelte den Säugling in ein Röcklein und stiess ihn in einen Haufen Streu. Vielleicht glaubte sie, das Kind dort heimlich stillen zu können, möglicherweise nahm sie aber auch seinen Tod bewusst in Kauf. Das alles kann nicht ganz unbeobachtet geschehen sein, denn eine Frau, wohl eine Nachbarin, fand das Kind, zog es aus dem Streuhaufen heraus und brachte es in Sicherheit, sodass es am Leben erhalten werden konnte. Um nicht wegen ‹versuchter Kindstötung› angeklagt zu werden, entzog sich Veronica Maurer der befürchteten gerichtlichen Vorladung durch Flucht aus dem Herrschaftsgebiet der ‹Gnädigen Herren von Zürich›. Weit brauchte sie nicht zu gehen. Nach Birmensdorf kam die Grenze und schon war sie in Arni, im aargauischen Kelleramt. Auch ihrem ‹Vetter› scheint der Boden in Ringlikon zu heiss geworden zu sein. Er reiste ihr nach und dürfte dann in der gleichen Gegend als Knecht gearbeitet haben. Dort lebten sie natürlich nicht mehr unter einem gemeinsamen Dach und dürften sich nur noch heimlich getroffen haben; jedenfalls hat sie sich *«dasselbst zuo ime biss uff gegenwürtige zyt enthalten»*.

Es ist anzunehmen, dass Veronica Maurer, wie noch so viele andere Frauen auch, eine gewisse Erfahrung im Behandeln von Kranken hatte. Solche Personen setzten sich oft dem Verdacht aus, mit dem Teufel unter einer Decke zu stecken. Half die Behandlung nichts, so brachte das die Heilerin in Verruf, half sie, so konnte es rasch einmal heissen, das könne nicht mit normalen Dingen zugegangen sein. Und dabei waren wohl oft die eingesetzten Heilmittel aus heutiger Sicht pharmakologisch wirkungslos, abgesehen von der psychosomatischen Wirkung. Über Veronicas Heilkünste erfahren wir nichts, wohl aber, dass sie einen Streit mit dem Heilpraktiker Stünzi von Oberrieden hatte, da beide den gleichen Patienten behandeln wollten.

Um 1590 hatte Felix Künzli von Oberlunkhofen, der Nachbargemeinde von Arni, ein Kind mit Halsschmerzen, wofür er angeblich Stünzi aus Oberrieden beiziehen wollte. Veronica Maurer wollte sich des Falls auch annehmen und gab zum Besten, welche Arzneien Stünzi ihrer Meinung nach verwenden sollte. Diese Einmischung liess sich Stünzi nicht gefallen und schalt sie *«ein böss wjß»*, und Felix Künzli wies sie aus dem Haus. Sie wird wohl mit entsprechenden Verwünschungen darauf reagiert haben. Stünzi nahm sich nun offenbar vor, die

* Beim ursprünglichen römischen System der Verwandtschaftsgrade wurden die zwischen zwei Personen liegenden Zeugungsakte gezählt, bei dem von der Kirche im 11. Jahrhundert übernommenen germanischen System die zur Verwandtschaft führenden Generationen.

unliebsame Konkurrentin ein für alle Mal auszuschalten, und Felix Künzli half ihm gerne dabei. Sie fanden auch noch Unterstützung bei Heini Baumann, Hans Wassmer und Hans Wagner, die bereit waren, gegen sie auszusagen. Damit nahm das Unglück seinen Lauf. Veronica wurde der Hexerei angeklagt und so lange gefoltert, bis sie all das gestand, was man ihr vorsagte.

Die Vorwürfe an Veronica Maurer waren derart schwach und unfundiert, dass es uns heute völlig unbegreiflich ist, wie eine Anklage überhaupt zustande kommen konnte. Man warf ihr vor, sie habe Umgang mit dem – einmal schwarz und einmal grün bekleideten – Teufel gepflegt, wobei sie aber niemand je mit einer verdächtigen Person gesehen hatte. Die Anklage beruhte also einzig und allein auf dem unter Martern erpressten Geständnis. Man warf ihr sodann vor, sie sei für den Tod der Pferde von Künzli und Baumann verantwortlich. Das eine habe sie verhext, indem sie ihm mit der Hand über den Rücken gefahren sei, das andere, indem sie es mit einer Haselrute geschlagen habe. Überdies habe sie zwei Kühe von Hans Wassmer verhext, so dass diese lange Zeit keine Milch mehr gegeben hätten. Sie habe auch Hans Wagner verhexen wollen, was ihr aber nicht geglückt sei. Und das war denn auch schon alles, was man ihr vorzuwerfen hatte. Natürlich wurde auch daran erinnert, sie habe vor Jahren versucht, ihr eigenes Kind umzubringen.

Wenden wir uns den von der wohl nun etwa 50-jährigen Veronica Maurer erpressten Aussagen zu, zunächst jener des Umgangs mit dem Teufel:

<p><i>Unnd als sÿ widerumb inn einem zorn zum huss uss gangen, sÿge iro an bemelts Küntzlis gassen der böse geist inn gestalt einer schwartz bekleidten mansperson begëgnet, sich gegen iro mitt nammen Lucifer genennt, mit anzeigung, der Stüntzi sÿ begërt zeschënden, wellind inne auch schënden, und sÿn angredt. Wann sÿ ime volgen, sich Gott des allmëchtigen verlougnen, welle er iro gëlt dheinen mangel lassen. Darbÿ ouch wÿter iro zuogemuotet, mitt imme sÿnen muotwillen zepflügen. Im wellichen sÿnem zuomuoteten sÿ ime (leider) gefollget unnd er sÿnen schandtlichen muotwillen mitt iro hinnder einem hag unneer von bemeltem ort volbracht. Unnd daruf iro</i></p>	<p>Und als sie wiederum im Zorn das Haus verlassen hatte, sei ihr auf der Gasse des erwähnten Künzli der Teufel in Gestalt eines schwarz gekleideten Mannes begegnet, der sich ihr gegenüber Luzifer genannt, sie angesprochen und ihr angeboten habe, den Stünzi zu schädigen, so wie dieser sie schädigen wolle. Wenn sie ihm folge und Gott den Allmächtigen verleugne, wolle er sie an Geld keinen Mangel leiden lassen. Überdies habe er ihr zugemutet, mit ihm sexuellen Umgang zu pflegen, was sie ihm (leider) zugestanden habe und sie hätten hinter einem Hag, weiter weg vom erwähnten Ort, miteinander verkehrt. Darauf habe er ihr, wie sie meinte,</p>
---	--

<p><i>etwas gëlts, als sÿ vermeint, einen t-aler gsÿn, zuogestellt, welichs aber her-nach nützit annders dann schum gwëssen.</i></p> <p><i>Bÿ einem jar zum annderen mal der bösse geist inn grüner bekleidung bÿ einem birnboum uff dem Lungkhofer vëls zuo iro kommen, sÿ ermannel, von ime nit abzestaan. Daruf abermaln sÿnen üppigen muotwillen mitt iro vol-bracht, unnd domaln iren aber etwas gëlts, als sÿ vermeint, gëben, wellichs aber nur güssel gwësen.</i></p>	<p>einen Taler Dirnenlohn gegeben, doch habe sich dies nachher nur als Schaum herausgestellt.</p> <p>Ein Jahr später sei der Teufel abermals in grüner Bekleidung bei einem Birnbaum auf dem Lunkhofer Fels zu ihr gekommen und habe sie ermahnt, sich nicht von ihm abzuwenden. Darauf aber habe er mit ihr sexuell verkehrt und ihr jeweils, wie sie glaubte, etwas Geld gegeben, das sich aber nur als Unrat herausgestellt habe.</p>
---	--

Es kann kein Zweifel bestehen, dass diese abstrusen Geständnisse nicht etwa Veronica Maurers Fantasie entsprungen, sondern ihr so vorgegeben worden waren. Es sind uralte Stereotypen, die bei allen Hexenprozessen in ähnlicher Form verwendet worden sind; zu diesen Clichés gehört insbesondere auch das Dirnengeld, das sich nachträglich als wertlos erweist. Besonders typisch ist der Umstand, dass sich der Teufel «*hinnder einem hag*» an ihr vergeht, denn sie ist ja gemäss Anklage eine «Hagse» oder Hexe. Eine Hexe ist eine Frau, die gesetzte Grenzen überschreitet. Sie lebt oft ausserhalb des Etters, also des Hags, der das Dorf umgibt, ausserhalb der Dorfgemeinschaft, allein in einem Haus, und sie überschreitet auch geistig den «Hag», den Rahmen des im Dorf Üblichen. Sie ist auch eine «Hagreiterin», die sich beim Hag verwandeln kann, wie etwa die Hexe in Grimms Märchen «Jorinde und Joringel». Die angebliche Kindstötung passt auch ins Bild, denn Hexen töten Kinder, wenn sie in der Walpurgisnacht zusammenkommen.

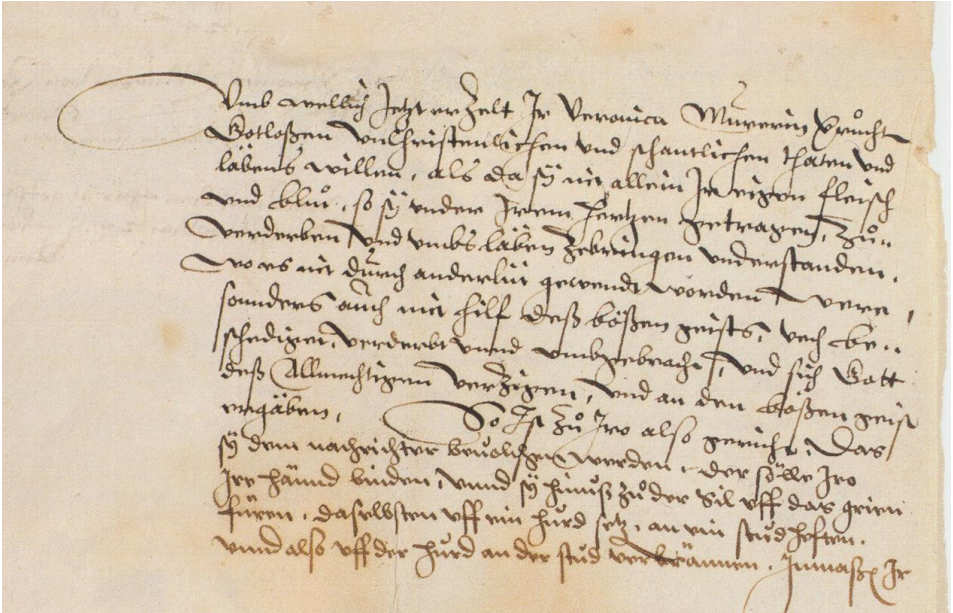
Wenn das Verdikt «Hexe» einmal feststand, gab es kein Entrinnen mehr. Die Anklage kam in der Regel bereits dem Todesurteil gleich. Eine Frau konnte nur als Hexe verbrannt werden, wenn sie die ihr zur Last gelegten Verbrechen gestand. Stritt sie die Vorwürfe aber ab, galt sie als verstockt und konnte so lange gefoltert werden, bis sie gestand oder unter der Folter starb. Eine Angeklagte konnte ihre Marter praktisch nur so verkürzen, dass sie gestand und den Feuer-tod auf sich nahm. Selbstverständlich hatten die Angeklagten auch nie einen Verteidiger, und ihre Ankläger waren zugleich auch ihre Richter. Es gibt nur sehr wenige Beispiele von Frauen, die diese Folterungen lebend durchstanden, ohne ein Geständnis abzulegen. Diese wurden dann, verkrüppelt durch die Torturen, aus dem Herrschaftsgebiet ausgewiesen, um den Rest ihres elenden Lebens mit Betteln durchzubringen. Zuvor aber hatten sie «Urfehde» zu schwören, das

heisst, sie mussten schwören, nie mehr zurückzukehren und sich nie am Gericht und seinen Helfern für das erlittene Unrecht zu rächen.

Die übrigen Vorwürfe waren daher lediglich Illustrationen für das von Anfang an feststehende Urteil. Wir wollen sie trotzdem kurz aufführen:

<p><i>Unlang noch jetzt bemelter zýt, als ob-gemëlter Felix Küntzli mitt ross unnd karren willens gwësen inns holtz zefahren, sýge sý demselbigen uff dem wëg bekhommen unnd mitt der hand dem ross über den rugken ab inn des bössen nammen gefahren. Wellich ross glych nider gefallen unnd verdorben sýge.</i></p>	<p>Nicht lange darnach, als der erwähnte Felix Küntzli die Absicht hatte, mit Pferd und Wagen in den Wald zu fahren, sei sie ihm unterwegs begegnet und sei dem Pferd im Namen des Teufels mit der Hand über den Rücken gefahren, worauf das Pferd sogleich gestürzt und verendet sei.</p>
<p><i>Bý drýgen wuchen, als an einem morgen frú ein bettler uff Heini Bumans von Jonen ross zuo irem huss rýten khommen und dz ross nit wýter gaan wellen, habe sý mit haslin rütli, so uff einem mürli glëgen, gnommen unnd dass ross inn des bössen nammen von irem huss dannen geschlagen. Wellich ross ouch inn acht tagen darnach ab-gangen.</i></p>	<p>Vor rund drei Wochen, als eines Morgens früh ein Bettler auf dem Pferd des Joners Heini Baumanns bei ihrem Haus vorbeiritt und sich dieses dann nicht weiterbewegen wollte, habe sie eine Haselrute von einem Mäuerchen genommen und damit das Pferd in des Teufels Namen geschlagen und von ihrem Haus davongejagt. Dieses Pferd sei acht Tage später eingegangen.</p>
<p><i>Verschinner zýt sý uss anstiftung dess bössen geists Hannssen Wassmers zuo Lungkhofen zweýen küyen die milch gnommen, das sý ein zýt lang dhein milch mehr gëben.</i></p>	<p>Vor einiger Zeit habe sie auf Anstiftung des Teufels bei Hans Wassmer zu Lunkhofen zwei Kühen die Milch genommen, sodass sie eine Zeit lang keine Milch mehr gegeben hätten.</p>
<p><i>Unnd dann als sý uff ein zýt Hannssen Wagner zuo Lunckhoffen übel gehasset, habe sý ime uss anstiftung dess bössen geists, der iro ohne unnderlass kein ruow gelassen, einen streich inn desselben nammen wellen gëben und aber nie zuo ime kommen können.</i></p>	<p>Und als sie vor einiger Zeit Hans Wagner von Lunkhofen sehr hasste, habe sie ihm auf Anstiftung des Teufels, der ihr keine Ruhe gelassen habe, in seinem Namen einen Streich verpassen wollen, hat aber nie zu ihm gelangen können.</p>

Und nachdem Veronica Maurer dies alles unter der Folter gestanden hatte, gab es kein Zurück mehr. Das Todesurteil wurde ausgesprochen und umgehend vollstreckt.



Umb wellich jetzt erzelt ir, Veronica Murerin verruoht

<p><i>Umb wellich jetzt erzelt ir, Veronica Murerin, verruoht, gottlossen, unchristenlichen und schantlichen thaten und läbens willen, als da sy nit allein iro eigen fleisch und bluoet, so sy under irem hertzen getragen, zuo verderben und umbs läben zebringen understanden, was ein durch ander lüt gewendt worden were, sonnders auch mit hilf dess bössen geists vech beschedigen, verderbt unnd umbgebracht, und sich Gott des allmechtigen verzigen und an den bössen geist ergäben,</i></p>	<p>Um der nun geschilderten verruchten, gottlosen, unchristlichen und schändlichen Taten und ihres, Veronica Maurers, Lebens willens, in dem sie nicht nur ihr eigen Fleisch und Blut, das sie unter dem Herzen getragen hatte, verderben und umbringen wollte, was durch andere Leute abgewendet werden konnte, sondern auch mit Hilfe des Teufels Vieh geschädigt und umgebracht und sich von Gott dem Allmächtigen abgewandt und dem Teufel ergeben hat,</p>
--	---

So ist zuo iro also gericht, das sÿ dem nachrichter bevolchen werden. Der sölle iro ire händ binden unnd sÿ hinuss zuo der Sil uff das grien füren, dasselbsten uff ein hurd setzen, an ein stud heften unnd also uff der hurd an der stud verbrännen. Inmassen ir fleisch unnd bein zuo eschen werde, danenthin die eschen dem fliessenden wasser bevelchen unnd sÿ damit dem gricht unnd rechten gebüsst haben sölle.

Unnd ob jemants, wer der were, der sölichen iren tod andete oder äferte, mit worten oder wercken, heimlich oder öffentlich, ald das schüffe gethaan worden, der oder dieselben sölle inn der schulden unnd banden stan, darinnen die genant Veronica Murerin jetz gegenwärtig stadt.

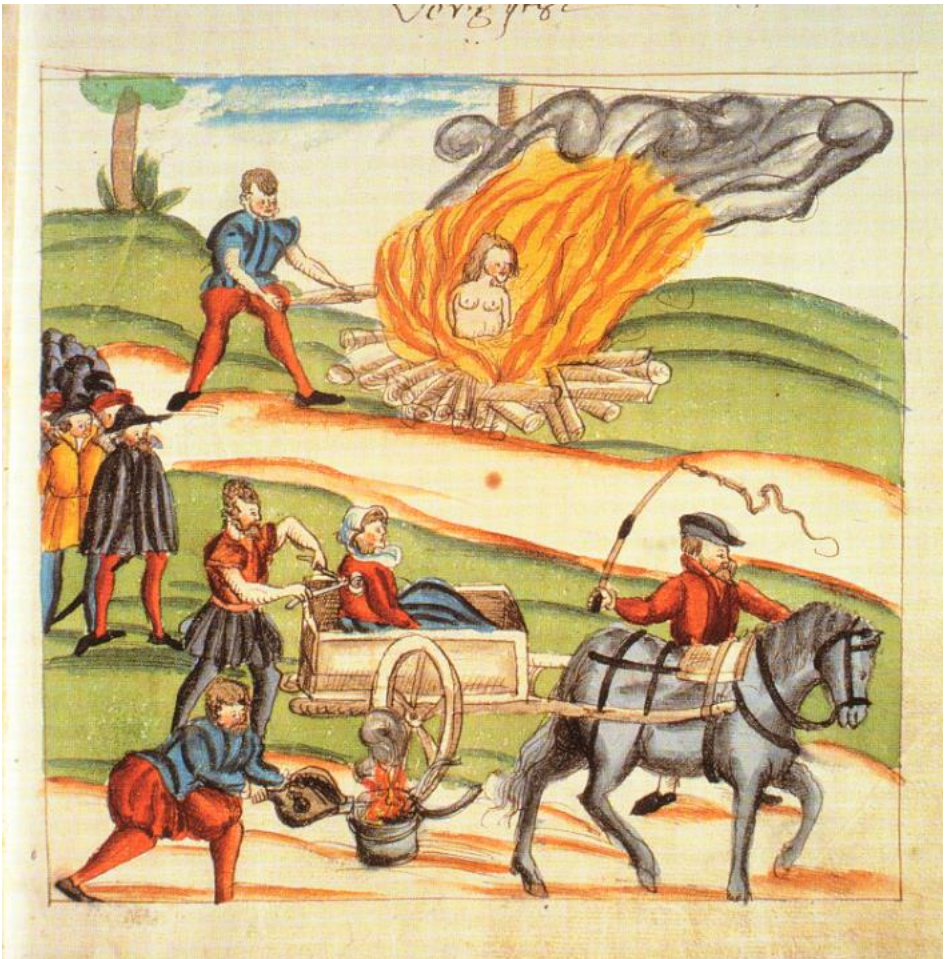
Hälff dir Gott.

So ist beschlossen worden, sie dem Scharf-richter zu übergeben. Dieser solle ihre Hände binden und sie auf die Kiesbank bei der Sihl führen, dort auf einen Holzstoss setzen, an einen Pfahl binden und sie so auf dem Holzstoss an dem Pfahl verbrennen. Sobald Fleisch und Knochen Asche sind, soll diese dem fliessenden Wasser übergeben werden, und damit soll dann dem Gericht und Recht Genüge getan sein.

Und sollte jemand, wer es auch sei, diesen ihren Tod rügen oder wieder vorbringen, mit Worten oder Werken, heimlich oder öffentlich, nachdem das erledigt ist, so sollen der- oder diejenigen angeklagt vor dem Richter stehen, wo gegenwärtig Veronica Maurer steht.

Helfe dir Gott.

Ja, helfe dir Gott, du hohes Zürcher Gericht!



Zentralbibliothek Zürich, Wickiana, Signatur Ms. F 23, 424.

Literatur

Staatsarchiv Zürich: A 27.160 (Akten über Hexerei), E III 148 (Taufbuch Zollikon); Richard van Dülmen (Hsg.), *Hexenwelten*, Frankfurt 1987; *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, Vol. 52/2, 2002; Walter Letsch, Das Hoppenhenneli von Küsnacht, *Küsnachter Jahrheft* 2003, S. 54 ff; Christine Wettstein, Der Christbaumkönig von Mexiko – ein Zolliker (Ernesto S. Maurer), *Zolliker Jahrheft* 2011, S. 82–88.

Die Familie Obrist

Die wohl reichste und angesehenste Familie von Zollikon waren in der Frühen Neuzeit die Obrist. Sie waren aber nie sehr zahlreich und die Nachkommen des Zolliker Zweigs der Obrist sind in der Schweiz ausgestorben. Der letzte männliche Angehörige dieses Zweigs war Dr. phil. Aloys Obrist (1867–1910), Königlich-Württembergischer Hofkapellmeister und Custos des Liszt-Museums zu Weimar. Es gab und gibt aber in der Schweiz nicht nur diesen Zweig der Obrist. Heute sind Obrist in 46 Gemeinden verbürgert, darunter in 16 Aargauer und 14 Zürcher Gemeinden. Recht viele von diesen stammen ursprünglich aus dem bei Brugg gelegenen Riniken und dem nordöstlich davon gelegenen Sulz AG. Die älteste Nennung des Geschlechts stammt aus der Gemeinde Stetten AG. Dort werden 1278 ein «*C[aspar?] de Obrosto et Ūl[ricus] filius suus*» erwähnt. Eine weitere Erwähnung erfolgte 1307 in Windlach, Stadel ZH: «*Rud[olfus] dictus ze Oberost et H[einricus], suus filius, et Jo[hanna] ze Oberost, uxor, et sui liberi*», also Rudolf, genannt «ze Oberost», sein Sohn und dessen Frau Johanna und seine Kinder.¹⁰³ Unter den Obristen darf man sich ganz prosaisch die Nachkommen eines Stammvaters, der zuoberst im Dorf gewohnt hat.

Die ältesten Obrist in Zollikon

In Zollikon müssen die Obrist schon sehr früh ansässig gewesen sein. Der erste, Rüdolf der Oberost, erscheint schon 1330 als einer der zwölf Geschworenen der Gemeinde. 1349 tauchen Rüdolf und Johannes Oberost in einer Oetenbacher Urkunde auf. Schon 1362 erschienen diese zwei als städtische Steuerzahler. Sie waren sogenannte «Ausburger» oder «Pfahlburger», Personen, die ihren Wohnsitz ausserhalb der Stadt Zürich beibehielten, jedoch Bürger der Stadt waren und damit den Schutz der Stadt genossen. Sie sind aufgeführt als «*R[üldolf] Obrast*» und «*Joh[anne]s, sin brüder*» und zahlten gemeinsam nur den bescheidenen Betrag von 4 Schillingen; neben ihnen hatten noch 16 weitere Zolliker diese Stellung als Ausburger inne. Unter den Zolliker Steuerzahlern, die nicht Bürger der Stadt waren, hatte es noch drei weitere Obrist: der «*grosse Rüdi Obrast*», «*Johs. Obrast*» und «*Ber. Obrasten wip*», also wohl die Witwe eines Berchtold. Bald darauf scheinen Rüdolf und Johannes ihren Status als Stadtbürger wieder aufgeben zu haben, denn 1366 erscheinen sie zusammen mit jenen Zollikern, die nicht Stadtbürger waren. 1369 finden wir neben den erwähn-

¹⁰³ Victor Schobinger et al., *Zürcher Familiennamen*, Zürich 1994, S. 126.

ten vier Obrist die «*Ber. Obrosten wip und ir kint*» und schon ein Jahr später taucht statt ihr ein «*Peter Obrost*» auf. Vermutlich hatte dieser andernorts als Knecht gearbeitet, war vor 1369 zu seiner verwitweten Mutter zurückgekehrt und hatte kurz darauf geheiratet und die Verantwortung für den Haushalt übernommen, möglicherweise nach dem Tod der Mutter. 1376 sind die zwei Johannes und der Gross-Rüdi verschwunden; geblieben sind Peter und ein Rüdi.¹⁰⁴

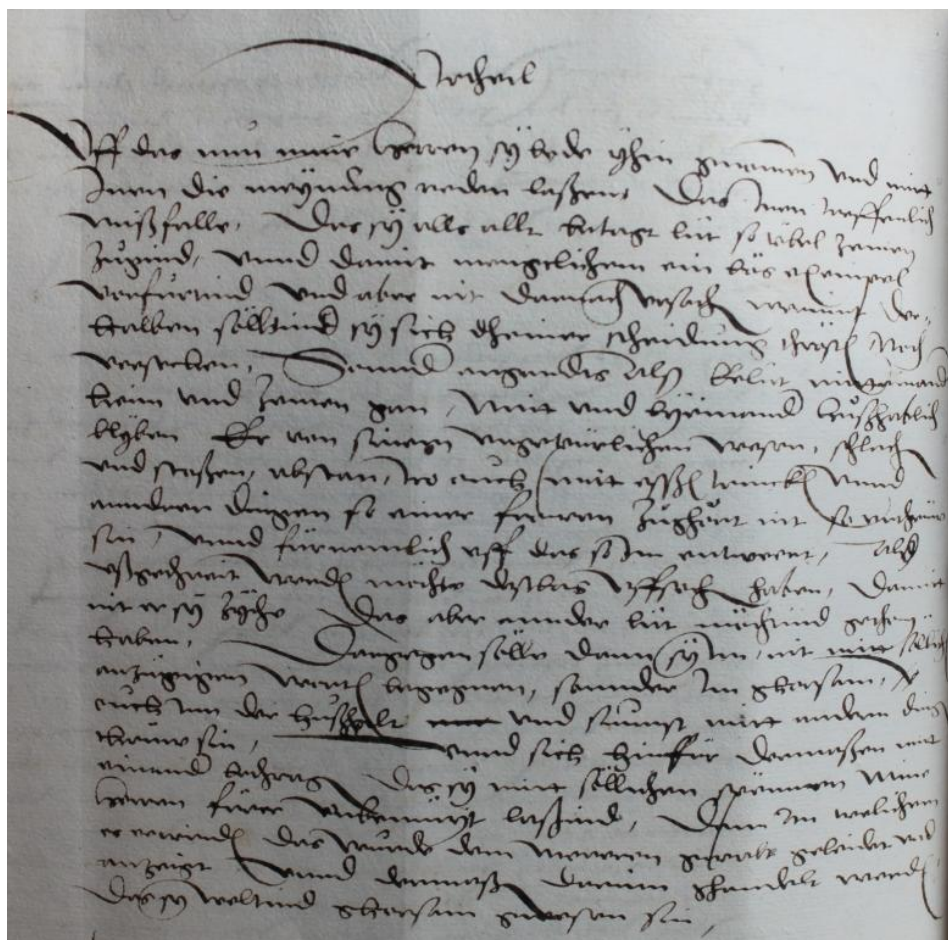
Die Steuerbücher weisen nachher eine Lücke von etwa einer Generation auf und setzen erst wieder im Jahr 1401 ein. Peter scheint inzwischen verstorben zu sein und Johannes ist jetzt als «*Jo. Obrest der alte*» aufgeführt. Neben diesem gibt es einen weiteren Johannes sowie einen Hartmann. Diese zwei waren Brüder und figurieren unter den Stadtzürcher Bürgern. 1408 ist der alte Johannes bereits gestorben. Dafür taucht 1410 ein Rüdi auf. Johannes und Rüdi sind bis 1425 in den Steuerlisten aufgeführt, während Hartmann letztmals 1417 erwähnt ist. 1416 taucht er noch in einer interessanten Kaufurkunde auf.¹⁰⁵ Hartmann Obrist verkauft der Gemeinde Zollikon für 24 Pfund einen jährlichen Zins von einem Pfund, was den etwas merkwürdigen Zinssatz von 4,167 % ergibt. Obrist erhielt also 24 Pfund und hatte diese Gült (eine Art Hypothek) zu verzinsen. Als Sicherheit diente eine Juchart [29 Aren] Reben in der Dachsleren, beim heutigen Gewerbezentrum. Daraus darf aber nicht geschlossen werden, Obrist habe Geld gebraucht; viel eher hatte die Gemeinde Zollikon ein regelmässiges Einkommen gebraucht, denn sie kaufte diese Gült für das Kloster Oetenbach, mit dem sie 1410 einen Landtausch vorgenommen hatte. Die Gemeinde Zollikon hatte vom Kloster Oetenbach das Gut Ottensberg erhalten, das jährlich fünf Pfund Zinsen abwarf, und dem Kloster im Austausch das Gut Ryssern gegeben, das aber nur vier Pfund Zinsen abwarf, sodass die Gemeinde noch eine weitere Geldanlage brauchte, die ein Pfund Zinsen abwarf. Der Landtausch bezweckte, den Goldbachern das Land in der Rysseren, seewärts des Rumensee-Weiher, für den Bau der St. Anna-Kapelle zu übergeben – dementsprechend hatten die Goldbacher dem Kloster Oetenbach die vier Pfund Zinsen zu zahlen. Dafür konnten die Zolliker das etwas grössere Gut Ottensberg übernehmen, das seither zur Gemeinde Zollikon gehört.

Nach 1425 weisen die Steuerbücher wiederum eine grosse Lücke auf; sie liegen erst wieder für die Jahre 1463–1470 vor. Hatten wir es bisher – soweit wir dies den Steuerbüchern entnehmen können, mit zwei Familien Obrist zu tun gehabt, die aber zweifellos eng miteinander verwandt waren – so haben wir 1463 nur noch eine einzige Familie vor uns, die Familie des Heini Obrist mit seiner Frau und den Kindern Hans, nochmals Hans, Jacob und Annaly. 1470 taucht noch eine zweite Tochter auf, die bereits Witwe ist und offenbar nach dem Tod ihres

¹⁰⁴ Staatsarchiv Zürich, StAZH Dg 1.1–9, Steuerbücher Stadt und Landschaft Zürich, 14. und 15. Jh.

¹⁰⁵ StAZH, C II 11, Nr. 647, 20.5.1416.

Mannes in den Haushalt der Eltern zurückgekehrt ist. Von Heini Obrist wissen wir nur noch, dass er 1443 im Alten Zürichkrieg mitgekämpft hatte. Ein Enkel des Heini hiess wiederum Heini, denn wir stossen beim Pavierzug von 1512 und bei der Schlacht von Marignano von 1515 auf einen Heini Oberost. Dieser erscheint auch in den Zolliker Holzrödeln der Jahre 1519–1576, zuerst allein, dann zusammen mit seinem gleichnamigen Sohn. Heini Obrist war einer der reichsten Bauern von Zollikon und besass das Maximum des erlaubten Waldbesitzes.¹⁰⁶ 1528 baute er sich ein Haus im Hinterdorf, den nachmaligen «Obristenhof», heute Oberdorfstrasse 19, gegenüber dem Ortsmuseum.¹⁰⁷

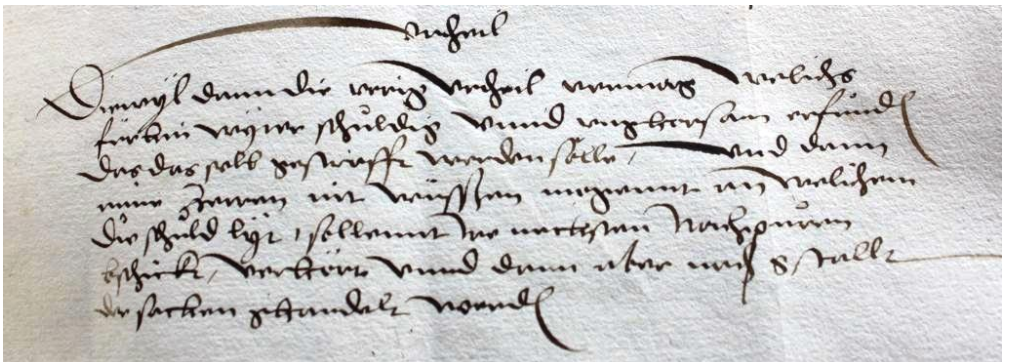


Erstes Urteil des Ehegerichts in Sachen Barbara Frei und Heini Obrist, 1551.

¹⁰⁶ Alexander Nüesch und Heinrich Bruppacher, *Das alte Zollikon*, Zürich 1899, S. 424.

¹⁰⁷ Theophil Bruppacher, 450 Jahre Obristenhof, in: *Zolliker Jahrheft* 1978, S. 28 ff.

Heini Obrist erscheint 1546–1554 sechsmal in den Akten des Zürcher Ehegerichts.¹⁰⁸ Im September 1546 wurde dem Ehegericht gemeldet, die Ehefrau von Heini Obrist wohne nicht mehr bei ihm, doch kurz darauf kehrte sie zurück. Schon im März 1547 erfuhr das Ehegericht, die Frau werde von ihrem Ehemann sehr schlecht behandelt; einem Freund von Heini Obrist wurde aufgetragen, ihm ins Gewissen zu reden. Das scheint nicht auf Dauer genützt zu haben. 1551 reicht die Ehefrau – erst jetzt erfahren wir, dass sie Barbara Frei heisst – beim Ehegericht Klage ein. Nach langer Rede und Gegenrede und verlangter Scheidung kommt das Ehegericht zum Urteil (vgl. Abbildung), in dem beklagt wird, dass die zwei Eheleute *«ein böes exempel vordürind»*, eine Scheidung aber nicht in Frage komme. Es wurde ihnen befohlen, *«ehelich miteinander heim und zemen gan, mit und byenand husshaltlich blýben»* und aufhören, sich gegenseitig zu beschimpfen und zu schlagen. Aber auch dies brachte langfristig keine Lösung, und so reichte Barbara Frei 1554 nochmals Klage ein. Da Aussage gegen Aussage stand und das Ehegericht bei beiden einen Teil der Schuld vermutete und nicht von sich aus eine Scheidung aussprechen konnte oder wollte, wurden beide zusammen ins Gefängnis gesteckt und der Fall an den Rat der Stadt Zürich weitergeleitet. Nebenbei erfahren wir, dass dies für beide eine Zweitehe war, da beide betonen, mit dem früheren Gatten bzw. der früheren Gattin gut ausgekommen zu sein.



Urteil von 1552 in Sachen Heini Obrist

Um einen frühen Stammbaum der Obrist zu erstellen, reichen diese Angaben natürlich noch nicht ganz, denn wir wissen nicht einmal genau, wer Heinis Vater war; wir können allerdings davon ausgehen, dass sein Grossvater ebenfalls Heini hiess.

¹⁰⁸ Staatsarchiv Zürich, YY 1.10, 1.11, 1.15, 1.16 und 1.18.



Der Obristenhof, Oberdorfstrasse 19

Genealogische Abklärungen

Damit sind wir aber bereits in einer Zeit angelangt, in der uns die Zolliker Pfarrbücher weiterhelfen können. Die Stammtafeln des Bürgerverbands Alt-Zollikon¹⁰⁹ beginnen nach einer kurzen Ahnenliste mit Hans Jacob Obrist (1631–1696) und dessen Nachkommen, ohne genauer auf die frühesten Obrist in Zollikon einzugehen. Das soll hier nachgeholt werden. Das Zolliker Tauf- und Ehebuch beginnt 1561, das Totenbuch erst 1607. Der erste Eintrag für einen Obrist betrifft die Taufe für Heinrichs Sohn Bartli (Bartholomäus) am 24. Mai 1564. Typisch für diese früheste Zeit ist das Nichterwähnen der Ehefrau und Mutter. Da diese noch im Kindbett war, konnte sie nicht an der Taufe teilnehmen und wurde daher im Pfarrbuch auch nicht erwähnt. Aufgeführt wurden hingegen die Paten Bartli Hensler und Verena Himmler. Es war damals üblich, dass das Patenkind den Vornamen des gleichgeschlechtlichen Paten erhielt. War dies nicht der Fall, lagen oft besondere Gründe dafür vor, was sich manchmal für genealogische Rekonstruktionen verwenden lässt, wie wir noch sehen werden. Vielleicht hatte bereits eines der Kinder den betreffenden Vornamen oder man wollte unbe-

¹⁰⁹ Wilhelm Heinrich Ruoff, *Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon*, 1958.

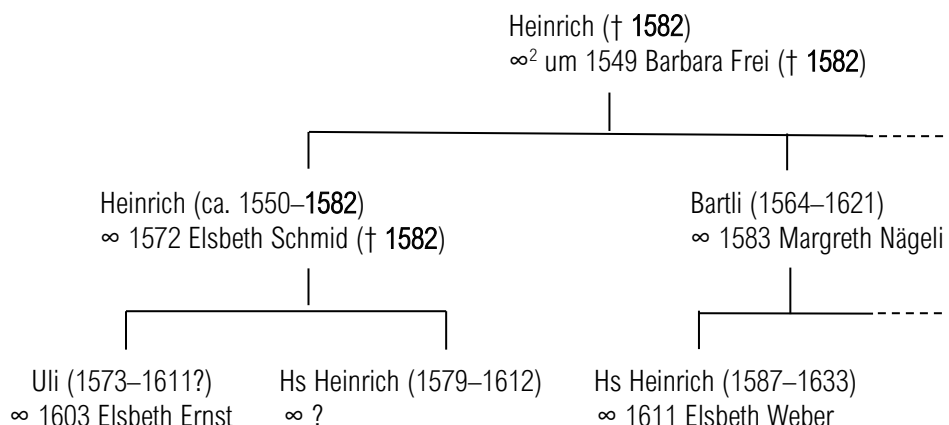
dingt bestimmte Vornamen, zum Beispiel jenen des Grossvaters oder der Grossmutter, für die keine passenden Paten zu finden waren. Es kam aber auch vor, dass zwei Kinder einer Familie den gleichen Vornamen erhielten. Zudem war es verbreitet, dass ein Sohn den gleichen Vornamen wie sein Vater erhielt; üblicher war jedoch der Vorname des Grossvaters. Da in dieser Zeit wegen der durch die Pest verursachten hohen Sterblichkeit viele Zweit- und Drittehen eingegangen wurden, ist es bei einer Heirat oft schwer zu entscheiden, ob es sich nun um eine Wiederverheiratung eines Witwers oder um die Heirat seines gleichnamigen Sohns handelt.

Diese Situation treffen wir zu Beginn des Zolliker Pfarrbuchs bei den Obrist an. In den Jahren 1564, 1566 und 1567 wurden einem Heinrich Obrist die Söhne Bartli, Heinrich und Hans Rudolf getauft – der Name der Mutter ist nicht überliefert – und 1572 heiratete ein Heinrich Obrist eine Elsbeth Schmid. Hier könnte es sich einerseits um eine Wiederheirat des möglicherweise verwitweten Heinrich Obrist gehandelt haben; da das Totenbuch erst später beginnt, wissen wir aber nichts von einer allfälligen Verwitwung. Andererseits könnte ein gleichnamiger älterer Sohn dieses Heinrich geheiratet haben, dessen Geburt (vielleicht etwa um 1550) in die Zeit vor Beginn des Taufbuchs fällt. Insgesamt spricht mehr dafür, dass 1572 ein Sohn geheiratet hat. Zum einen erfolgten damals die Geburten in Abständen von knapp zwei Jahren. Witwer heirateten in der Regel innerhalb weniger Monate nach ihrer Verwitwung wieder; die Verwitwung müsste also relativ kurz vor der allfälligen Zweitheirat erfolgt sein, also etwa 1571. Es wäre aber schwer verständlich, weshalb nach den Geburten von 1564, 1566 und 1567 keine weiteren bis zur Verwitwung erfolgten. Wahrscheinlich war die Familienbildung mit der Geburt von 1567 wegen des Alters der Mutter abgeschlossen.

Mitte Januar 1582 erreichte eine Pestepidemie die Gemeinde, die bis Mitte April dauerte, und an der gegen 200 Personen starben, darunter auch sechs Obrist. Zu den ersten Opfern gehörte ein Heinrich Oberist, der zusammen mit drei Familienmitgliedern der Pest erlag. Rund zwei Wochen später starben noch «*Heinrich Obrist der Jung*» und «*Heinrich Obristen Frow*». Also hatte es sich bei den ersten Pestopfern um den «Stammvater» der folgenden Stammtafel und dessen zweite Frau Barbara Frei sowie zwei ihrer Kinder gehandelt, deren Namen uns nicht bekannt sind. Als Älteste überlebten der damals 18-jährige Bartli und sein 9-jähriger Neffe Uli. Dass der am 24. Mai 1564 geborene Bartli schon am 3. Februar 1583, also mit nur 18 $\frac{3}{4}$ Jahren, heiratete, war unumgänglich, da er den väterlichen Hof zu übernehmen hatte. Er hatte wohl auch noch den grossen Hof seines verstorbenen älteren Bruders Heinrich zu bewirtschaften.

Dass Heinrich und Bartli Brüder waren, lässt sich durch die Untersuchung der Paten plausibel machen. Bei der 1572 geschlossenen Ehe des Heinrich und der 1583 geschlossenen Ehe des Bartli tritt eine Gemeinsamkeit auf. Bei beiden

erhalten die Kinder in der Regel die Vornamen der Paten, aber mit einer interessanten Ausnahme. 1579 wird ein Sohn des Heinrich auf den Namen «Hans Heinrich» getauft, obwohl sein Götti Hans Murer hiess, und 1587 wird der erste Sohn des Bartli ebenfalls auf «Hans Heinrich» getauft, obwohl sein Götti ein Hans Wynmann war. Es ist sehr wahrscheinlich, dass damit der Name des Grossvaters väterlicherseits gewählt oder mit dem Götti-Namen «Hans» zu «Hans Heinrich» kombiniert wurde. Der Grossvater hiess also entweder Heinrich oder Hans Heinrich. Das bedeutet, dass Heinrich und Bartli wahrscheinlich Brüder waren. Ihr Altersunterschied lässt uns vermuten, dass Heinrich ein Sohn aus erster und Bartli ein Sohn aus zweiter Ehe des Vaters war. Damit erhalten wir:



Eine Generation später stehen wir vor einem ähnlichen Problem. Im August 1611 brach erneut eine Pestepidemie aus, «*In augusto fiengs an sterben an der pestilenz*». Diesmal fielen ihr in Zollikon 140 Personen zum Opfer. Es war hierzu-lande das Jahr eine der schweren Pestepidemien des 17. Jahrhunderts, genannt das «*grosse Sterbend*». Im ganzen Kanton Zürich starben etwa 28'600 Personen, knapp 30 Prozent der damaligen Bevölkerung.¹¹⁰ Von den Obrist sind Barbeli und Rudi, zwei von Bartlis Kindern, mit 19 und 16 Jahren gestorben. Zudem starb 1612 noch der Geschworene Hans Heinrich Obrist. Dabei muss es sich um Bartlis Neffen gehandelt haben, dem damals 33-jährigen Sohn seines bei der Pestepidemie von 1582 verstorbenen Halbbruders Heinrich. Bartlis Sohn Hans Heinrich war damals erst 24-jährig und Bartli selbst war Geschworener; dieser Hans Heinrich war also sicher nicht Geschworener und damit auch nicht der 1612 Verstorbene. Bartlis Sohn Hans Heinrich hatte im Herbst 1611, also noch während der Pestepidemie Elsbeth Weber geheiratet. Dazu kann ihn nur eine dringende

¹¹⁰ Walter Letsch, Die Pestepidemie oder das «grosse Sterbend» von 1611, in: *Zürcher Taschenbuch* 2013, S. 77–92.

Notwendigkeit bewegt haben. Möglicherweise war sein Vetter Uli gestorben, dessen Hof zu übernehmen war. Merkwürdigerweise sind weder Uli Obrist noch seine Frau Elsbeth Ernst irgendwo im Zolliker Sterberegister verzeichnet, auch nicht in späteren Jahren. Vermutlich ist ihr Eintrag vergessen gegangen. Es spricht einiges dafür, dass sie beide im Spätsommer 1611 an der Pest starben, worauf Hans Heinrich schleunigst zu heiraten hatte, um den Hof im Hinterdorf übernehmen zu können. Er hatte dann zusammen mit seiner Frau Elsbeth Weber zehn Kinder. All dies sind nicht mehr als plausible Vermutungen.

Jedenfalls heiratete ein Hans Heinrich Obrist 1611 eine Elsbeth Weber vom Sennhof. Handelte es sich dabei allenfalls um den 32-jährigen Sohn des Heinrich und der Elsbeth Schmid oder eben um den 24-jährigen Sohn des Bartli? Beide Heiratsalter, 32 und 24, sind plausibel, denn Bartli hatte mit 19, Heinrich mit 22 und Uli mit 30 geheiratet. Elsbeth Weber war zum Zeitpunkt der Heirat 21¾ Jahre alt, was uns aber hier nicht weiterhilft, weil relativ grosse Altersunterschiede der Ehepartner sehr häufig waren. Es sind wiederum die Paten, die ein Indiz dafür geben könnten, wer der Ehemann sein dürfte. Der Ehe des Hans Heinrich Obrist mit Elsbeth Weber entsprossen zehn Kinder, davon vier Töchter. Drei der Töchter erhielten den Namen nach ihren Gotten Regula, Susanna und nochmals Regula. Aber die dritte Tochter wurde auf den Namen Elsbeth getauft, obwohl die Gotte eine Anna Wirz war. Damit wurde entweder der Name der Mutter gewählt oder, was auch möglich ist, der Name der Grossmutter. Da meistens der Name der Grossmutter mütterlicherseits (den wir nicht kennen) massgebend war, hilft uns dies aber nicht weiter. Andererseits wurde 1622 ein Sohn des Hans Heinrich auf den Namen Rudolf getauft, obwohl sein Götti ein Uli Bleuler war. Weshalb war der Name Uli nicht genehm, war es vielleicht der Name des älteren Halbbruders oder des Vetters, der nicht sehr geschätzt war?

Bartli starb 1621. Schon 1633 folgte ihm sein Sohn, der mit Elsbeth Weber verheiratete Hans Heinrich, auch er ein Geschworener wie sein Vater. Und schliesslich starb 1635 ein Geschworener namens Heinrich Obrist, bei dem es sich um den Sohn des vermutlich 1611 gestorbenen Uli Obrist handelte.

Nachkommen des Hans Heinrich Obrist und der Elsbeth Weber

Das Ehepaar Hans Heinrich Obrist (1587–1633) und Elsbeth Weber (*1589) hatte zehn Kinder sowie 18 Enkel von ihren Söhnen. Viele dieser Enkel haben geheiratet und ebenfalls Kinder hinterlassen. Von vier Enkeln haben wir keine weiteren Hinweise und müssen daher annehmen, dass sie schon als Kinder gestorben sind. Der 1643 geborene Hans Rudolf ist mit 25 Jahren, der 1649 geborene Hans Jacob mit 26 Jahren gestorben. Sechs Enkel haben, soweit sich feststellen lässt, mit durchschnittlich 30 ½ Jahren geheiratet. Als erster heiratete der

1652 geborene Hans Jacob: 1670 ehelichte er die fünf Jahre jüngere Anna Himmeler, die Tochter von Säckelmeister und Fähnrich Heinrich Himmeler. Von 1672 bis 1693 (von Annas 23. bis 44. Altersjahr) kamen zwölf Kinder zur Welt, in mittleren Abständen von 23 Monaten, das genau der damaligen Norm entspricht. Hans Jacob Obrist war Untervogt und Hauptmann und seiner sozialen Stellung entsprechend stammten die für die Kinder gewählten Paten ebenfalls aus dieser Schicht. So stossen wir unter ihnen auf den Untervogt und Hauptmann Hans Heinrich Himmeler, den Obervogt Hans Rudolf Lavater, den Säckelmeister Rudolf Corrodi und den Küsnachter Müller Heinrich Brunner. Bevor wir zu dieser Familie zurückkehren, betrachten wir noch die Ehen der Brüder und Vettern des Hans Jakob. Das Folgende ist ein Überblick über Kinder und Enkel von Hans Heinrich Obrist und Elsbeth Weber. Fett eingetragen sind jene Familienväter, welche das Geschlecht weiterführen konnten.

Hs. Heinrich Obrist + Elsbeth Weber ∞ 1611	}	1614 Hans Heinrich	{	1642 Hs. Heinrich	∞ 1682	
		∞ 1641 Anna Falk		1645 Felix	∞ 1681 † 1699	
				1647 Anna		
		1616 Regula	{	1642 Hans Rudolf		
		1618 Susanna		1643 Hans Rudolf		† 1668
		1619 Elsbeth		1644 Hans Jacob		
		1621 Regula		1646 Jacob		
				1647 Johannes	∞ 1674	† 1724
			1622 Rudolf	1649 Hans Jacob		† 1675
			∞ 1641 Verena Unholz	1651 Barbara		† 1688
		1654 Hans Heinrich				
	{	1649 Regula		† 1736		
1624 Hans Jacob		1650 Hans Jacob		† 1651		
∞ 1645 Verena Meyer		1652 Hans Jacob	∞ 1670	† 1717		
	{	1626 Felix	1648 Hs. Heinrich	∞ 1679 † 1707		
∞ 1647 Anna Ernst		1650 Friedli	∞ 1684 † 1720			
		1652 Anna		† 1686		
		1654 Barbara				
		1629 Johannes				
		1630 Johannes				

1674 heiratete Johannes, ein älterer Vetter des Hans Jakob, die fünf Jahre jüngere Anna Kienast; das Paar hatte fünf Kinder, über deren Schicksal wir nichts wissen. 1679 verehelichte sich Hans Heinrich Obrist mit Anna Guggenbühl und

hatte mir ihr zwei Töchter und einen Sohn. 1681 heiratete Felix Obrist die 20-jährige Magdalena Kienast. Von ihren sechs Kindern starben drei bald nach der Geburt; es überlebten nur drei Töchter, sodass hier der Mannesstamm erlosch. 1682 führte Heinrich Obrist Barbara Bleuler zum Traualtar, doch blieb die Ehe kinderlos. 1684 heiratete schliesslich der 34-jährige Fridli Obrist die 16 Jahre jüngere Elsbeth Thomann, mit der er vier Töchter und zwei Söhne hatte. Über das Schicksal all dieser Kinder ist uns nichts bekannt.

Wir kehren zurück zur Familie Hans Jakob Obrist (1652–1717) und Anna Himmler (1649–1728). Von den zwölf Kindern starben fünf schon im Säuglingsalter, die anderen sieben – drei Söhne und vier Töchter – heirateten. In der folgenden Darstellung sind die früh verstorbenen Kinder (vor allem in der ersten Generation) teilweise weggelassen. Hans Jakobs (1681–1724) älterer Bruder Hans Heinrich (1674–1746) hatte aus zwei Ehen ebenfalls zwölf Kinder, von denen sechs als Säuglinge und zwei als Jugendliche verstorben sind. Zwei Töchter und zwei Söhne heirateten: Hans Rudolf (1717–1767, siehe später) und Hans Jakob (1715–1773). Dieser hatte aus drei Ehen acht Kinder, von denen sieben das Erwachsenenalter erreichten, aber nur der 1752 geborene Hans Jakob hatte Nachkommen über einige Generationen. Der 1681 geborene Hans Jakob hatte mit seiner Frau Barbara Bühler sieben Kinder, von denen fünf heirateten, jedoch keine Enkel. Der 1714 geborene Sohn Hans Jakob hatte mit Anna Thomann sechs Kinder, doch erlosch diese Linie eine Generation später im Mannesstamm.



Obristenhof, Oberdorfstrasse 19

1716 kaufte Hans Jakob Obrist das Haus Rainstrasse 8 im Oberdorf samt Nebengebäuden und Umschwung von Hans Jakob Kienast, der damals in finanziellen Schwierigkeiten war. Diese Liegenschaft verblieb nach Hans Jakobs baldigem Tod zunächst in der Erbengemeinschaft und ging schliesslich an den jüngsten Sohn Hans Rudolf (1693–1770) über. Gleich verlief es eine Generation später: Auch nach dem Tod von Hans Rudolf 1770 blieb der Besitz zunächst unverteilt und ging dann an dessen jüngsten Sohn Hans Kaspar (1753–1819).¹¹¹

Dieser Hans Rudolf (1693–1770) heiratete 1725 als 32-Jähriger die erst 17-jährige Verena Ernst. Aus dieser Ehe entsprossen 14 Kinder, von denen die Hälfte im Kindesalter starb, zwei unverheiratet blieben und fünf heirateten, darunter vier Söhne, auch der oben erwähnte Hans Kaspar. Diese vier Söhne zeugten 33 Kinder, hatten aber trotzdem nur sieben Enkel, und nur ein einziger von ihnen führte die Stammlinie noch zwei Generationen weiter, bis sie erlosch. Das ist ein erstaunliches Beispiel dafür, dass selbst eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft noch keine Gewähr bietet, dass das Geschlecht erhalten bleibt.



Rainstrasse 8

¹¹¹ Ulrich Ruoff, Das Haus Rainstrasse 8, in: *Zolliker Jahrheft* 1986, S. 89.

Hs. Jakob Obrist ∞ 1670 Anna Himmler	1672 Barbara, ∞ 1715 1674 Hans Heinrich ∞ ¹ 1694 Anna Ernst ∞ ² 1714 Barb. Abegg 1677 Anna, ∞ 1699 1681 Hans Jakob ∞ 1708 Barbara Bühler 1683 Verena, ∞ 1709 1689 Regula, ∞ 1711 1693 Hans Rudolf ∞ 1725 Verena Ernst	1695 Susanna 1696 Hans Heinrich 1697 Hans Rudolf 1699 Anna ∞ 1719 1703 Hans Heinrich 1708 Regula ∞ 1728 1709 Barbara 1715 Hans Jakob ∞ ¹ 1741 Regula Falk ∞ ² 1747 Ester Bleuler ∞ ³ 1750 Anna Surber 1717 Hans Rudolf ∞ 1740 Cath. Tuggener 1719 Johannes 1722 Hs. Heinrich 1724 Hs. Heinrich	1742 Regula 1745 Anna 1748 Anna Barbara 1751 Elisabeth 1752 Hans Jakob 1754 Hans Rudolf 1755 Hans Kaspar 1759 Johannes
		1709 Jakob 1711 Susanna, ∞ 1729 1714 Hans Jakob ∞ 1736 A. Thomann 1716 Regula ∞ 1734 1717 Catharina ∞ 1719 Johannes ∞ 1741 Magd. Himmler 1721 Verena	1736 Regula ∞ 1739 Susanna ∞ 1742 Johannes ∞ 1745 Jakob 1749 Elisabeth ∞ 1751 Catharina ∞
		1725 Hans Rudolf ∞ 1742 1736 Anna ∞ 1764 1738 Hans Jakob 1744 Hans Heinrich ∞ 1774 1748 Johannes ∞ 1772 1753 Hans Kaspar ∞ 1781	(12 Kinder) (8 Kinder) (4 Kinder) (9 Kinder)

Hans Kaspar war Seidenträger (Mittelsmann zwischen dem Seiden-Verlags-
 haus und den Heimarbeitern) und wurde später Gemeinderat und Helvetischer
 Distriktskommissär. Aus seiner 1781 mit Susanna Obrist geschlossenen Ehe

entspross ein Sohn gleichen Namens, Hans Kaspar (1791–1869), der Förster wurde, 1823 Verena Schellenberg heiratete und mit ihr neben zwei Töchtern den Sohn Kaspar (1828–1901) hatte, der Arzt in Kilchberg wurde, seinen Ruhestand aber in Zollikon, im elterlichen Haus an der Rainstrasse 8 verbrachte. Er heiratete 1859 die Schottin Alice Grant und hatte mit ihr zwei Söhne, Hermann (1865–1927) und Aloys (1867–1910), die beide eine künstlerische Laufbahn einschlugen, der ältere als Bildhauer in München, der jüngere als Königlich-württembergischer Hofkapellmeister und später als Custos am Liszt-Museum in Weimar. Damit lässt sich wenigstens ansatzweise nachvollziehen, weshalb dieser bedeutende Zweig der Obrist später aus dem Gesichtsfeld verschwunden ist. Bei den meisten von ihnen haben sich die Spuren ganz einfach verloren, könnten aber mit entsprechendem Einsatz vermutlich rekonstruiert werden, von anderen – wie den zuletzt genannten – wissen wir, wohin sie gezogen sind.

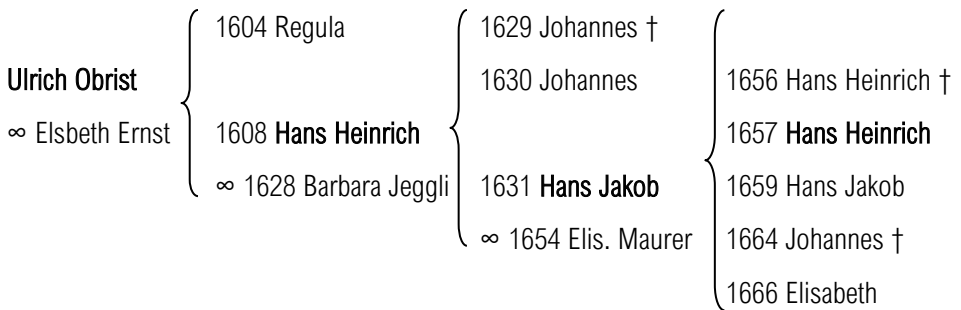
Wir müssen nochmals auf Hans Rudolf (1717–1767) zurückkommen; von diesem ist nämlich in den Stammtafeln der Alt-Zolliker nicht mehr als das Geburtsjahr 1717 vermerkt. Offenbar haben sich seine Spuren aus Zolliker Sicht verloren. Tatsächlich hat er aber 1740 in Albisrieden eine Catharina Tuggener geheiratet und hatte mit ihr zwei Töchter, Verena und Anna. Die Familie wohnte in Regensdorf. Dieser Hans Rudolf, obwohl Spross einer angesehenen Familie, war auf die schiefe Bahn geraten. Am 28. August 1767 hatte er gegen Mitternacht einen Felix Meyer, der sich auf dem Heimweg befand, niedergeschlagen und ausgeraubt. Bald schon fiel der Verdacht auf ihn. Er und seine Familienangehörigen verwickelten sich bei den gerichtlichen Aussagen in Widersprüche. Die Einkerkerung im Gefängnisturm Wellenberg und der Zuzug des Scharfrichters taten ihre Wirkung. Er gestand seine Tat und bat um Gnade. Doch der Malefizrat der Stadt Zürich befand, er müsse *«zur straff obangeregten missethaten mit dem schwerth vom leben zum tod gebracht werden»* und so soll man ihm *«mit einem schwerth das haubt von dem körper hinweg schlagen, alsdass ein wagen rad zwischen dem haupt und körper durchgehen möge; wormit er dann gäntslichen gebüsst und den weltlichen gericht und rechten genug gethan haben solle.»* Frau und Töchter wurden mit Schlägen bestraft und in ihre Heimatgemeinde geschickt.¹¹²

Nachkommen des Uli Obrist und der Elsbeth Ernst

Damit kehren wir wieder zur Situation zurück, wie sie im frühen 17. Jahrhundert bestanden hat. Uli Obrist (1573–1611?) heiratete 1603 eine Elsbeth Ernst. Dabei

¹¹² Marco Spühler, «Vom bösen Geist durch die Armuth getrieben», in: *Zürcher Taschenbuch* 2012, S. 143–162.

kann es sich um die 20-jährige Tochter des Heinrich Ernst oder die 18-jährige Tochter des Hans Bernhard Ernst gehandelt haben. Dass es vermutlich die Jüngere war, geht aus der Namenswahl für die Kinder hervor. 1604 kam ein Mädchen zur Welt, das nicht den Namen der Gotte Verena Kienast erhielt, sondern den Namen Regula der Grossmutter mütterlicherseits. Und ebenso erhielt der 1608 geborene Sohn den Namen des Grossvaters väterlicherseits. Bei diesen zwei Kindern blieb es, vermutlich weil der Vater der grossen Pestepidemie von 1611 zum Opfer gefallen ist. Die Mutter dürfte das Bauerngut mit Hilfe eines Knechts bewirtschaftet haben. Natürlich hatte der Sohn so bald als möglich zu heiraten, um den Hof übernehmen zu können. So ehelichte er 1628, mit noch nicht ganz 20 Jahren, Barbara Jeggli aus Küsnacht und wurde so Grossbauer im Oberdorf.

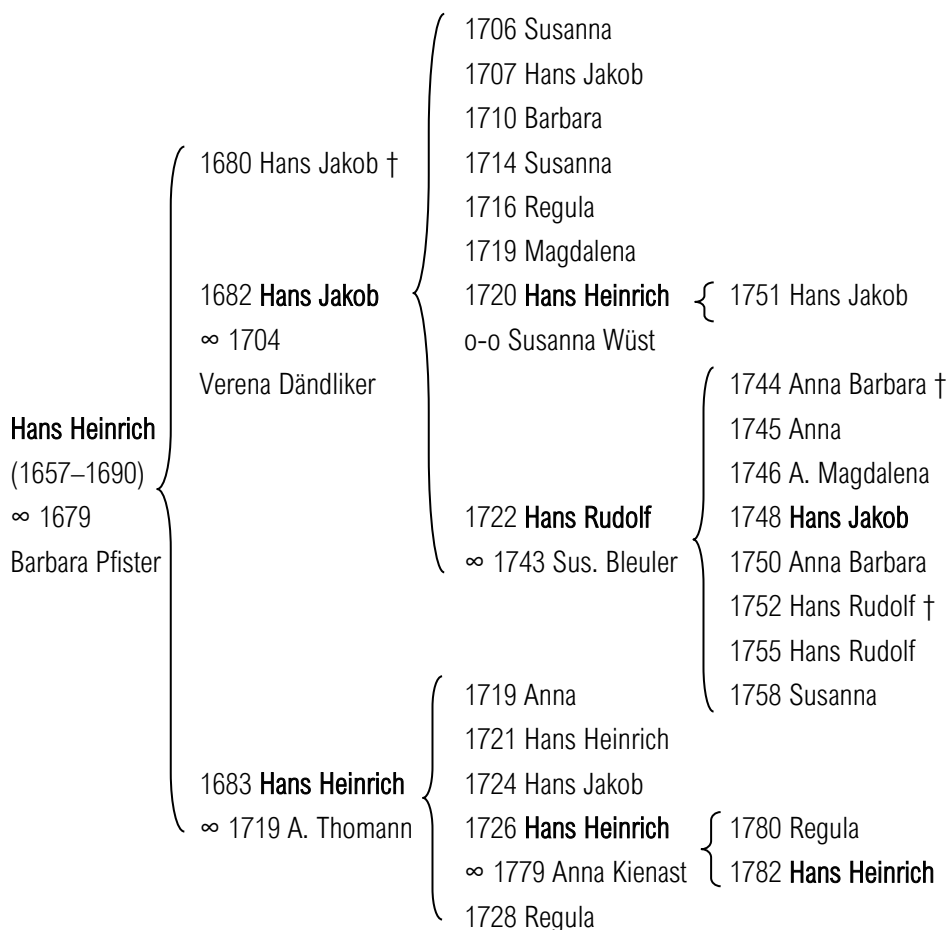


Von den drei Söhnen des Hans Heinrich (1608–1635) scheint nur gerade Hans Jakob (1631–1696) das Erwachsenenalter erreicht zu haben. Er heiratete 1654 die 20-jährige Elisabeth Maurer. Zwei ihrer fünf Kinder starben früh, drei heirateten. Nur gerade der Ältteste, Hans Heinrich (1657–1690), hinterliess eine zahlreiche Nachkommenschaft. Hans Jakobs (1659–1694) drei Kinder aus der 1690 mit Katharina Kienast geschlossenen Ehe starben alle schon im Kindesalter. Elisabeth heiratete 1688 Hans Heinrich Himmler.

Hans Heinrich (1657–1690) heiratete 1679 Barbara Pfister. Alle für die Nachkommenschaft wichtigen Namen sind in den obigen Darstellungen fett gedruckt.¹¹³ Die Heiratsalter dieser Personen waren durchwegs tief und lagen bei etwa 22 Jahren. Das mittlere Heiratsalter der Männer lag zu dieser Zeit jedoch bei 28 Jahren. Der Unterschied ist darin begründet, dass Söhne reicher Bauern früher heiraten konnten, da sie nicht vorerst als Knechte zu arbeiten und auf die Möglichkeit zur Übernahme eines Hofes zu warten hatten. Der reiche Vater

¹¹³ Die Darstellung orientiert sich an: Wilhelm Heinrich Ruoff, *Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon*, 1958.

konnte sie schon früh mit entsprechenden Gütern ausstatten und ihnen so die Heirat ermöglichen. Meist heirateten sie junge Frauen, die es ebenfalls nicht nötig hatten, sich erst noch als Mägde zu verdingen, um eine Aussteuer zusammenzusparen. Aus diesem Grund hatten in dieser Zeit die reichen Bauern grössere Familien als die armen. Die meisten der hier aufgeführten Obrist übten öffentliche Ämter aus: Geschworener, Feldschreiber (Vermesser), Leutnant, Fähnrich, Wachtmeister, Ehegaumer oder Friedensrichter. Neben den zwei oben abgebildeten «Obristenhäusern» an der Oberdorfstrasse 19 und der Rainstrasse 8 gab es auch noch eines an der Alten Landstrasse 76, neben der Kirche, wo 1830 das Schulhaus Chirchhof gebaut wurde (jetzt Schulverwaltung).¹¹⁴



¹¹⁴ Thomas Müller, Schulbaugeschichte Zollikon Dorf (1. Teil), in: *Zolliker Jahrheft* 2008, S. 11 ff.

Hans Heinrichs Sohn Hans Jakob (1682–1762) war Geschworener und Leutnant. Er heiratete 1704 die gleichaltrige Verena Dändliker und hatte mit ihr acht Kinder. Einer der Söhne, Hans Heinrich (1720–1790) hatte einen Sohn aus einer unehelichen Beziehung, der andere, Hans Rudolf (1722–1802) war mit Susanna Bleuler verheiratet; beide führten die Stammlinie der Obrist weiter. Hans Jakobs jüngerer Bruder Hans Heinrich (1683–1738) hatte fünf Kinder, von denen ein Sohn und eine Tochter heirateten und der Sohn Hans Heinrich (1726–1786) hatte zwei Kinder. Der ‹Stammvater› Hans Heinrich (1657–1690) und seine Frau Barbara Pfister hatten drei Kinder und dreizehn Enkel (die sie nicht mehr erlebten), elf Urenkel und fünfzehn Ururenkel. Trotzdem ist dieser Zweig der Obrist im Mannesstamm ausgestorben. Von den fünfzehn Ururenkeln waren zwölf Mädchen, und die drei Knaben starben alle im Alter zwischen zwei und vier Jahren, womit der Mannesstamm dieses Zweigs 1823 erlosch. Immerhin heirateten sechs der Mädchen, aber der Name Obrist wurde damit nicht weitergetragen.

Der andere Zweig der Zolliker Obrist ist im Mannesstamm seit über hundert Jahren ausgestorben. Der letzte war Dr. med. Kaspar Obrist (1828–1901), der nach seiner Berufstätigkeit in Kilchberg den Lebensabend in Zollikon verbracht hatte und dessen künstlerisch begabten Söhne nach Deutschland ausgewandert waren. Trotzdem ist der Name Obrist nicht aus Zollikon verschwunden. Geblieben ist der 485 Jahre alte ‹Obristenhof›¹¹⁵ an der Oberdorfstrasse 19, in dem zwar seit über hundert Jahren keine Obrist mehr wohnen, der aber immer noch an den Namen dieses für die Zolliker Ortsgeschichte wichtigen Geschlechts erinnert.

¹¹⁵ Theophil Bruppacher, 450 Jahre Obristenhof, in: *Zolliker Jahrheft* 1978, S. 28–33.

Die Familie Streuli

Hören ältere Leute den Namen Streuli, so kommt ihnen am ehesten in den Sinn, dass es einmal einen Bundesrat dieses Namens gab, nämlich Hans Streuli (1892–1970), der in den Jahren 1954–1959 das Eidg. Finanz- und Zolldepartement leitete. Im Kanton Zürich dürften sich auch noch einige an Regierungsräte dieses Namens erinnern. Das wäre nicht weiter erstaunlich, sind doch unter den insgesamt achtzig Regierungsräten, die seit 1870 amtierten, nicht weniger als drei Streuli zu finden. Neben dem späteren Bundesrat, der 1935–1954 Zürcher Regierungsrat war, stossen wir auch noch auf Adolf Streuli (1868–1953), im Amt 1922–1935, und Rudolf Streuli (1871–1943), im Amt 1926–1938. Diese stammten aber alle vom linken Seeufer, von Wädenswil und Horgen. Manche denken wohl auch an Schaggi Streuli (1899–1980), der die Hauptrolle des «Polizist Wäckerli» spielte. Ältere Zollikerinnen und Zolliker denken aber bei diesem Namen viel eher an Frau Fanny Streuli (1895–1987), die von etwa 1930 bis in die 1960er Jahre im Chleidorf eine kleine «Denner»-Filiale führte, oder an den Briefträger Theodor Streuli (1891–1974), der vor allem die Seestrasse und das Brandis-Quartier betreute.

Angehörige des Geschlechts der Streuli leben schon seit über 500 Jahren in Zollikon. Den ersten Hinweis finden wir im Glückshafen-Rodel (Lotterie-Verzeichnis) von 1504, in dem auch ein Ströwly von Zollikon verzeichnet ist. Da der Vorname nicht angegeben wurde, ist anzunehmen, dass keine Verwechslungsgefahr bestand, er also damals der einzige Streuli in Zollikon war. Noch früher lassen sich Streuli in Horgen, Wädenswil, Erlenbach und Küsnacht nachweisen. Für die Herkunft der Zolliker Streuli aus Horgen oder Wädenswil finden wir im Jahr 1600 einen deutlichen Hinweis. In einer Urkunde¹¹⁶ wird erwähnt, Klaus («Klewi») Streuli habe früher in der «Hell» in Zollikon Hof und Güter besessen. Angeführt werden acht Zinsbriefe, von denen drei aus Horgen und zwei aus dem Wädenswiler Berg stammen, was die Beziehungen der Zolliker Streuli zu diesen Gemeinden dokumentiert. Die «Hell» war der alte Name des heutigen Traubenbergs. Schon 1446 erscheint ein «*quot in der Hell*» und 1480 werden «*2 kammeren reben in der Guldinen Halden by der Held gelegen*» erwähnt. Der Name Hell kommt also offenbar von Halde, Abhang, was für die Lage des Traubenbergs sehr passend erscheint. Klaus Streuli ist noch 1547 als Besitzer der «Hell» bezeugt, muss aber schon zwischen 1550 und 1570 sein Gut an eine Familie Hottinger in Zürich verkauft haben, und 1672 veräusserte Hauptmann Salomon Hottingers Ehefrau den «Traubenberg» an Johann Caspar Escher.

¹¹⁶ Staatsarchiv Zürich, C II 8, Nr. 697, 2. März 1600.

Der Stammbaum der ersten Streuli von Zollikon lässt sich nicht mehr vollständig rekonstruieren. Immerhin stossen wir schon früh auf einen Klaus Streuli, der 1513 bei einem Kriegszug nach Dijon dabei war, 1519 als Waldbesitzer erscheint und 1525 zusammen mit einem Valentin Streuli an der Täuferbewegung beteiligt war. Auch seine Frau und seine zwei Töchter scheinen Täufer gewesen zu sein. Als er für diese eine Busse hätte zahlen müssen, verweigerte er dies mit den Worten: *«Myne Herren mögent auch inen tuen, wie sie wollen»*. Er war der Besitzer des Guts in der Hell und war möglicherweise identisch mit dem schon 1504 erwähnten Streuli oder aber dessen Sohn. Wo die Streuli begütert waren, können wir teilweise dem Urbar (Liegenschaftsverzeichnis) von 1557 entnehmen. Damals hatte die Gemeinde *„einen nüwen urban gemacht und hand sj us dem alten abgeschrieben“*. Das Urbar zeigte also teilweise ältere Verhältnisse. Darin aufgeführt ist Hans Streuli mit Gütern im Chleidorf, in der Müllihalde, bei Hegni und bei der Zelggass (in der Nähe des heutigen Friedhofs). Auch Valentin Streuli hatte Güter in der Hegni, muss also eng mit diesem verwandt gewesen sein. Valentin und Caspar hatten Wiesen im Langwatt. Ludi und Klaus Streuli besaßen Güter bei der Furtgass (etwa bei der Turatzburg). Da die meisten Güter nahe beieinander liegen, stammen sie wohl aus einer Erbteilung, und alle Erwähnten dürften nahe miteinander verwandt gewesen sein. Hans, Junghans und Felix waren 1576 Holzgenossen im Chleidorf. Hans war 1586 Geschworener der Gemeinde; im selben Jahr starb seine Frau Ita. Es ist nicht bekannt, ob einer der Streuli bei der Pestepidemie von 1582 gestorben ist, der insgesamt 200 Zolliker zum Opfer gefallen sind. Jedenfalls ist das Gut in der «Hell» schon vor 1600 aufgegeben worden und später wohnten die Streuli im Chleidorf, im Chirchhof, im Hinterdorf, im Loch (unmittelbar unterhalb des heutigen Dufourplatzes) und im Gstad.

Die Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon beginnen mit Hans Heinrich Streuli (1589–1662) im Chleidorf, der 1612 eine Elisabeth Schumacher geheiratet hat. Wir wollen im Folgenden den Stammbaum noch zwei bis drei Generationen weiter zurückverfolgen. Dass dies schwierig ist, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Die Tauf- und Ehebücher beginnen 1561 mit recht rudimentären Angaben. So sind zum Beispiel bei den Täuflingen nur der Name des Vaters und die Namen der Paten angegeben, nicht aber der Name der Mutter. Für die Zeit davor ist man auf die schon erwähnten Urbare und ähnliche Urkunden angewiesen, in denen jedoch keine klaren verwandtschaftlichen Beziehungen ersichtlich sind. Erschwerend ist bei allen Nachforschungen der Umstand, dass immer wieder die gleichen Vornamen auftreten, was die Identifizierung enorm erschwert. Zudem war die Sterblichkeit, vor allem auch die Säuglings- und Kindersterblichkeit, derart hoch, dass oft nur wenige Kinder bis ins Erwachsenenalter überlebten. Dazu kamen auch noch die immer wiederkehrenden Seuchenzüge. So wurden in der grossen Pestepidemie von 1611 in vier

Monaten der Reihe nachfolgende zehn Streuli zu Grabe getragen: Cathry, Hans Heinrich, Andli, Hans Jageli, Heinrich, Hans, Junghans, Caspar, Anneli und Caspar Streulis Frau Margret Bleuler. Welche dieser Personen erwachsen waren, wissen wir nicht immer mit Sicherheit; Säuglinge wurden vermutlich in den Verzeichnissen nicht einmal aufgeführt. Da die Streuli zu dieser Zeit nur wenige Familien umfassten, war das jedenfalls ein grosser Aderlass. Schon im Vorjahr scheint die Pest einzelne Opfer gefordert zu haben (im Aargau trat die Pest schon 1609 auf), denn 1610 starben Conrad Bleuler und seine Frau Barbara Biedermann, Junghans Streulis Frau Anna Baumann, und Andli Streuli, wohl ein Kind.



Das Chleidorf in den 1950er Jahren. Vor dem Consumverein: Frau Fanny Streuli

In der folgenden Stammtafel sind die wichtigsten Personen fett gedruckt: Valentin, sein Sohn Felix und sein Enkel Hans Heinrich, der «Stammvater» in den Stammtafeln des Bürgerverbands Alt-Zollikon. Valentin wurde auf die unterschiedlichsten Arten geschrieben, so etwa als Vältin oder als Feldin. Er gehörte zu den ersten, die sich nochmals taufen liessen. Der schon oben erwähnte Klaus Streuli, der damalige Besitzer der «Hell», könnte sein Vater gewesen sein. Der im Glückshafenrodel von 1504 erfasste Streuli war wohl nicht Klaus, sondern dessen Vater und es gibt Hinweise darauf, dass er Hans Heinrich geheissen haben könnte. Valentin hatte wohl noch andere Geschwister. So stossen wir insbe-

sondere auf einen Ludi (Ludwig), einen Hans, einen Caspar und einen Bartli (Bartholomäus), die teilweise bis 1580 Kinder zur Taufe gebracht haben, sowie auf eine Cathrin. Diese Angaben reichen leider nicht aus, um mehr als einen hypothetischen Stammbaum zu erstellen. Valentin war möglicherweise mehr als einmal verheiratet und Regula Hottinger könnte seine zweite Frau gewesen sein, die er vielleicht um 1560 geheiratet haben mag. Von Valentins oben angeführten vier Söhnen (er hatte mit Sicherheit noch mehr Kinder) sind mindestens drei in den Pestjahren 1610/11 gestorben, ebenso zwei der Schwiegertöchter.

Valentin Streuli († < 1573) Regula Hottinger	Junghans Streuli († 1611) ∞ 1568 Anna Baumann († 1610)	1570 Hans (∞ 1604) 1572 Verena 1574 Caspar 1576 Heinrich 1579 Andli
	Felix Streuli († < 1621) ∞ 1577 Elsbeth Breitinger († 1621)	1578 Barbara 1581 Barbeli 1589 Hs Heinrich (∞ 1612)
	Caspar Streuli († 1611) ∞ 1581 Elsbeth Zurlinden († 1623)	1582 Caspar (∞ 1611 †1612) 1585 Elsbeth 1588 Hs Jacob 1591 Heinrich 1594 Hs Heinrich (∞ 1619) 1597 Anna 1599 Jacob 1600 Valentin 1603 Verena
	Conrad Streuli († 1610) ∞ 1588 Barbeli Biedermann († 1610)	1589 Maria 1591 Barbel 1594 Hs Conrad 1597 Regula 1599 Hs Heinrich 1604 Anna 1607 Anna

In der dritten Spalte der obigen Stammtafel haben wir 24 Nachkommen des Valentin aufgeführt, je zwölf Knaben und Mädchen. Weshalb hat nur gerade einer, der 1589 geborene Hans Heinrich, den Stammbaum bis in die Gegenwart weitergeführt? Dies wird verständlich, wenn wir seine Vettern überprüfen. Die meisten von ihnen dürften schon als Säuglinge oder Kinder gestorben sein, und fünf starben an der Pest von 1611. Nur drei der Vettern haben geheiratet. Vetter Hans heiratete 1604 und starb 1617 im Kriegsdienst in Italien; von seinen zwei Söhnen starb der eine 1630 ebenfalls im Kriegsdienst, der andere heiratete 1634, hatte aber keine Kinder. Vetter Caspar heiratete 1611, verlor aber seine Frau kurz darauf bei der Pestepidemie. Er heiratete nochmals 1612 und hatte einen Sohn, der vermutlich schon früh starb. Vetter Hans Heinrich, genannt «de Gross», heiratete 1619 eine Witwe und hatte mit ihr vier Söhne, von denen aber offenbar keiner bis ins Erwachsenenalter überlebt hat. So blieb von den zahlreichen Enkeln des Valentin Streuli, wie erwähnt, nur gerade ein einziger, der 1589 geborene Hans Heinrich, der die Familie auf Dauer weiterführen konnte. Es hätte also nicht viel gefehlt und die Zolliker Streuli wären im frühen 17. Jahrhundert ausgestorben.

Dieser Hans Heinrich Streuli (1589–1662) heiratete am 9. August 1612 die etwas ältere Elisabeth Schumacher. Aus dieser Ehe entsprossen zehn Kinder, darunter acht Söhne, die alle das Erwachsenenalter erreichten. Damit sollte eine starke Vermehrung der Streuli gewährleistet sein, sollte man meinen. Tatsächlich vermochte aber nur ein einziger, Rudolf Streuli (1627–1684), das Geschlecht langfristig weiterzuführen. Wie das möglich war, zeigt die folgende Übersicht der acht Söhne des Hans Heinrich Streuli aus seiner 1612 mit Elisabeth Schumacher geschlossenen Ehe:

*1613	Hans	†1635 im Krieg in Graubünden
*1614	Felix	†1642 im Kriegsdienst in Frankreich, hinterliess zwei Töchter
*1616	Niklaus	†1640, war lange arbeitsunfähig
*1618	Hans Hug	†1640 in Zürich verunfallt
*1619	Hans Heinrich	†1642 im Kriegsdienst in Frankreich
*1627	Rudolf	heiratete 1652, sechs Kinder, †1684, Nachkommen bis heute
*1630	Hans Heinrich	†1683, vermutlich behindert
*1633	Andreas	heiratete um 1663, fünf Kinder, nach drei Generationen ausgestorben

Hans Heinrich Streuli verlor also drei Söhne, einen Vetter und einen Neffen im Kriegsdienst. Wenn man sagt, die Schweiz sei vom Dreissigjährigen Krieg (1618–1648) nicht direkt betroffen gewesen, so ist das doch etwas zu relativieren. Später kam noch ein Enkel dazu, Caspar Streuli (1666–1710), der in

holländischen Kriegsdiensten starb. Zu dem 1630 geborenen Hans Heinrich ist im Taufbuch vermerkt: «*Diss kindt hatt 12 Finger, die ihme im ersten Badt sindt abgehawen worden [gemeint: die überzähligen Finger], und 12 Zehen, die es behalten*». Zum älteren Bruder Hans Hug steht 1640 in Totenbuch: «*misere periit in cloaca*»; vermutlich ist er in einem sogenannten Ehgraben beim Düngerholen in der Stadt durch erstickende Gase ums Leben gekommen, möglicherweise aber auch in einer Jauchegrube umgekommen.

1637 wohnten drei Familien Streuli im Chleidorf, 1689 zählte man sechs Familien. 1702 verfügen nur noch zwei Familien über Güter. Ein Zweig des Geschlechts war im «Loch» wohnhaft, also im Gstad, gleich unterhalb des heutigen Dufourplatzes. Die Landwirtschaft wurde nach und nach aufgegeben. Die im 17. und 18. Jahrhundert auftretenden Berufe waren Schuhmacher, Weber, Wagner, Bäcker, Sägeknecht, Steinschiffknecht (Schifftransporte von Bolligen am Obersee) und Tagelöhner. Wie gefährlich einige der damaligen Berufe waren, soll an zwei Beispielen illustriert werden. Der 31-jährige Steinschiffknecht Marx Streuli wurde 1761 von einem herunterfallenden Stein verwundet und starb bald darauf im Spital. Der Steinlader Germann Streuli (1859–1918) verunglückte, als er für eine Brauerei beim Rumensee-Weiher Eisblöcke besorgen musste; dabei verlor er ein Bein, blieb aber als Wegknecht weiterhin erwerbstätig. Im 19. Jahrhundert treffen wir auf Schuhmacher, Schneider, Strumpfweber, Seidenfabrikanten, Steinlader, Tagelöhner und mehrere Färber. Im 20. Jahrhundert wurde die Berufspalette wesentlich breiter, so dass eine Aufzählung zu weit ginge. Bemerkenswert sind immerhin zwei Pfarrer, Vater und Sohn; sie wirkten im Zürcher Oberland und schrieben sich «Sträuli». Daneben tauchen nun vor allem auch Techniker, Schriftsetzer und Büroberufe auf.

Vom 18. Jahrhundert an zogen auch einige Streuli ins Ausland, manchmal konzentriert in gewissen Familien. So sind drei Söhne des bei der Kirche Zollikon wohnhaften Gerold Streuli (1700–1771) ausgewandert. Einer von ihnen hatte sich im Hungerjahr 1770 einen Diebstahl zuschulden kommen lassen, entwich nach Pommern und zog seine Familie im folgenden Jahr nach, zusammen mit seinem ältesten Bruder und dessen Familie. Ein anderer wanderte nach Pennsylvania aus und starb 1776 in französischen Diensten. Ein Ulrich Streuli (*1838) wanderte nach Amerika aus und wurde 1896 für tot erklärt. Im 20. Jahrhundert treffen wir auf Auswanderer in England, Südafrika, Mozambique, Argentinien, Brasilien und auf den Philippinen. Ob hier wohl das unruhige Blut der Söldner des 17. Jahrhunderts nachwirkte?

Die Familie Thomann

Johannes Thomann war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert weit über die Gemeindegrenzen hinaus eine bekannte Persönlichkeit. Er hatte im Chleidorf, in der ‹Tiefenau›, gewohnt, woran eine Sandsteintafel an der Nordfassade des Hauses Sägegasse 27 erinnert. Dieses prächtige Fachwerkhaus, ‹s Thomes Hus›, befindet sich seit 1955 im Besitz der Politischen Gemeinde Zollikon. Johannes Thomann lebte von 1720 bis 1805 und hatte sich als Geschworne, Förderer eines rationellen Landbaus und vor allem als Chronist und Poet einen Namen gemacht. Richard Humm hat Johannes Thomann und seiner Hausbibel im Zolliker Jahrheft 1979 einen Artikel gewidmet. Ganz besonders intensiv hat sich Karl Beck mit dem Zolliker Dorfpoeten befasst; er hat 1963 eine kulturgeschichtliche Studie zu dessen umfangreicher Gedichtsammlung verfasst und 1964 auch noch seine im Staatsarchiv Zürich und in der Zentralbibliothek verwahrten Schriften zusammenfassend gewürdigt.

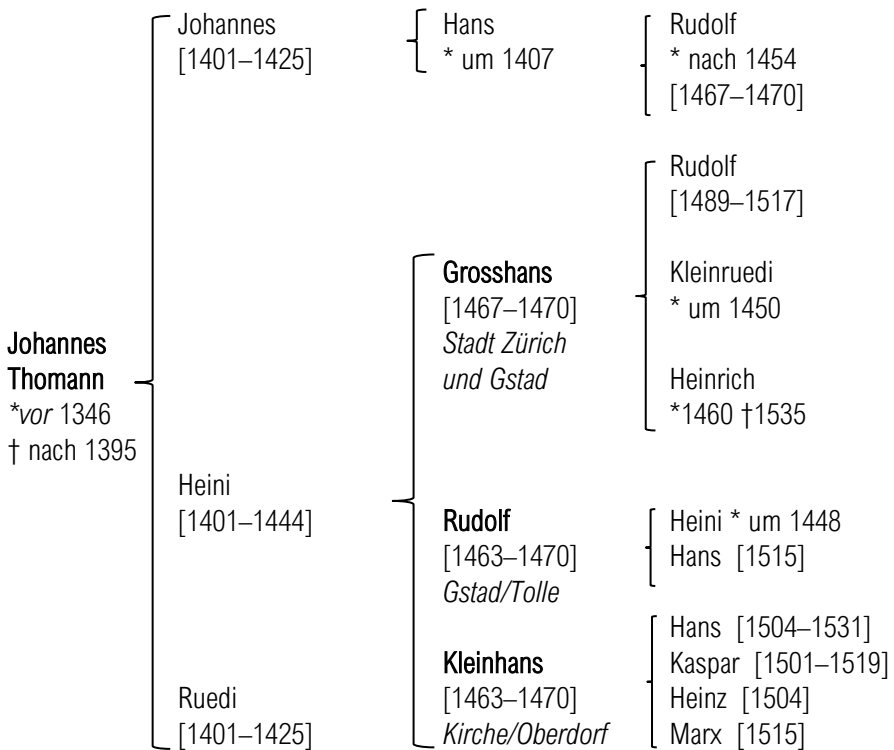
Die Herkunft des Namens

Alteingesessene Thomann – in dieser oder ähnlicher Schreibweise – gab es nicht nur in Zollikon und Zürich, sondern auch noch in verschiedenen anderen Gegenden, namentlich in den Kantonen Bern und Aargau. Sehr bedeutend waren die Thommen in Basel-Land. Die Thoma stammen aus dem Kanton St. Gallen und die Thomas und Thomet vor allem aus der Romandie. Es gibt noch mindestens ein Dutzend weiterer ähnlicher Familiennamen, die offensichtlich alle vom Vornamen Thomas abgeleitet sind. Studiert man alte Zürcher Pfarrbücher oder Bevölkerungsverzeichnisse, so fällt auf, dass dieser Vorname fast immer ‹Thoman› oder ‹Thome› geschrieben wurde; die entsprechende Schreibweise des Familiennamens ist also durchaus folgerichtig. Ein Blick in das im Gemeindearchiv Zollikon verwahrte Zolliker Urbar von 1557 offenbart eine erstaunliche orthographische Vielfalt des Familiennamens, und erlaubt uns, die damalige Aussprache des Namens zu erfassen. Wir finden Domen, Tomen, Toman, Tamen und Taman. Nur nach der heutigen Schreibweise, die sich erst viel später gefestigt hat, suchen wir vergebens.

Familiennamen wie die Thomann, die sich aus Rufnamen entwickelt haben, sind in allen Sprachen sehr häufig. Aus Skandinavien kennen wir die Eriksson und Amundsen, in Schottland und Irland die MacDonald, die Fitzgerald und O'Neill. In Osteuropa sind es die Endsilben -owicz, -owski, -enko, -ow, -ew, -in, -ovič und

-ian, In Finnland -äinen, in Griechenland -idis und -opoulos, in Spanien -ez. Und im deutschen Sprachbereich? Hier wurde der Rufname des Vaters entweder nachgestellt, so etwa bei Hansjakob Ernst, oder in Genitivform dem Rufnamen vorangestellt, wie bei Thomans Hansjakob. Oft vermögen wir aber den Vornamen kaum mehr zu erkennen, wie etwa bei «Hinz und Kunz», die sich aus Heinrich und Konrad ergeben haben, oder bei dem von Markus abgeleiteten Marx. Gewisse Vornamen, wie etwa Hartmann, sind auch ganz einfach nicht mehr gebräuchlich. Eher selten sind die von weiblichen Vornamen abgeleiteten Familiennamen, wie Elsener (von Elisabeth) und Hiller (von Hildegard).

Der Stammvater und seine Nachkommen



Aber wer war denn nun dieser Thomas oder Thomann, der seinen Rufnamen einem ganzen Geschlecht weitervererbt hat? Diese Art Frage führt in aller Regel zu nichts, da die Familiennamen in unserer Gegend schon im Spätmittelalter entstanden sind. Aber keine Regel ohne Ausnahme. Es scheint, dass der erste

Thomann wider Erwarten identifiziert werden kann. Es dürfte sich um den Sohn eines Thoman Blüwel, also eines Thomas Bleuler, gehandelt haben, der 1347 dem Fraumünster in Zürich Zins zahlte. Thomann war also nicht der ursprüngliche Familienname. Änderungen von Familiennamen kann man noch bis zum 17. Jahrhundert beobachten, vor allem bei sehr verbreiteten Namen, die nach einer besseren Identifikation riefen.

Es gelingt, aus den verstreuten Informationen der frühesten Zeit eine ungefähre Stammtafel zusammenzustellen, die mit dem Stammvater Johannes Thomann, dem mutmasslichen Sohn des Thomas Bleuler, beginnt. Eine solche Stammtafel hat Robert Thomann 1924 im Zürcher Taschenbuch für die ersten vier Generationen publiziert. Dazu verwendete er Ratsurkunden, Rats- und Richtbücher, Holzrödel und ähnliche Unterlagen, in denen Thomann erwähnt sind. Während die Rekonstruktion für die Söhne und Enkel des Stammvaters plausibel erscheint, wird sie für die nächste Generation bereits unsicher. Neben der Spärlichkeit der Unterlagen spielt dabei auch der Umstand eine Rolle, dass immer wieder die gleichen Namen auftauchen. So finden wir unter den Urenkeln je drei Heinrich und Rudolf, zwei Hans und je einen Kaspar und einen Marx. Deren Zuordnung zur nächstälteren Generation ist schwierig. So lässt sich bei Robert Thomanns Rekonstruktion dieser Urenkel-Generation mit Hilfe von Ehegerichtsakten von 1533 die falsche Zuteilung des Kleinruedi Thomann feststellen. In der folgenden Darstellung wird in eckigen Klammern vermerkt, in welchen Jahren der Betreffende in Steuerakten, im Glückshafenrodel, in Mannschaftsrödeln (zum Beispiel Marignano 1515), Ratsurkunden und anderen Akten auftaucht.

Ein sauberer Anschluss dieser ersten Stammtafel an das ab 1561 geführte erste Zolliker Pfarrbuch ist leider unmöglich. Das gleiche gilt für den Anschluss an die Stammtafeln des Bürgerverbands Alt-Zollikon, die nochmals deutlich später einsetzen und sehr unvollständig sind. So werden dort von den um das Jahr 1600 recht zahlreichen Thomann nur gerade deren zwei mit ihren Nachkommen aufgeführt. Für diese zwei «Stammväter» lassen sich jedoch mit Hilfe der Pfarrbücher noch eine zahlreiche Verwandtschaft sowie Vorfahren für zwei weitere Generationen rekonstruieren, die weit über hundert Personen umfassen und in den Stammtafeln des Bürgerverbands Alt-Zollikon fehlen. Aber auch mit dieser Erweiterung fehlen bis zur oben angeführten ersten Stammtafel leider immer noch etwa zwei Generationen, über die nur bruchstückhafte Informationen vorliegen. Im frühen 16. Jahrhundert traten immer mehr gleiche Vornamen auf, die nicht klar auseinander zu halten sind. 1515 kämpften zum Beispiel bei Marignano acht Thomann: drei Hans und je ein Marx, Jakob, Kaspar, Heini und Felix. Einige von ihnen scheinen bei Marignano gefallen zu sein, aber welche? Wir wissen auch nicht, welche den verschiedenen Pestepidemien zum Opfer gefallen sind.

Wir kommen etwas weiter, wenn wir die Nachkommen der in der obigen Tafel fett gedruckten Thomann – Grosshans, Rudolf und Kleinhans – weiterverfolgen. Alle drei waren Ausburger von Zürich, also ausserhalb der Stadt wohnhafte Stadtbürger. **Grosshans** Thomanns Sohn Heinrich, genannt Ritzi (von Heinrici), siedelte in die Stadt über. Er wurde Schaffner des Klosters Oetenbach und 1520 Bauherr der Stadt. Er war der Begründer der stadtzürcherischen Ratsfamilie Thomann, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts ausgestorben ist. Von ihm wird berichtet, er habe 1531 noch als alter Mann beim Gefecht bei Kappel am Albis in den vordersten Reihen gekämpft, habe dann als verloren gegolten, sei aber am dritten Tag mit Harnisch, Spiess und Degen wieder zurückgekehrt. 1584 war ein Thomann sogar Bürgermeister und galt, als er starb, mit einem Vermögen von nahezu 100000 Gulden, das er sich im Eisenhandel erworben hatte, als der reichste Bürger der Stadt. Einer seiner Söhne, Kleinruedi (* um 1450), war im Gstad wohnhaft und wurde 1526 als alter Mann und als Anhänger der Täufer erwähnt. Mit dem bedeutenden stadtzürcherischen Zweig der Thomann wollen wir uns aber nicht weiter befassen, sondern uns auf die Zolliker Thomann konzentrieren.

Die Nachkommen des **Rudolf** Thomann wohnten zuerst im Gstad und ab 1600 in der «Tolle» (südlich der heutigen Bahnstation Zollikon). Die Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon beginnen mit einem Hans Heinrich Thomann (1600–1669), der als Geschworne, Untervogt und Spiessenhauptmann (Hauptmann einer Abteilung Soldaten, die Spiesse trugen) in der «Tolle» wohnte. Sein in der Stammtafel nicht mehr aufgeführter Vater war der Landwirt Hans Thomann (1571/75–1610), der zunächst im Gstad wohnte und dann in die «Tolle» übersiedelte. Er war mit einer Barbara Himmler verheiratet und hatte sechs Kinder. Wir kennen auch noch seinen Grossvater Rudolf Thomann (ca. 1540–1600), der mit Katharina Enzingen dreizehn Kinder hatte. Von diesem bis zurück zur obigen ersten Stammtafel fehlt aber noch mindestens eine Generation, die sich leider nicht rekonstruieren lässt.

Die Nachkommen des **Kleinhans** Thomann wohnten bei der Kirche und im Oberdorf, vermutlich beim ursprünglichen Wohnsitz der Thomann am «Heerweg», der Alten Landstrasse, bevor sich ein Zweig im Gstad ansiedelte. Diese Thomann führten die Zunamen «Aeberli» und «Thisli», von den Namen Eberhard und Matthias abgeleitet. Die «Aeberli» stammen jedoch nicht von einem Eberhard Thomann ab, sondern von einem Hans Thomann, der in zweiter Ehe mit einer Regula Äberhard verheiratet war und im Oberdorf, vermutlich im Haus Hinterzünen, seinen Wohnsitz hatte. Die «Thisli» waren mit diesen verwandt. Sie stammen von einem Matthias Thomann «Aeberli» ab, der von 1646 bis 1700 bei der Kirche gelebt hat. Die Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon beginnen für diesen Zweig mit einem Marx Thomann (1588–1665), genannt «Aeberli», der bei der Kirche wohnte und ein Sohn des erwähnten Hans Thomann-

Äberhard war. Auch hier fehlt für eine vollständige Rekonstruktion mindestens eine Generation.

Sowohl von Rudolf Thomann in der ‹Tolle›, wie auch von Kleinhans Thomann im Oberdorf lebt heute noch eine Reihe von Nachkommen, wobei allerdings jene der ‹Tollen›-Linie wesentlich zahlreicher sind. Da der Anschluss der Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon an den Stammvater der Thomann nicht vollständig hergestellt werden kann, erübrigt es sich, noch weitere Stammbäume zu erstellen. Bevor wir uns der allgemeinen Charakterisierung der Thomann zuwenden, sei noch kurz von der Tat eines Thomann im Jahre 1594 berichtet. Leider wissen wir nicht einmal seinen Namen, wir wissen nur, dass er der Sohn eines Rudolf Thomann war.

Der mit dem Wolf kämpft

Die Kenntnis über die folgende Begebenheit verdanken wir einem doppelten Zufall. Zunächst ist es ungewöhnlich, dass sie vor über 400 Jahren von Pfarrer Oswald Renner im Pfarrbuch von Greifensee notiert worden ist, und dann braucht es noch eine Portion Glück, auf diesen Text zu stossen, wenn man sich für Zollikon und die Thomann interessiert, denn in den Zolliker Quellen ist nichts darüber verzeichnet.

Am 7. Januar 1594 hatte man in Wangen einen Wolf gejagt, der zuvor in Rickenbach, in der Grafschaft Kyburg, ein Mädchen auf dem Weg zur Kirche angefallen und getötet hatte. Er griff auch des Baders Frau an, die sich aber mit einem Messer zu verteidigen wusste, und darauf noch einen Knaben, den er tot biss und ins Holz schleppte. Darnach lief der Wolf von Wangen nach Schwerzenbach und wurde von einigen Schülern beobachtet, die sich auf dem Schulweg auf dem Eis vergnügten. Sie hielten ihn zunächst für einen Fuchs oder einen Hund, bis einer von ihnen meinte, es sei ein Wolf und sie sollten besser fliehen. Der Wolf setzte den schreienden Schülern nach, überholte sie und griff den Vordersten an. Als dieser mit seinem Hut nach ihm schlug, packte er dessen Kameraden, Jakob Hubers Sohn aus Fällanden, und schleppte ihn in ein Eichenwäldchen. Er biss ihm die linke Seite auf und frass Eingeweide und Herz, bis er verjagt werden konnte; anschliessend schwamm er über die Glatt und lief ins Fällander Holz.

Jäger setzten dem Wolf mit einem Fangnetz, einem ‹Wolfsgarn›, nach und konnten ihn noch gleichentags unterhalb von Ebmatingen umstellen. Es gelang ihnen auch, ihn ins Garn zu jagen; der Wolf vermochte aber, dieses zu zerbeißen und so zu entkommen. Sogleich stritt man, wer von den vielen Jägern am meisten Schuld am Entkommen habe. In der Nacht lief der Wolf Richtung Zürichsee und wurde am folgenden Morgen in Herrliberg und Erlenbach gesichtet. Nachdem man ihn dort verjagt hatte, lief er nach Küsnacht. Dort fiel er einen Knaben

an, der mit einem Schlitten Holz heimführte, und tötete ihn. Er wurde von den Bauern verjagt und man spürte ihm auf dem Wassberg, bei der Forch, nach, konnte ihn aber nicht finden.

Man suchte ihn auch am ganzen folgenden Tag, bis man ihn im Wald von Hirslanden stellen konnte, als er an einem weiteren Opfer, wiederum einem Knaben, frass. Man jagte ihm nach, konnte ihn aber erst am folgenden Tag fangen. Aus vielen Gemeinden waren zahlreiche Helfer gekommen. Aber es waren schliesslich die Zolliker, die ihn mit ihrem Wolfsgarn fangen konnten, und Rudolf Thomanns Sohn gelang es, ihn zu erstechen. Noch am gleichen Abend wurde aus den Helfern aller beteiligten Gemeinden eine Abordnung gewählt, die den toten Wolf in die Stadt zum Bürgermeister brachten. Die Delegation erhielt zwanzig Kronen Belohnung, die sie untereinander aufteilen durften. Nachzutragen bleibt nur noch, dass die Zolliker ihr Wolfsgarn, ein gegen hundertfünfzig Meter langes Netz, jeweils im Estrich des Gesellenhauses, des heutigen Gasthauses zum Rössli, aufbewahrten.

Verantwortung übernehmen – oder auch nicht

Früher waren die Thomann meistens Landwirte, doch gehörten sie nicht zu den ganz Grossen; erst im 18. und 19. Jahrhundert gelangte ein Teil zu grösserer Wohlhabenheit. 1637 und 1711 hatten nur zwei je einen Knecht und eine Magd, die meisten waren weniger begüterte Landwirte und Handwerker. Im Armenverzeichnis von 1692 sind sechs Familien Thomann als arm aufgeführt, von denen aber damals nur eine Witwe mit ihren Kindern unterstützt wurde. Obwohl die Thomann also nicht zu den reichsten Familien gehörten, waren sie in den öffentlichen Ämtern immer vertreten. Seit 1600 stellten die Thomann drei Untervögte und über ein Dutzend Geschworne und einen Säckelmeister. Die Thomann waren auch bei allen Kriegszügen dabei. Drei von ihnen zogen 1443 in den Alten Zürichkrieg, vier nahmen 1512 am Pavierzug (nach Pavia) teil, vier andere zogen 1513 ins Hochburgund, und acht kämpften bei Marignano. Viele der Zolliker Thomann liessen sich zu Kriegsdiensten anwerben, und wir stossen später auf einen Major und drei Hauptleute.

In der «Tollen»-Linie finden wir die meisten Beamten; oft waren einer oder mehrere in den Gemeindebehörden vertreten. Erwähnt seien nur Untervogt Hans Thomann, der 1611 an der Pest gestorben ist, der Geschworne, Untervogt und Spiessenhauptmann Hans Heinrich Thomann (1600–1669), der Schützenhauptmann Johann Thomann (1605–1667), der Geschworne und Fähnrich Hans Rudolf Thomann (1638–1705), später Major Jakob Thomann (1791–1870) und Hauptmann Felix Thomann (1823–1884).

Daneben gab es natürlich – wie überall – auch bei den Thomann Leute, die nicht nur keine Verantwortung für andere übernehmen konnten, sondern sich sogar selbst nicht ganz unter Kontrolle hatten. Wie dies in einem Rebbauerndorf nicht anders zu erwarten ist, liebten fast alle Thomann einen guten Trunk. Gerold Thomann in der ‹Tolle› (1679–1752), «welcher durch abermaliges Vollsaufen sich ungeziemend aufgeführt», wird 1721 bestraft und später bevogtet, das heisst, unter Vormundschaft gestellt. Der Geschworne Hans Rudolf Thomann (1638–1705), Grossvater unseres ‹Dorfpoeten›, starb «*abgetrunken, auf die Letzt gar elend*». Johann Thomann (1815–1887) tötete im Delirium einen Knecht, den er für den bösen Geist hielt. Conrad Thomann (1826–1877) starb als Trinker in einer Irrenheilanstalt.



Ein Wohnhaus in Zollikon (Kt. Zürich).

Die Tiefenau. Bleistiftskizze von Hans Tobler in ‹Schweizerische Baukunst›, Jg. 1914, S. 334.

Der ‹Dorfpoet› Johannes Thomann ...

Der wohl bedeutendste Thomann überhaupt, Johannes Thomann (1720–1805), entstammte der ‹Tollen›-Linie. Schon von seinem oben erwähnten Grossvater, der als Trinker gestorben war, erwähnte das Konfirmandenregister, dass

er «Fragstücklein, Lehrmeister und Zeugnissen» könne und einen feinen Verstand habe. Von Johannes aber vermerkte ein Lexikon: «ein Geschworne, so ein fleissiger und daneben sehr belesener Landwirt, der zum Zeitvertreib eine Menge origineller Gedichte schreibt, auch Landschaftsgemälde, Gnomen und Allegorien voll Laune und Witzes verfertigt, ohne jedoch damit zu prahlen». An einem anderen Ort lesen wir: «Thomann, der bei einem Gange durch die Stadt das Geld, das andere fürs Wirtshaus ausgeben, jedesmal für ein gutes Buch verwendete, zeigt sich erstaunlich belesen, namentlich in der Geschichte, sowohl der vaterländischen als der allgemeinen. Mit den politischen Tagesneuigkeiten ist er immer auf dem Laufenden; er liest zum Beispiel die «Berliner Monatschrift», kennt die Schriften der zeitgenössischen Schriftsteller. Von Jugend auf hatte er einen fast unersättlichen Trieb zum Lesen, Schreiben und Versmachen. Mit mehreren Ratsherren, auch mit der physikalischen und ökonomischen Gesellschaft, korrespondiert dieser Bauer, wird aber dadurch seinen Gemeindegossen nicht fremd; er ist daneben der eifrige Landwirt, der sich lebhaft interessiert für zweckmässige Bewirtschaftung von Wald und Feld. Von den Reben, meint er, wäre es besser, wenn ein Drittel minder wären und die Leute von dem Weintrinken entwöhnt würden; dann hätte man nicht so viele Schulden auf dem Land.» 1767 übersandte Thomann auf Wunsch der Naturforschenden Gesellschaft eine kleinere Abhandlung «Über Nutzung und Pflanzung der Wälder», wofür er als Preis einen halben Dukaten erhielt. Seine Bemerkungen über Bodenbeschaffenheit, Holzarten und Forstkultur waren kenntnisreich und zeugten von guter Beobachtungsgabe. Von einer Bepflanzungsart sagte er, dass er «vor 25 Jahren den Anfang gemacht, aber schlecht fortgesetzt wurde (wohl von anderen), weil man keine Neuerungen liebt». Sein eigenes Land bearbeitete er so, dass in teurer Zeit «er ein Stück Brot entzweibrechen und seinen Nebenmenschen habe mitteilen können, weil Gottes Segen seine Handarbeit ihm wohl gedeihen lassen». Er schrieb Tagebücher über alle Vorkommnisse privater, landwirtschaftlicher und politischer Natur.

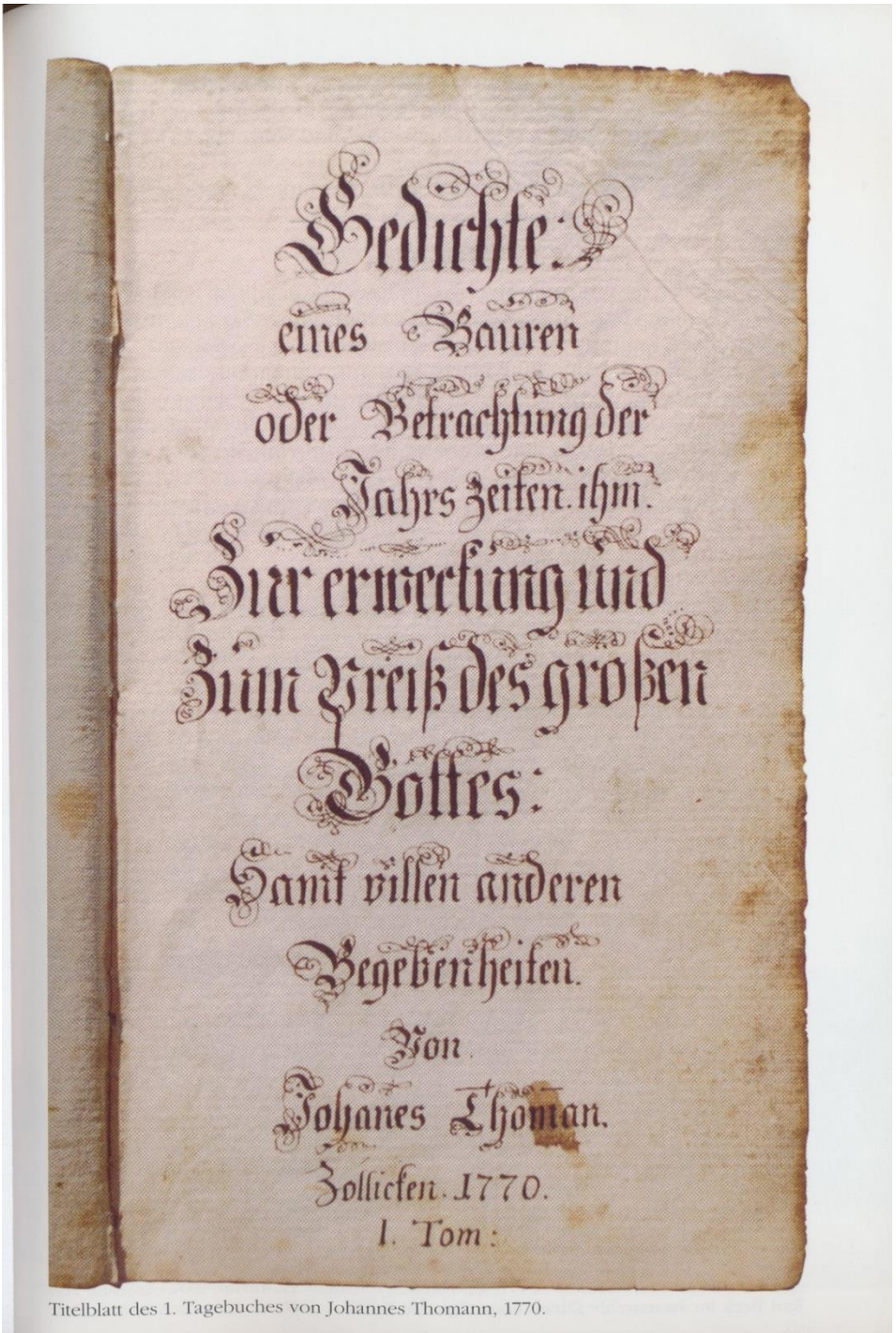
Eigentlich organisierend und reorganisierend hatte er im Gemeindehaushalt nirgends gewirkt; dazu war er zu sehr Philosoph und als schuldenfreier Landwirt war er wohl zu wenig mit den Sorgen der Anderen vertraut. Aber er unterstützte tatkräftig die freisinnigen Bestrebungen in jener politischen und gesellschaftlichen Gärungszeit. Merkwürdig ist, dass sich dieser Grossbauer für gleichberechtigte Benutzung des Gemeindelands durch alle Bürger und für Abschaffung oder Beschränkung des Weideganges einsetzte. Dass er sein Privatinteresse dem öffentlichen Wohl hintanstellte, ist ein Beweis seiner fortschrittlichen Gesinnung. 1795 verwendete er seinen ganzen Einfluss, um in einem Schreiben an Bürgermeister und Rat für die gefangenen Freiheitskämpfer Fürbitte einzulegen. Als diesen 1798 auch in unserer Gemeinde ein festlicher Empfang zuteilwurde, hielt er eine warme Begrüssungsrede.



Die Tiefenau heute



Die Tiefenau von der Sägegasse her gesehen



Titelblatt des 1. Tagebuchs von Johannes Thomann, 1770.

Titelblatt des 1. Tagebuchs von Johannes Thomann, 1770

... und seine Nachkommen

Der Sohn Johannes Thomanns, der Geschworne Johann Thomann (1749–1826) war geistig weniger bedeutend als sein Vater und hatte von dessen Idealismus nicht viel geerbt. Mit seinem herrischen Wesen flösste er Respekt oder eher Furcht ein. Leute, die ihm zinspflichtig waren, mussten auf den ersten Wink erscheinen, wenn er Arbeiter brauchte. Andererseits hatte er bei freiwilligen Steuern eine offene Hand. Im Hungerjahr 1816/17 gab er an Geld so viel, wie die ganze amtliche Steuer ausgemacht hätte. Darüber hinaus aber hatte er noch seine Kästen mit gedörrtem Obst und anderen Vorräten für die Armen geöffnet. Dieser Johannes Thomann schrieb auch Tagebücher, wie sein Vater, aber sie scheinen weder besonders interessant noch geistreich gewesen zu sein.

Zwei Enkel des «Dichters», Leutnant Heinrich Thomann (1783–1843) und Major Jakob Thomann (1791–1870) wirkten wieder mehr in der Öffentlichkeit. Heinrich Thomann hatte sich den Grossvater zum Vorbild für sein Handeln genommen; er war es auch, der dessen Schriften und Bücher aufbewahrte. 1817 machte er eine Eingabe an die Geschwornen, worin er, wie damals schon sein Grossvater, die gleichmässige Nutzung des Gemeindelandes durch alle Bürger befürwortete. 1819 anbot er sich, das Amt eines Gemeinbeschreibers unentgeltlich für vier Jahre zu übernehmen, während von anderer Seite eine Entschädigung verlangt und beantragt wurde. Sein Bruder Jakob Thomann unterzeichnete das Memorial, das 1830 an die Regierung eingereicht wurde und in welchem die vollständige Gleichstellung von Stadt und Land auf allen Gebieten, unter anderem auch die gleiche Vertretung in der Regierung, verlangt wurde. Er bemühte sich auch um eine rationellere Obstbaumbepflanzung auf dem Gemeindeland. Als Säckelmeister des Schulgutes leistete er gute Dienste und machte einen Versuch mit einer Art Schulsparkasse.

Handwerker in der «Tolle»

Ein anderer Zweig dieser Thomann blieb als Landwirte und Handwerker in der «Tolle», ihrem Stammhaus, bis zu dessen Abbruch im Jahr 1870. Früher betrieben einige noch Fischerei und Schifferei oder waren im 17. Jahrhundert Pächter auf dem hinteren Gugger, dort, wo heute das Alters- und Pflegeheim steht. Der Rechenmacher Conrad Thomann (1721–1803) hatte fünf Söhne, welche alle das Schreinerhandwerk erlernten. Sie waren bekannt für ihre aus Nussbaumholz gefertigten Büfette und Wandschränke. Praktisch, aber in behäbiger Eleganz, gaben diese Stücke den Bauernstuben ein währschaftes, vornehmes Aussehen. Nachkommen dieser Schreiner wurden Fabrikanten und Kaufleute; einer wurde Pfarrer und ein anderer Professor für alte Sprachen. Von einem

Schreiner aus der ‹Tolle› wurde gerühmt, mit welcher Aufopferung er seine beiden Frauen – die erste war geisteskrank, die zweite jahrelang bettlägerig – pflegte, ohne je ungeduldig zu werden.

Der in der ‹Tolle› wohnhafte Müller Johann Thomann (1640–1677) hatte keine Kinder. Sein Bruder, Müller Jakob Thomann (1643–1683) hinterliess nur eine Tochter. Der ältere Bruder Hans Bernhard (1631–1687), Bauer in der ‹Tolle›, hatte hingegen eine zahlreiche Nachkommenschaft, mit vielen noch heute lebenden Vertretern. Ein anderer Bruder, der schon erwähnte Geschworne Johann Rudolf Thomann (1638–1705), zog ins Chleidorf und wurde Stammvater der dortigen Landwirte; er war der Grossvater des ‹Dorfpoeten› Johannes Thomann. Auch dieser Zweig hat noch lebende Nachkommen.

Die ‹Pulver› und die ‹Bolz›

Ein Zweig dieser ‹Tollen›-Linie waren sehr wahrscheinlich die ‹Pulver› genannten Thomann; mit Sicherheit ist aber der Zusammenhang nicht festzustellen. Die Pulver hatten früher ziemlich grossen Grundbesitz und waren angesehene Leute. Heinrich Thomann ‹Pulver› war 1591 Geschworne und 1601 Säckelmeister, aber schon 1650 wurden ein Jakob Thomann ‹Pulver› und 1652 auch sein Sohn Heinrich Thomann krankheitshalber von Almosen unterstützt und 1676 Johann Thomann ‹in Krankheit und bis zum Tod›. Im Dorf sind schon seit 1700 keine Thomann ‹Pulver› mehr, dagegen war der letzte bekannte Nachkomme als Schuhmacher in der Stadt ansässig und starb 1764. Seine beiden Frauen waren Stadtbürgerinnen gewesen. Von den Müllern Thomann war Rudolf (1597–1674), Geschworne und Säckelmeister, kinderlos verstorben. Sein Bruder, der Geschworne Heinrich Thomann, geboren 1592, wurde wegen Schulden ausgewiesen. In den Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon ist diese Linie nicht verzeichnet.

Eine weitere Linie, die in den Stammtafeln nicht aufgeführt ist, sind die ‹Bolz›; zu ihnen gehören die Fischer im 17. Jahrhundert. Diese ‹Bolz› waren wohl die unbedeutendsten unter den Thomann (wahrscheinlich sind sie Nachkommen eines trunksüchtigen Gliedes der ‹Tollen›-Linie aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts), sie hatten am meisten Almosengenössige. Einige von ihnen waren wegen allerlei Vergehen, wie Raufereien, Holzfreveln und kleinen Diebstählen, bestraft worden. 1690 wurden Kinder des Jakob Thomann ‹Bolz› vom Armengut unterhalten, ‹da der Vater um seiner Diebstähle willen in der Verhaftung gelegen›. Rudolf Thomann ‹Bolz› starb 1750, zu Willisegg in spanischen Diensten, er war einige Zeit Pächter auf einem Gut bei der Stadt. Sein Sohn Heinrich starb im Zuchthaus, eine Tochter ‹presthaft› [kränklich] im Spital. Christoph Thomann, geboren 1750, ‹ist aus dem Zuchthaus, worin er wegen Diebstahl

war, entloffen». Karl Thomann ‹Bolz› (1689–1770) starb als herumziehender Bettler. Die ‹Bolz› waren wegen ihres bösartigen Charakters zu Zeiten sehr gefürchtet. Als Beamter findet sich unter den ‹Bolz› nur ein Ehegaumer; sie waren meist Tagelöhner, Rebleute und Textilarbeiter.

Die ‹Aeberli› und ‹Thisli›

Die ‹Aeberli› genannten Thomann waren früher ebenso begüterte Landwirte wie die von der ‹Tolle›. Eine dieser Familien hatte noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein ansehnliches Gut, bis Trunksucht Söhne und Enkel ruinierte und vom väterlichen Heimwesen vertrieb. Auch diese ‹Aeberli› hatten eine Reihe von Beamten, Geschwornen und Ehegaumern. Der bedeutendste war Heinrich Thomann (1823–1902), staatlicher Inspektor des Rechnungswesens, Kantonsrat, Gemeindepräsident, ein Mann von ungewöhnlicher Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit. Er war ein Enkel des Landschaftsmalers und Kupferstechers Heinrich Thomann (1748–1794), war mehr als fünfzig Jahre im Staatsdienst tätig und erhielt von der Regierung in Anerkennung seiner Verdienste eine goldene Uhr mit Widmung. Sein Sohn, Dr. phil. Heinrich Thomann (1860–1925), war Chef des Statistischen Amtes der Stadt Zürich.

Wenn auch früher die meisten ‹Aeberli› Landwirtschaft betrieben hatten, so waren unter ihnen auch viele Handwerker und Weber; einzelne scheinen wirtschaftlich schon früh in Schwierigkeiten geraten zu sein. 1702 woben in einer Familie Mutter, Söhne und Töchter, 1710 starb ein Sohn des Geschwornen Thomann ‹Aeberli› als Holzscheiter. Ein Zweig dieser ‹Aeberli› waren Küfer. Wie viele von diesen eigentliche Küfer waren, und wie oft das Wort nur als Zunamen gebraucht wurde, ist nicht festzustellen, sicher ist, dass alle noch eine kleine Landwirtschaft betrieben. Hugo Thomann ‹Küfer› (1655–1726) war Tagelöhner und Wächter, ein Sohn Felix wurde 1701 konfirmiert, aber er «kann nit lesen und wenig beten, soll zu ihm gesehen werden». 1711 war er als Soldat in Holland und sein Bruder Hugo war Tambour bei der Garde in Berlin. 1692 starb Heinrich Thomann ‹Küfer Aeberli›, ohne Erben und vermachte der Kirche 100 Gulden; er «war wol belesen in h. Büchern». Hans Rudolf Thomann Küfer (1669–1727) «hat Güter», Hans Jakob Thomann, genannt Grossküfer (1700–1773), hatte ebenfalls Güter, einen Knecht und eine Magd. Caspar Thomann ‹Küfer› (1703–1781) war rachsüchtig, hatte viel Streit mit den Nachbarn, mit Frau und Kindern, machte sich 1761 davon, wurde bevormundet, und seine Frau und Kinder übernahmen den Hof, obwohl «die Schuldenlast den Wert der Verlassenschaft um ein ziemliches übersteigt». Von seinen vier verheirateten Söhnen hatten drei keine Kinder und der vierte nur einen einzigen Nachkommen, der 1876 unverheiratet in einer Pflegeanstalt starb. Meister Caspar Thomann (1730–1804), Küfer und Schiff-

mann, wurde wegen Schlaghändeln und Wirtshaussitzens mehrmals gebüsst. Beim Tode des Geschwornen Rudolf Thomann ‹Aeberli› (1669–1737) erhielt die Tochter von ihrem Bruder, genannt ‹Langküfer› oder ‹Grossküfer›, als väterliches und mütterliches Erbteil 5480 Gulden und ein Stück Reben, also ein sehr ansehnliches Vermögen für die damalige Zeit. Die erste Frau dieses Bruders brachte 7116 Gulden in die Ehe; da sie keine Kinder hinterliess – zwei Söhnchen waren vor der Mutter gestorben – bekam der Mann 1425 Gulden zu Eigen und vom Übrigen lebenslänglich die Nutzniessung. Trotzdem scheint er nicht vorwärts gekommen zu sein, denn ein Teil der Güter musste verkauft werden, und 1819 zahlte sein einziger Sohn Heinrich 20 Schillinge Vermögenssteuer, gehörte also zum unteren Mittelstand. Ein zweiter Sohn war schwachsinnig und starb mit 35 Jahren. 1817 bearbeiteten Heinrich Thomann ‹Kleinküfer› und seine Frau ihre Güter so nachlässig, dass die Geschwornen Bevormundung beantragten.

Das Wappen der Thomann

Das Wappen besteht aus einem schrägrechts geteilten Schild, ähnlich dem Wappen von Zürich, aber mit vertauschten Farben. Im oberen, blauen Feld befindet sich ein silberbeschlagener Spaten, im unteren, weissen Feld eine blaue Pflugschar. Das Wappen wurde der Familie 1571 vom Kurfürsten und Pfalzgrafen Friedrich in Heidelberg verliehen. Es entspricht einem von der Familie schon vorher in Zollikon geführten Siegel, das sich zum Beispiel an einer im Jahr 1518 vom Heinrich Thomann, dem Schaffner des Klosters Oetenbach, unterzeichneten Urkunde befindet. Im Gegensatz zu vielen anderen Familienwappen vermag das Wappen der Thomann etwas über die Familie auszusagen. Die Thomann waren eng verbunden mit Zürich und in früheren Zeiten meist in der Landwirtschaft tätig.

Die Thomann von Zollikon lassen sich aber nicht mit wenigen kräftigen Strichen skizzieren. Je tiefer man eindringt, desto grösser wird die Vielfalt. Wer nur gerade die Stammtafeln des Bürgerverbandes Alt-Zollikon zur Verfügung hat, die mit den zwei Stammvätern Marx Thomann (1588–1665) und Hans Heinrich Thomann (1600–1669) einsetzen, könnte meinen, diese könnten Brüder oder Vettern sein und es fehle nicht mehr viel, um die Thomann von Zollikon vollständig zu dokumentieren. Erst eine vertiefte Beschäftigung mit dem Thema führt zur Einsicht, dass es in Zollikon noch weitere Zweige der Familie gab, die sich aus diesen Stammtafeln nicht einmal erahnen lassen, aber eben doch für ein Gesamtbild nötig sind. Viele Thomann waren einfache Leute, die nur im Pfarrbuch bescheidene Spuren hinterlassen haben. Entsprechend schwierig ist es, sie charakterisieren zu wollen. Stellvertretend für die Familie wollen wir abschliessend

den Dorfpoeten Johannes Thomann zitieren. Das letzte seiner Tagebücher, das er 1794 geschrieben hatte, schloss er mit dem Seufzer:

Drum steh mir bey, denn ich bin mat
So schliess und end dies Buch und Blat.



Wappen der Familie Thomann:

Schräggestellt von Blau und Silber mit einem Spaten und einer Pflugschar in gewechselten Farben. Das Wappen stammt vom Kurfürsten und Pfalzgrafen Friedrich bei Rhein, verliehen an Landvogt Heinrich Thomann (1520–1592).

Literatur

Alexander Nüesch und Heinrich Bruppacher, *Das Alte Zollikon*, Zürich 1899; Aufzeichnungen der Julie Berchtold-Bleuler (1851–1925); Robert Thomann, *Das Geschlecht Thomann von Zollikon und Zürich*, in *Zürcher Taschenbuch* 1924, S. 215–220; Richard Humm, *Der Geschworene Johannes Thomann und seine Hausbibel*, in *Zolliker Jahrheft* 1979; Karl Beck, *Die Gedichtsammlung des Geschworenen Johann Thomann*, 1963; Karl Beck, *Weitere Stücke aus dem Nachlass des Geschworenen Johannes Thomann*, 1964 (Arbeiten von Karl Beck im Staatsarchiv Zürich unter Sign. Da 2203).

Der 500-jährige Ehebrief Bleuler-Thomann

«Doch über ihre Treue verlang nicht Brief und Siegel»¹¹⁷. Im Folgenden geht es um ein 500 Jahre altes Dokument, das im Original «Brief» genannt wird. Unter einem Brief verstand man in diesem Zusammenhang eine formale Urkunde, verfasst von einem Notar oder Schreiber und bestätigt mit dem Siegel der Stadt Zürich; Unterschriften waren nicht nötig. Mit dem Brief wurden vor oder nach der Heirat die finanziellen Aspekte der Ehe geregelt.

Der hier vorzustellende «Ehebrief» oder «Ehevertrag» stammt von 1515. Es handelt sich um eine Pergamenturkunde, an der ursprünglich ein Siegel der Stadt Zürich hing, das aber inzwischen abgefallen ist. Erhalten ist nur noch ein Teil des Pergamentstreifens, an dem das Siegel einst gehangen hatte. Der Begriff «Ehevertrag» ist zwar kurz und prägnant, lässt aber noch nicht erkennen, um was es sich dabei handelt. Tatsächlich müsste wohl von einem Vertrag zur Sicherstellung finanzieller Heiratsgaben – «Heimsteuer», «Morgengabe» und «Widerlegung» – gesprochen werden.

Damit ist auch bereits angedeutet, um was es bei dieser Art von Eheverträgen vor allem geht. Es handelte sich um Verträge vor oder nach dem Eheschluss, die in der Regel den Zweck verfolgten, durch geeignete Massnahmen, meistens durch Verpfändung, eine Sicherung der in Aussicht gestellten Zahlungen oder Güterübertragungen zu gewährleisten. Es ging also weniger um eine Regelung der Ehe selbst als vielmehr um Vorkehrungen für den Fall des vorzeitigen Todes eines der Ehepartner.¹¹⁸ Im Zolliker Ehevertrag ist von der «Heimsteuer» die Rede. Die «Heimsteuer», auch «Heiratsgut» genannt, war ein zusätzlich zur Aussteuer geschuldeter Geldbetrag, der als Beitrag der Frau oder ihrer Verwandten an die finanziellen Lasten der Ehe diente und beim Tod des Mannes an die Frau oder ihre Erben zurückzuzahlen war. Von Seiten des Mannes war als Gegenleistung die «Morgengabe» fällig, theoretisch ein am Morgen nach der Hochzeitsnacht fälliger Betrag. Da diese in der Regel nicht sehr hoch war, wurde sie oft noch durch eine «Widerlegung» ergänzt. Diese verschiedenen meist von den Vätern der Brautleute erbrachten Leistungen wurden kaum je bar gezahlt, sondern mussten vom Ehemann mit Verpfändungen auf eigenen Grundbesitz sichergestellt werden. Dies war von zentraler Bedeutung für die Witwenversorgung, die manchmal durch ein «Leibgedinge», eine an Grundbesitz gebundene Leibrente,

¹¹⁷ Goethe, Johann Wolfgang, Gedichte. Ausgabe letzter Hand, Kap. 21, Zürich 1949.

¹¹⁸ Leonhard, Martin / Niederhäuser, Peter: Zwischen Autonomie und Einbindung. Adlige Witwen im Spätmittelalter, in: Peter Niederhäuser (Hg.): Alter Adel – neuer Adel?, Zürich 2003: 107.

also eine lebenslänglich zahlbare Rente, sichergestellt wurde.¹¹⁹ Dieses System von Leistungen und Gegenleistungen mittels Grundbesitzes war naturgemäss vor allem im Adel und im gehobenen Bürgertum anzutreffen, wo Grundbesitz vorhanden war und entsprechende Verträge auch zum Sozialprestige beitragen konnten. Die Verträge «mochten eine gewisse vermögensrechtliche Unabhängigkeit der Eheleute voneinander zu sichern».¹²⁰

Im Staatsarchiv Zürich sind Eheverträge seit 1340 erhalten; bis 1500 sind es rund 40 Urkunden. Die meisten betreffen Kleinadelige und reiche Stadtbürger. Beim Zolliker Ehevertrag handelt es sich nur insofern um etwas Aussergewöhnliches, als es der einzige frühe Ehevertrag von Zollikern ist – vielleicht sogar der einzige Zolliker Ehevertrag dieser Art überhaupt – denn weitere solche Verträge, die Zolliker betreffen, sind im Staatsarchiv Zürich nicht vorhanden. Zollikon hatte auch nicht viele Bürger, die einen Ehevertrag benötigten. Auch die Ausstellung der Urkunde, die Einschaltung des Bürgermeisters der Stadt Zürich und die Siegelung durch Bürgermeister und Rat der Stadt kamen wohl nur für wohlhabende Landbewohner in Frage.

Im vorliegenden Ehevertrag geht es um die Ehe von Jörg Bleuler mit Verena Thomann, beziehungsweise deren Vater Kleinrudi Thomann. Viel wissen wir nicht über ihn. Das letzte spätmittelalterliche Steuerverzeichnis der Stadt Zürich datiert von 1470. Darin sind auch einige auf dem Land wohnende Bürger aufgeführt, für Zollikon fünf Familien Bleuler und zwei Familien Thomann.¹²¹ Die nächste mögliche Quelle ist der «Glückshafen-Rodel» von 1504, das Verzeichnis aller Personen, die an der Lotterie anlässlich des letzten Freischiessens zu Zürich vor der Reformation teilgenommen hatten. Da dieses elf Jahre vor Ausstellung des Ehevertrags stattgefunden hat und der Ehevertrag erst nach der Heirat ausgestellt worden ist, besteht die Möglichkeit, auf die erwähnten Namen zu stossen. Tatsächlich hat ein Jörg Blüwler von Zollikon am 11. August 1504 ein Los gekauft. Einige Zeit später kauft nochmals ein Jörg Blüwler ein Los, wobei es sich um die gleiche Person handeln dürfte. Unter verschiedenen Thomann stossen wir auch auf eine «Klein Fren Toman von Zollikon».¹²² Die im Ehevertrag aufgeführten Brautleute sind also schon 1504 in Zollikon nachweisbar. Ein Jörg Bleuler war auch 1515 in der Schlacht bei Marignano dabei,¹²³ wobei wir natürlich nicht wissen, ob es sich dabei um den Jörg Bleuler des Ehevertrags handelte. Wir

¹¹⁹ Brauner, Wilhelm: Studien II: Entwicklung des Privatrechts, Frankfurt a.M. 1994: 224 f.; vgl. auch Rippmann, Dorothee: Heiraten, Erwerben und Vererben: Eine Eheschliessung im Spätmittelalter, in: Breisgau-Geschichtsverein „Schau-ins-Land“, Bd. 121 (2002): 16 f.

¹²⁰ Uitz, Erika: Die Frau in der mittelalterlichen Stadt, Freiburg 1992: 135.

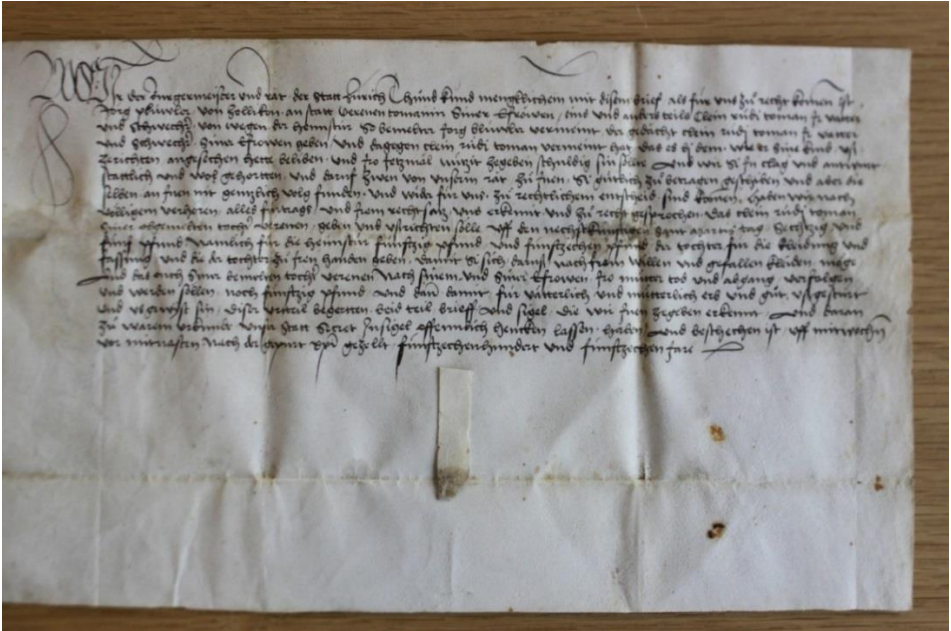
¹²¹ StAZH B III 275.

¹²² Hegi, Friedrich: Der Glückshafenrodel des Freischiessens zu Zürich 1504, Zürich 1942: 76 ³⁷, 375 ²⁸; 385 ²⁹.

¹²³ StAZH A 30 II, 125.

finden auch den Vater der Braut, Kleinruedi Thomann, der etwa um 1450 zur Welt kam und bei Ausstellung des Ehevertrags für seine Tochter also rund 65-jährig war, was durchaus plausibel erscheint. Kleinruedi Thomann tritt zehn Jahre später nochmals in Erscheinung. Er wohnte im Gstad und liess sich mit seiner Familie 1525 vom Wiedertäufer Jörg Blaurock taufen.¹²⁴

Die folgende Abbildung zeigt den Zolliker Ehevertrag im Original:¹²⁵



Die Urkunde ist von einem professionellen Schreiber geschrieben worden, wie die schöne und regelmässige Schrift erkennen lässt. Gleichwohl ist sie für Ungeübte kaum zu lesen, nicht nur wegen der für uns ungewohnten Schrift, sondern auch wegen der altertümlichen Sprache. Das Folgende ist die Transkription des Vertragstexts (durch Walter Letsch), wobei Zeilenumbrüche mit Schrägstrichen angezeigt werden. Gross geschrieben sind nur Namen sowie Wörter am Satzanfang. Die Urkunde hat etwa das Format A4-quer.

¹²⁴ Nüesch, Alexander/Bruppacher, Heinrich, Das alte Zollikon, Zürich 1899: 76.

¹²⁵ StAZH C III, Nr. 50a; Foto W.L.

Wir der burgermeister und rat der statt Zürich thund kund mengklichem mit diesem brief, als für uns zû recht kommen ist / Jörg Plüwler von Zollikon, an statt Verenen Tomanin siner efrowen eins, und andersteils Clein Rudi Toman ir vatter / und schwecht[er] von wegen der heimstür, so bemelter Jörg Blüwler vermeint, der gedacht Clein Rudi Tomann ir vatter und schwecht[er] siner efrowen geben, und dagegen Clein Rudi Toman vermeint hat, das es by dem wie er sine kind uß-/zerichten angesechen hette beliben und iro jetzmal nützig zegeben schuldig sin söllte. Und wie si in clag und antwurt / stattlich und wol gehortten und darauf zwen von unserm rat zu inen, si gütlich zû betragen geschriben und aber die / selben an iren nit gentslich volg funden. Und widr für uns zû rechtlichem entscheid sind kommen, haben wir nach / völligem verhören, alles fürtrags und irem rechtsatz uns erkennt und zû recht gesprochen, das Clein Rudi Toman / siner obgemeten tocht[er] Verenen geben und ußrichten sölle uff den nechstkünftigen sant Martis tag sechzig und / fünf pfund, namlich für die heimstür fünfzig pfund und fünfzehen pfund der tochter für die kleidung und / fassung und die dr tochter zû iren handen geben, damit si sich daruß nach irem willen und gefallen kleiden möge. / Und hat auch siner bemelten tocht[er] Verenen nach sinem und siner efrowen, iro mütter, tod und abgang verfolgen / und werden sollen noch fünfzig pfund und dan[n] damit für vätterlich und mütterlich erb und güt ußgestürt / und usgewÿst sin. Diser urteil begertten beid teil brieff und sigel, die wir inen zegeben erkennt. Und daran / zû warem urkundt unser statt secret insigel offennlich hencken lassen haben, und beschechen ist uff Mittwoch[e]n / vor mitvasten nach der gepurt xpd gezellt fünfzehenhundert und fünfzehen jare.

Wir, der Bürgermeister und Rat der Stadt Zürich verkünden mit dieser Urkunde jedermann, dass vor uns zu Recht erschienen sind: einerseits Jörg Bleuler von Zollikon für seine Ehefrau Verena Thomann und andererseits Kleinrudi Thomann, ihr Vater und Schwiegervater wegen der Heimsteuer, von welcher Jörg Bleuler meint, Kleinrudi Thomann, ihr Vater und Schwiegervater habe sie seiner Ehefrau zu geben. Dagegen ist Kleinrudi Thomann der Meinung, es solle bei dem bleiben, mit dem er sein Kind ausgestattet habe, und er sei nicht verpflichtet, ihr jetzt noch etwas zu geben. Nach ordentlichem Vorbringen von Klage und Verteidigung redeten zwei Ratsmitglieder ihnen zu, sich gütlich zu einigen, was aber nicht ganz befolgt worden ist. Und so sind sie wiederum vor uns erschienen, um einen Rechtsentscheid zu erhalten. So haben wir nach vollständiger Anhörung der Plädoyers und Anträge geurteilt und zu Recht erkannt, dass Kleinrudi Thomann seiner Tochter Verena auf den kommenden Sankt Martinstag [11. November] fünfundsechzig Pfund geben und ausrichten soll, nämlich fünfzig Pfund für die Heimsteuer und fünfzehn Pfund für die Kleidung und Ausstattung der

Tochter, dass er dies der Tochter übergeben solle, damit sie sich damit nach ihrem Willen und Gefallen kleiden könne. Zudem hat er seiner Tochter Verena nach seinem Ableben und jenem seiner Ehefrau, ihrer Mutter, noch fünfzig Pfund als väterliches und mütterliches Erbe auszurichten und zuzuteilen. Dieses Urteil wünschten beide Parteien als gesiegelte Urkunden zu erhalten, was wir ihnen zuerkannt haben. Und so haben wir zur gültigen Verurkundung unser [kleines] Siegel öffentlich angebracht. Gegeben am Mittwoch vor Mittfasten [dritter Sonntag vor Ostern, d.h. im Jahr 1515 am 14. März] nach der Geburt Christi im fünfzehn hundert und fünfzehnten Jahr.

Wie das abgefallene Siegel etwa ausgesehen hat, zeigt die folgende Abbildung eines Siegels von Bürgermeister und Rat der Stadt Zürich mit einem Durchmesser von 7.7 cm:¹²⁶



Auf dem Siegel erkennen wir die enthaupteten Stadtheiligen Felix, Regula und Exuperantius mit den abgeschlagenen Köpfen in den Händen. Die Schrift am Rand lautet: SECRETUM CIVIUM THURICENSIVM, was «Siegel der Zürcher Bürger» heisst.¹²⁷

¹²⁶ StAZH C IV 6.1 23; Foto W.L.

¹²⁷ Seit dem Spätmittelalter unterschieden viele Kanzleien grosse und kleine Siegel. Die kleinen Siegel wurden oft «sigillum secretum» genannt (was nicht «geheimes Siegel» bedeutet) und für Alltagsgeschäfte gebraucht, während das grosse Siegel feierlichen Urkunden vorbehalten blieb, vgl. Spiegel, Joachim, Siegel, in: Lexikon des Mittelalters, Band VII, Sp. 1850.

Aus der Urkunde entnehmen wir, dass Kleinrudi Thomann seiner Tochter Verena Heiratsgut und Aussteuer – und möglicherweise auch noch das spätere Erbteil – vorenthalten wollte, mit der Begründung, er habe der Tochter schon genug gegeben und dabei solle es ein Bewenden haben. Das Gericht entschied ganz eindeutig zugunsten der Tochter. Bei dem gerichtlich festgelegten Betrag von 50 Pfund für die Heimsteuer und 15 Pfund für die Aussteuer handelt es sich um recht grosse Summen. Eine Umrechnung in heutige Währung ist schwierig, weil sich Löhne, Preise für Lebensmittel, Kleider und Grundstücke sehr unterschiedlich entwickelt haben.¹²⁸ Wenden wir den Faktor 1000 an, erhalten wir eine Heimsteuer von Fr. 50'000 und eine Aussteuer von Fr. 15'000 und dürften damit etwa richtig liegen. Bei Kleinrudi Thomann dürfte es sich um einen wohlhabenden Grossbauern gehandelt haben, der allerdings nicht gerne bereit war, grössere Beträge aus der Hand zu geben. Aus den Umständen können wir nicht entnehmen, ob die beteiligten Personen lesen und schreiben konnten. Dass aber ein gesiegeltes Dokument wichtig war, dürfte ihnen klar gewesen sein. Ob und gegebenenfalls wie die Gerichtskosten und die Kosten für die Ausfertigung der Urkunden aufgeteilt wurden, wissen wir leider nicht.

¹²⁸ Schnyder, Werner: Ist die Umrechnung alter in moderne Geldsorten möglich? Zürcher Taschenbuch 1954: 29–37.

... da wurde sie ihm schliesslich zu Willen

Ein gebrochenes Eheversprechen kommt vor Gericht

Der Zolliker Felix Thomann erhielt für den 2. Mai 1541 eine Vorladung auf das Ehegericht nach Zürich (Ehegerichtsakten im Staatsarchiv Zürich, Sig. YY 1.7 fol. 64 ff). Eingeklagt hatte ihn Regula Hottinger, ebenfalls aus Zollikon, weil er sich weigerte, sie zu heiraten, obwohl sie von ihm schwanger war und er ihr die Ehe in Aussicht gestellt hatte. Das war eine schwerwiegende Angelegenheit, die sich nicht so leicht beilegen liess. Gutes Zureden fruchtete nichts und weder der Pfarrer noch die Zolliker Obrigkeit konnten mehr unternehmen, als Regula Hottinger an das für solche Fragen zuständige Ehegericht in Zürich zu verweisen. Zwinglis Reformation lag noch nicht weit zurück und in Ehefragen kamen faule Kompromisse nicht in Frage. Natürlich ist es ein netter Zufall, dass die zwei Kontrahenten die Namen der Stadtheiligen Felix und Regula trugen.

Zunächst konnte Regula vor Gericht das Vorgefallene aus ihrer Sicht darlegen. Felix war ihr schon seit rund drei Jahren nachgegangen und vor einem Jahr traf sie ihn im Hausflur, *«in der ern»*. Dort sagte er zu ihr, das was sie brauche,



das wolle er ihr gern geben, sodass für sie gesorgt wäre. Beim Verlassen des Flurs gab er ihr eine Sichel und einen Sonnenhut, *«ein sichlenn unnd ein schinnhuot»*, zur Aufbewahrung, mit der Bemerkung, er wolle die Sachen gelegentlich wieder abholen, worauf sie ihm antwortete, er könne sie wieder abholen, wenn sie zu Hause sei. Nicht viel später kletterte er bis zum Sims ihrer Schlafkammer hoch und begehrte Einlass. Sie wies ihn aber zur Ruhe, sodass er wieder hinuntersteigen musste. Danach kam er nochmals, stieg



in die Kammer hinein und wollte sich zu ihr legen, «*ira ammittende der beschlafung*». Das erlaubte sie ihm aber nicht, sondern sagte ihm klar, das wolle sie nicht tun, es sei denn, er heirate sie, «*sonder rette heyter zuo im sy wits nit thun, er neme sy dan zur ee*». So musste er denn unverrichteter Dinge, «*ungeschaffter sacht*», wieder gehen. Als er zum dritten Mal zu ihr stieg, machte sie ihm abermals die Ehe zur Bedingung, sonst wolle sie ihm nicht zu Willen sein, «*dann sy ime nit gwelt wilfaren*». Da sagte er, er wolle sie wie eine fromme Ehefrau haben und sie nicht betrügen, «*sy nit bschysen*», das verspreche er ihr in die Hand, worauf sie ihm die Hand gab. Dann sei sie ihm zu Willen gewesen, wie sich das für eine Ehefrau gezieme, und so hoffe sie jetzt, das Gericht würde ihn ihr als Ehemann zuerkennen.

Felix Thomann leugnete, ein Eheversprechen gegeben zu haben, auch habe sie ihm die Ehe in keiner Art und Weise zugemutet. Noch vor kurzem habe sie ihn gefragt, was er tun wolle, wenn es ihre Angehörigen bemerkten. Da habe er klar gesagt, er wolle sie nicht, sie hätten nun schon so lange miteinander zu tun, ohne dass er sich für sie habe entschliessen oder von ihr lassen können. Wenn sie nun aber vor Gericht beweisen könne, dass er sie zur Frau genommen habe, so wolle er sich dreinschicken. Da verlangte Regula, Zeugen, «*khuntschaft*», mitbringen zu dürfen, was ihr zugestanden wurde. Das Gericht beschied, «*dass dann jederman bringen sölte, was er vermeynte das im zuo synem rechten dienstlich wer*».

Am nächsten Gerichtstermin bat Regula, man möge die mitgekommenen Zeugen verhören. Da meinte Felix, es seien hier einige Zeugen gekommen, denen Angehörige beider Seiten vieles im Vertrauen gesagt hätten, «*denen beid fruntschaften vil in bychtwys vertrüet*» und auf deren Verschwiegenheit man gezählt habe. Wenn diese nun verhört würden, so könne man bald keinem guten Freund mehr etwas im Vertrauen sagen, aber wenn sie nachweisen könnten, dass er Regula die Ehe versprochen habe, so solle es rechtens sein.

Die Zeugen sagen aus

Als erster sagte Hans Lochmann unter Eid aus, er habe gesehen, wie Felix der Regula beim Verlassen des Hausflurs Sichel und Sonnenhut gegeben habe und er habe gehört, wie sie ihm sagte, er solle wiederkommen, wenn sie in der Stube sei. Da sei er an einem Abend gekommen, und da sie nicht in der Stube war, habe er mit dem Degen an ihr Fenstersims geklopft. Auf ihre Frage, wer da sei, habe er geantwortet, er wolle Hut und Sichel wieder holen, und so sei er in ihre Kammer, «*gaden*», gestiegen und sie beredet, «*mit ime syns willens zuo pflegen*», aber «*das wete sy nit thun*». Sie hielt ihm vor, sie dürfte ihren Angehörigen nicht mehr unter die Augen treten, aber er habe ihr versichert, er wolle sie nicht zu Unehren bringen; trotzdem habe er wieder gehen müssen. Kurz darauf, in der gleichen Nacht, sei er wieder gekommen und zu ihrer Kammer hochgestiegen, und da sei sie ihm zu Willen geworden. Einige Zeit später sei sie Felix begegnet und habe ihm gesagt, jetzt müsse er sie nehmen, worauf er gesagt habe, er habe sie ja genommen. Darauf habe sie ihm anvertraut, sie sei schwanger, «*sy gange mit dem khind*», worauf er meinte, da könne er nichts dafür, sie hätte halt nicht mit ihm gehen müssen. Das alles habe er, Hans Lochmann, von beiden gehört, selbst sei er aber nicht dabei gewesen.

Heinrich Maurer, bei dem Regula als Magd diene, sagte aus, die zwei habe er oft zusammen gesehen und Felix habe sie nie in Ruhe lassen wollen. Auch Lenz Bleuler wusste nichts Genauer, ausser dass sie miteinander befreundet gewesen und oft beieinander gestanden seien. Stärker involviert war aber Heini Frey. Er sei von beiden Seiten ersucht worden, die Sache zu einem guten Abschluss zu bringen. So suchte er Felix' Vater auf und schlug eine gütliche Einigung vor, «*im den handel gütlich fürgehept*», doch dieser antwortete ihm, er wolle bei seinem ablehnenden Entscheid bleiben. Als er Felix mitteilte, er habe seinen Vater nicht überreden können, sagte ihm dieser, so wolle er die Regula nicht und schliesslich habe er ihr auch nichts versprochen. Obwohl er ihm ins Gewissen redete, sagte dieser nur, er habe sie nicht betrogen, sie habe sich selbst betrogen. Auf die Vorhaltungen, er habe doch gesagt, er wolle bei ihr liegen, wie einer bei seiner Ehefrau, meinte Felix nur, so sei er ja auch bei ihr gelegen, aber er wolle sie trotzdem nicht zur Frau und er habe ihr dies auch gesagt.



Szene aus dem Freilichttheater Moosegg

Regula gab nochmals zu bedenken, wie lange sich Felix um sie bemüht und ihr keine Ruhe gelassen habe. Die Zeugen hätten nun ja bewiesen, dass er versprochen habe, sie nicht zu betrügen, nicht zu entehren und so bei ihr zu liegen, wie einer bei seiner Ehefrau. Demgegenüber meinte Felix, das völlige Eheversprechen sei damit noch nicht bewiesen; zwar sei er ja bei ihr gelegen, wie einer bei seiner Ehefrau, aber damit sei doch noch nicht die Ehe gemeint. Daher hoffe er, freigesprochen, *«ledig bekhennt»* zu werden. Nach einigen allgemeinen Erwägungen verkündete das Ehegericht, es erscheine ihm gut und recht, er solle sie ohne Widerrede zur Frau nehmen und mit ihr innert 14 Tagen zur Kirche gehen, *«das uns gütlich und billich bedunken, so sölle er sy on alle mittel zur ee haben und innert xiiij tagen mit ira zekilchen gan»*. Felix appellierte, doch wurde er abgewiesen: *«doch ist wol gesprochen und übel geappellieret»*.

Was steckt hier eigentlich dahinter?

Auch wenn wir das Vorgefallene einigermaßen verstehen, bleibt doch vieles unklar. Wie kommt ein Gericht dazu, eine Eheschliessung zu verfügen, obwohl doch einer der Partner sich dagegen wehrt? Weshalb wird darum gestritten, wer genau was gesagt hat? Weshalb legt Felix so viel Wert auf das Einverständnis seines Vaters? Was spielen Sichel und Sonnenhut für eine Rolle? Wieso nimmt niemand Anstoss an vorehelichen sexuellen Beziehungen, nicht einmal das Ehegericht? Bevor wir die Geschichte von Felix und Regula weiterverfolgen, wenden wir uns diesen Fragen zu.

Im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit war der entscheidende Schritt zur Ehe nicht die Heirat in der Kirche, sondern die Verlobung, also das Eheverspre-

chen. Dieses konnte auf zwei Arten erfolgen. Bei der *«Sponsatio per verba de praesenti»* versprachen sich die Brautleute unter Zeugen die Ehe mit sofortiger Wirkung (nach katholischer Auffassung spendeten sie sich so gegenseitig das Sakrament der Ehe; nach reformierter Auffassung ist die Ehe jedoch kein Sakrament). Das erfolgte vorzugsweise in einer Wirtschaft unter vielen Zeugen; man trank sich zu und damit war die Ehe besiegelt. Ein Pfarrer wurde dafür nicht benötigt. Die kirchliche Einsegnung der Ehe – und mehr war das damals nicht – erfolgte einige Wochen darauf, anfänglich vor dem Kirchenportal und später vorzugsweise in der Kirche selbst, durch einen Pfarrer. Die zweite Art der Verlobung war die *«Sponsatio per verba de futuro»*. Hier versprachen sich die Brautleute, mit oder ohne Zeugen, die Ehe einzugehen, gefolgt von der Aufnahme sexueller Beziehungen. Nach kirchlicher Auffassung war damit die Ehe bereits geschlossen, auch wenn sie erst später vom Pfarrer eingesegnet wurde, und gegen sexuelle Beziehungen nach der Verlobung, aber vor der kirchlichen Trauung, war weder aus reformierter noch aus katholischer Sicht etwas einzuwenden. Erst später versuchte die Kirche, die Reihenfolge umzukehren und die kirchliche Trauung vor die Aufnahme sexueller Beziehungen zu setzen. Dies wurde aber in bäuerlichen Kreisen nie voll akzeptiert, weil es *«nicht der Brauch»* war, und so ist denn diese von der Kirche gewünschte umgekehrte Reihenfolge in der Bevölkerung bis heute die Ausnahme geblieben.

Das Problem bei der *«Sponsatio per verba de futuro»* war natürlich stets die Beweislage, also der Nachweis, ob die Ehe zustande gekommen sei oder nicht. Neben mündlichen Aussagen diente oft auch ein Brautpfand zur Bestätigung. Bei Wohlhabenden war es ein Ring, bei einfachen Leuten eher ein Tüchlein oder eben auch einmal ein Hut und eine Sichel. Welchen Grund hätte Felix sonst gehabt, zwei Gegenstände bei Regula zurückzulassen mit dem Hinweis, er hole sie dann wieder ab? Dieses sinnlos erscheinende Verhalten macht erst dann Sinn, wenn man erkennt, dass es sich um ein etwas prosaisches Brautpfand handelte. Die romantische, partnerschaftliche Ehe war ohnehin noch lange nicht erfunden, damals ging es vor allem darum, eine Frau zu finden, mit der zusammen ein Hof übernommen werden konnte. Die Ehe war also eine weitgehend wirtschaftliche Frage, fern aller neuzeitlichen Romantik, die man sich damals noch nicht leisten konnte. Entsprechend wichtig war das väterliche Einverständnis, da sonst die Mittel und Wege zu einer selbständigen Existenz fehlten. Im vorliegenden Fall ist anzunehmen, dass es Felix Thomann mit der Ehe anfänglich durchaus ernst war. Seine ablehnende Haltung dürfte auf die negative Reaktion des Vaters zurückzuführen sein. Ohne seine Unterstützung konnte er keine selbständige Existenz aufbauen, und eine Ehe ohne diese wirtschaftlichen Voraussetzungen musste ihm sinnlos erscheinen. Deshalb stritt er nun das Eheversprechen ab.

Regula will nicht länger warten

Seit den Gerichtsverhandlungen vom Mai 1541 waren schon über drei Jahre vergangen, aber Regula Hottinger war noch immer nicht zu ihrem Recht gekommen, wie Uli Meyer, Regulas Vetter, im August 1544 vor Gericht darlegte. Nach dem für ihn ungünstigen Urteil von 1541 hatte sich Felix Thomann aus dem Staub gemacht und war in fremde Kriegsdienste eingetreten, um der Ehe zu entgehen. Ihr gemeinsames Kind war noch vor der Taufe gestorben. Uli Meyer plädierte deshalb dafür, seine Cousine Regula von Felix Thomann freizusprechen. Das Gericht entschied aber, man solle Felix' Vater einschalten und von diesem verlangen, seinen Sohn brieflich zur Heimkehr aufzufordern. Als der Vater, Hans Thomann, vor Gericht erschien, wurde ihm zunächst nochmals das vor drei Jahren Geschehene vorgehalten. Felix habe sich als ungehorsam gezeigt, indem er in den Krieg gezogen sei, statt die vom Gericht verfügte Ehe einsegnen zu lassen, und er, der Vater, trage nicht wenig Mitschuld am Vorgefallenen.

Der Vater wurde aufgefordert, den Sohn zur Rückkehr zu bewegen, andernfalls müsste dieser mit einem dreifachen «Kirchenruf» von den Kanzeln aller Kirchen herab dazu aufgefordert werden, und bei weiterem Ausbleiben würde ihm der Aufenthalt in Stadt und Landschaft verboten. Dem Vater war zweifellos klar, was das bedeutete: Wurde dem Sohn die Heimkehr verboten, so war dieser nicht einmal in der Lage, dereinst das väterliche Erbe anzutreten. Statt sich nun aber als zerknirschter Untertan zu zeigen, versuchte er einen Gegenangriff. Der Ehebefehl des Gerichts sei damals hinter seinem Rücken erfolgt und diese Tochter sei zu Unrecht seinem Sohn zugesprochen worden, da es sich nach Recht und Ordnung um gar keine Ehe gehandelt habe. Um das zu unterstreichen, legte er dem Gericht ein gedrucktes Mandat vor und meinte, schon mancher Ehrenmann sei von seiner Frau davongelaufen, «*es lüffe mæng biderman von siner frowen*», und das sei hier vielleicht auch geschehen. Man könne nicht von ihm verlangen, Briefe zu schreiben, Boten zu schicken oder sich anderswie der Sache anzunehmen.

Das Gericht wies darauf hin, dass es «*im zuo eren und fründschafft*» ermöglichen, selbst nach seinem Sohn zu schicken, statt die Angelegenheit von gerichtlicher Seite gleich selbst an die Hand zu nehmen; so könne er sich dann jedenfalls nicht nachträglich über das Vorgehen beklagen. Im Übrigen aber habe es das Gericht übel vermerkt, dass er ihm ein Mandat vorhalte, um damit das damalige Ehegericht schlecht zu machen, so als ob dieses nicht gewusst habe, wie Recht zu sprechen sei. Es scheint, dass der störrische Vater trotz der Aufforderung nichts unternahm, und so erlaubte das Ehegericht etwas später der Regula Hottinger, den Felix Thomann durch einen «Kirchenruf» zur Rückkehr zu bewegen. Dieser bewirkte, dass Felix noch vor dem dritten und letzten Kirchenruf heimkehrte und sich dem Gericht stellte.

So wurden am Donnerstag, dem 11. Dezember 1544, die Verhandlungen wieder aufgenommen. Nachdem Regula Hottinger nochmals an das bisher Vorgefallene erinnert hatte, erfahren wir nun, weshalb sie nach drei Jahren jetzt unbedingt von Felix ledig gesprochen werden wollte. Sie war nämlich inzwischen von einem anderen Mann schwanger geworden, den sie nun heiraten wollte. Sie wies nochmals darauf hin, sie sei von Felix vor mehr als drei Jahren unrechtmässig verlassen worden und habe keine Hoffnung mehr gehabt, er käme je wieder zurück. Dies war natürlich für Felix der willkommenen Anlass, dem Gericht gegenüber zu behaupten, er sei der Ehe nur deshalb ausgewichen, weil er sicher gewesen sei, dass es Regula auch mit anderen getrieben – *«zschaffen ghept»* – habe, nur habe er es leider damals nicht beweisen können. Und nur weil ihn dieser Gedanke dermassen bedrückt habe, sei er weggezogen, sonst wäre er dem Gericht gegenüber schon folgsam gewesen. Unter den gegebenen Umständen wünsche er nun aber ebenfalls, von ihr losgesprochen, *«von ir gledigt»*, zu werden. Nachdem Regula nochmals Gelegenheit erhalten hatte, sich gegenüber dem unfolgsamen Felix ins rechte Licht zu rücken, urteilte das Ehegericht wie folgt: Beide hätten sich unrecht verhalten, Felix, indem er in den Krieg gezogen sei, Regula, indem sie sich vor Ablauf des dreifachen Kirchenrufs mit einem anderen Mann eingelassen habe. Da beide Verfehlungen ähnlich schwer wögen, werde der Fall an den Bürgermeister und den Rat der Stadt zum Entscheid unterbreitet.

Am Heiligabend, am 24. Dezember 1544, finden wir die Parteien vor dem Nebengericht, diesmal einschliesslich des neuen Partners der Regula, Conrad Unholz. Wiederum wurde die ganze Geschichte ausführlich dargestellt und zudem noch darauf hingewiesen, dass fremde Kriegsdienste, *«rëyslouffen»*, verboten sei. Conrad Unholz beteuerte, von der Sache mit Felix Thomann nichts gewusst zu haben. Er stelle keinen Antrag, sondern werde das tun, was das Gericht ihn zu tun anweise (das war sicher Balsam für die richterlichen Ohren!). Felix behauptete nochmals, nur seine Zweifel an der ehelichen Treue der Regula hätten ihn in die Fremde getrieben, und jetzt fühle er sich bestätigt, *«als sunst mänge frome frauw iren man die zyt woll usgewartet hette»*. Deshalb begehre er, von ihr ledig gesprochen und geschieden zu werden. Dagegen meinte Regula, Felix hätte an ihr eine fromme Frau und Haushälterin gehabt, wenn er daheim geblieben wäre, und beteuerte, vor ihm habe sie mit keinem Mann jemals etwas zu tun gehabt.

Das Gericht befand, beide hätten sich aus den schon dargelegten Gründen unrecht verhalten, aber auch den Conrad Unholz treffe Schuld, denn es sei unvorstellbar, dass er nie etwas von der Affäre vernommen habe, von der in Zollikon so viel geredet worden sei. Regula habe aber mit ihm Ehebruch begangen, denn die Ehe mit Felix sei gültig und ungeschieden gewesen (auch wenn die Trauung in der Kirche noch nicht stattgefunden hatte). Daher sei die Ehe

zwischen Regula und Felix noch in Kraft und die eheliche Verbindung zwischen ihr und Conrad Unholz rechtlos und widerrufen, «*unnütz und ab bekannt*». Das Kind, das sie erwarte, soll sie seinem Vater – Conrad Unholz – geben, sie aber bleibe mit Felix Thomann verheiratet.

In der Schweiz war es grundsätzlich üblich, dass uneheliche Kinder gerichtlich dem Vater zugesprochen wurden, falls dieser bekannt war; auch die Reformation änderte nichts daran. Er hatte der Mutter die Tauf- und Kindbettkosten wie auch das Stillgeld und die Verpflegung im ersten Halbjahr oder Jahr zu zahlen, und sie hatte dann das Kind dem Vater zu bringen. Dieses Prinzip wurde erst im 19. Jahrhundert durch das Maternitätsprinzip ersetzt. Ob Felix und Regula die nun beiderseits unerwünschte Ehe nachträglich doch noch kirchlich einsegnen liessen, entzieht sich unserer Kenntnis und über das spätere Eheleben der zwei ist uns aus den Gerichtsakten nichts überliefert. Da das Zolliker Tauf- und Ehebuch erst 1561 beginnt, wissen wir auch nicht, ob sie je Kinder gehabt haben.

Die Familie Tobler im Zollikerberg

Die Tobler sind das Geschlecht, das den Sennhof geprägt hat. Im Gegensatz zu vielen anderen Geschlechtern kann man genau angeben, wer der Stammvater war und wann er im Zollikerberg aufgetaucht ist. Ein Jörg Tobler hatte 1626 eine Anna Weber vom Sennhof geheiratet. Jörg Tobler stammte aus Wetzikon und dürfte als Knecht in den Zollikerberg gekommen sein. Wo im Zollikerberg er in Diensten gestanden hatte, können wir heute nicht mehr feststellen.

Der Sennhof, ein Oetenbacher Lehenshof

Schon im 13. Jahrhundert hatten die Klöster Rüti und Oetenbach Grundbesitz im Zollikerberg, den sie in der Folge so stark ausweiten konnten, dass ihnen dort Ende des 16. Jahrhunderts rund vier Fünftel des Landes gehörte, das meiste davon dem Klosteramt Rüti. Oetenbach hatte bis ins 15. Jahrhundert fast nur Streubesitz, konnte aber 1429 oben am Waldrand von Hans und Cūni Brunner einen ganzen Hof erwerben, den späteren Sennhof. Dieser Hof scheint zunächst von einem Heini Herti, der auch noch ein Rüti-Lehen innehatte, bewirtschaftet worden zu sein. Um 1434 erhielt Hans Tobelmann aus dem Steintal bei Wattwil im Toggenburg einen Teil des Hofes und 1438 übernahm er von Herti auch noch den Rest. Tobelmann hatte den Übernamen «Senn» und so kam der Hof zur Bezeichnung «Sennhof». Dass dieser Name beibehalten wurde, ist insofern erstaunlich, als Tobelmann bereits ein Jahr später den Hof wieder verkaufte und in seine Heimat zurückzog, möglicherweise im Zusammenhang mit dem Tod des letzten Grafen von Toggenburg.¹²⁹ Mit Sicherheit war der «Sennhof» nie eine Sennerei mit Viehwirtschaft gewesen, sondern es wurde in erster Linie Ackerbau betrieben. Im Einwohnerverzeichnis Zollikon von 1643 wurde die Unterhueb noch als «Under Sënn Hoff» bezeichnet, der Sennhof als «Ober Sënn Hoff» und die Oberhueb als «uff der Huob». Erst im Gemeinderodel Zollikon von 1727 erscheinen die Bezeichnungen «die untere Hub», «die obere Hub» und «Sännhoff».¹³⁰

Bald darauf wurden die Weber die neuen Lehensleute des Klosters Oetenbach auf dem Sennhof. Auf diesen Teil der Sennhof-Geschichte wollen wir hier nicht im Detail eintreten. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde der Sennhof von den Brüdern Hans und Felix Weber bewirtschaftet. Hans hatte keine

¹²⁹ Karl Beck, Die Höfe im Zollikerberg, in: *Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1971*, S. 2 ff.

¹³⁰ Staatsarchiv Zürich (StAZH), E II 700.133 (1643), E III 148.8 (1727).

erwachsenen Nachkommen, Felix hatte nur eine Tochter Elisabeth, die mit ihrem Mann Jacob Hottinger zunächst noch auf dem Sennhof gewohnt hatte; nach dem Tod von Jacobs Hottingers Vater zog das Paar auf den ererbten Hof hinter der Forch. Glücklicherweise hatten Hans und Felix Weber auf dem Trichtenhauer Hof noch einen jüngeren Bruder Rudolf mit einer Tochter Anna, die bald ins heiratsfähige Alter kam; aber so lange brauchte man gar nicht zu warten. Schon 1626, als Hans und Felix Weber 62 und 58 Jahre alt waren, heiratete ihre erst 17-jährige Nichte Anna den Knecht Jörg Tobler (1599–1675) aus Wetzikon.



Die Herkunft der Tobler

Anna Weber (1609–1683) heiratete nicht deshalb, weil es nun Zeit war, dass ein junger Bauer den Hof übernahm und sich die zwei Onkel, Hans und Felix, zur Ruhe setzen wollten, sondern weil sie schwanger war. Bei der Heirat am 18. September 1626 war Anna 17 $\frac{1}{4}$ Jahre alt, und am 17. Dezember 1626 kam ihr Sohn Hans zur Welt. Bei der Heirat war sie also schon im sechsten Monat schwanger. Jörg Tobler war etwas mehr als zehn Jahre älter als sie. Die Ehe dauerte 49 Jahre. Es entsprossen ihr elf Kinder, sieben Knaben und vier Mädchen; sechs von ihnen, fünf Söhne und eine Tochter, haben geheiratet.



Bevor wir die Geschichte des Jörg Tobler, des Stammvaters der Tobler im Sennhof, weiterverfolgen, wollen wir noch genauer untersuchen, woher die Tobler stammen. Es scheint, dass das Geschlecht ursprünglich aus Rapperswil kam und dann in Seegräben, am Südufer des Pfäffikersees, ansässig war. Die Tobler waren offenbar Lehensleute des Klosters Rüti. Das Kloster erwarb 1320 einen Hof im nahe bei Seegräben gelegenen Robenhausen (Gemeinde Wetzikon), der später Rütihof genannt wurde.¹³¹ Die Pfarrbücher von Wetzikon liegen ab 1571 vor.¹³² In diesen stossen wir *auf Jörg Toblers Eltern und Geschwister. Die Eltern waren Claus Tobler und Elsbeth Ottiker, die 1583 geheiratet hatten. Die Mutter starb um 1602 und der Vater ging 1603 eine Zweitehe mit einer Anna Peter ein. Der am 28. Mai 1599 geborene Jörg hatte noch vier ältere und eine jüngere Schwester, sowie aus der Zweitehe des Vaters einen Stiefbruder und eine Stiefschwester. Der Weiler Robenhausen, in dem die Familie von Claus Tobler lebte, wurde in den 1860er Jahren weit über die Landesgrenzen hinaus berühmt, nachdem der junge Landwirt Jacob Messikomer (1828–1917) 1858 im vertorften Südteil des Pfäffikersees Überreste von Pfahlbauten entdeckt hatte.¹³³ Da Jörg Tobler vom Rütihof in Robenhausen kam, ist anzunehmen, dass

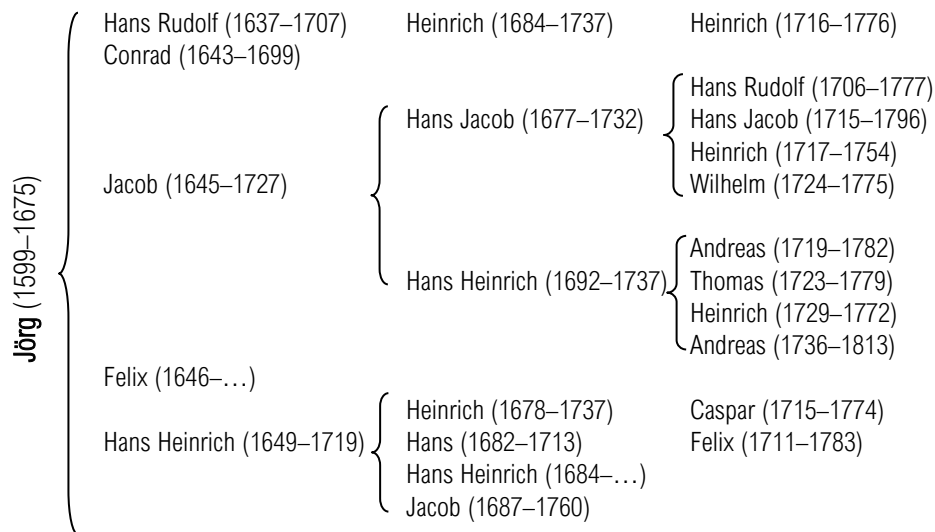
¹³¹ Felix Meier, *Geschichte der Gemeinde Wetzikon*, Wetzikon/Biel, 2. Aufl. 1948 (Nachdruck der Ausgabe von 1881), S. 145, 289.

¹³² StAZH, E III 139.1.

¹³³ Antiquarische Gesellschaft Zürich (Hrsg.), *Pfahlbaufieber*, Zürich 2004, S. 71 f.

er im Zollikerberg auf einem dem Klosteramt Rüti zugehörigen Hof als Knecht gearbeitet hatte, also wohl auf der Ober- oder der Unterhueb und nicht auf dem zum Besitz des Klosteramts Oetenbach gehörigen Sennhof – dorthin kam er erst mit der Heirat.

Jörg Tobler und seine Nachkommen



Jörg Tobler und Anna Weber heirateten im September 1626 und zogen im Sennhof bei Annas zwei schon etwas betagten Onkeln Hans und Felix ein. Hans starb bereits 1627 und Felix 1649. Damit waren die Weber aus dem Sennhof verschwunden, nachdem sie dort anderthalb Jahrhunderte gewirtschaftet hatten. 1647 tauschte die Gemeinde rund 70 Aren Wald mit Jörg Tobler; dieser erhielt die zwei Waldstücke Eggleren und Einigsbüel hinter dem Sennhof und trat der Gemeinde dafür Wald im Sennholz ab.¹³⁴ Nun begann im Sennhof die ‹Tobler-Dynastie›. Es bestand wenig Grund zur Befürchtung, auch dieses Geschlecht könnte dort bald einmal aussterben, denn das junge Bauernpaar hatten fünf Söhne, die heirateten und zunächst noch auf dem Sennhof blieben. Die Wohnverhältnisse wurden so gelöst, dass das Haus mehrfach angebaut wurde. 1671 wohnten erst neun Personen im Sennhof, aber 1689 waren es bereits 34 Personen. Die fünf Söhne hatten eine sehr unterschiedlich grosse Nachkommenschaft. Im Folgenden werden nur die männlichen Nachkommen aufgeführt,

¹³⁴ Alexander Nüesch und Heinrich Bruppacher, *Das Alte Zollikon*, Zürich 1899, S. 201.

welche das Erwachsenenalter erreichten. Die erwachsenen weiblichen Nachkommen sind nicht erwähnt, da sie ja das Geschlecht nicht weiterführen konnten, und ebenso wenig alle früh verstorbenen Kinder beiderlei Geschlechts.¹³⁵

Von Jörgs fünf Söhnen hatten nur drei ihrerseits Söhne, die erwachsen wurden und heirateten. Wir betrachten nun diese fünf Söhne der Reihe nach. Dabei werden wir feststellen, dass eine grosse Kinderschar noch keine Gewähr dafür bieten, dass der Zweig im Mannesstamm nicht ausstirbt. *Hans Rudolf* (1637–1707) hatte vier Kinder, von denen der Sohn *Heinrich* (1684–1737) und zwei Töchter heirateten. Dieser *Heinrich* hatte sieben Kinder, von denen vier früh starben und ein Sohn und zwei Töchter heirateten; dieser Sohn hatte keine Kinder, sodass dieser Zweig erlosch. Jörgs zweiter Sohn *Conrad* (1643–1699) hatte keine männlichen Nachkommen; er amtierte als Säckelmeister und Ehegaumer der Gemeinde.



Jörgs dritter Sohn *Jacob* (1645–1727), der als *Wagner*, Ehegaumer (Sittenwächter der Gemeinde) und *Feldschreiber* (Landvermesser) im *Sennhof* wohnte, hatte elf Kinder, von denen drei als Säuglinge starben. Er selbst starb erst im 82. Altersjahr, erreichte also ein für damalige Verhältnisse hohes Alter. Sechs

¹³⁵ Karl Beck, *Familietafeln des Zollikerberges*, Zollikon 1973, S. 8f.

Töchter und zwei Söhne heirateten. Der ältere Sohn Hans Jacob (1677–1732) hatte 13 Kinder, von denen acht früh verstarben, während vier Söhne und eine Tochter heirateten und eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterliessen. Die heutigen Tobler im Zollikerberg stammen von diesem Zweig ab. Der jüngere Sohn Hans Heinrich (1692–1737), ein Wagner, Ehegaumer und Geschworener, hat ebenfalls zahlreiche Nachkommen bis auf den heutigen Tag. Vier Generationen später, etwa um 1850, zogen jedoch die letzten vom Sennhof weg, sodass wir sie hier nicht weiterverfolgen wollen. Jörgs vierter Sohn *Felix* (*1646) hatte zwar zehn Kinder, aber neun davon starben schon als Kleinkinder, nur eine Tochter überlebte und heiratete. Jörgs fünfter Sohn *Hans Heinrich* (1649–1719) hatte sechs Kinder, die alle überlebten; vier Söhne und die ältere Tochter heirateten, während die jüngere Tochter ledig blieb. Nur zwei dieser vier Söhne hatten je einen überlebenden männlichen Nachkommen, aber ein bis zwei Generationen später war dieser Zweig im Mannesstamm bereits erloschen. Als der jüngste Sohn, Jacob (1687–1760), 1705 heiratete, vermerkte der Pfarrer nach dem obligatorischen «Brautexamen», er könne «trefflich wohl beten, lesen und aufsaugen».

Von Jörgs fünf Söhnen zog Felix 1670 nach Hegnau. 1699 starb der kinderlose Conrad, und seine drei im Sennhof verbliebenen Brüder teilten sein Erbe unter sich auf, was viele kleine Parzellen zur Folge hatte; etwas Land in Waltikon ging an den Bruder Felix, der dieses aber sogleich weiterverkaufte. So umfasste der Sennhof 1702 noch drei Haushaltungen mit 21 Personen.

Heiraten anno dazumal

Wir wollen noch kurz betrachten, wie geheiratet wurde. Man pflegte ja zu sagen: «Hüratsch über de Mischt, so weisch wär si ischt». Um zu überprüfen, ob tatsächlich nur in der Nachbarschaft geheiratet wurde, betrachten wir die Nachkommen von Jörg Tobler, die oben aufgeführten 23 Söhne, Enkel und Urenkel, sowie auch die (oben nicht aufgeführten) 19 Töchter, Enkelinnen und Urenkelinnen, welche heirateten. Von diesen 42 Nachkommen hatten als Ehepartner oder Ehepartnerin deren sieben eine(n) Weber, fünf eine(n) Trüb und zwei einen Egli. Die Weber waren in der Ober- und der Unterhueb ansässig, die Trüb und Egli im Wilhof. Insgesamt entfielen somit 14 Ehepartner(innen), also genau ein Drittel, auf diese drei Geschlechter, sei es aus den Nachbarhöfen im Zollikerberg oder aus Nachbargemeinden. Dazu kamen noch vier Hardmeier und drei Bertschinger aus Zumikon, zwei Irminger und eine Stauber aus Ebmatingen, zwei Walder und eine Fenner aus Küsnacht, zwei Huber aus Hirslanden und so fort. Von den 42 Ehen entfielen 33 auf Ehen mit Partnern oder Partnerinnen aus dem Zollikerberg oder den Nachbargemeinden und neun auf Verbindungen mit

entfernteren Orten, wie etwa Dübendorf, Schwerzenbach, Uster, Pfäffikon, Wiesendangen oder unbekanntenen Orten. Interessanterweise stammte nur gerade eine einzige Ehefrau, eine Küngold Bleuler, aus Zollikon-Dorf. Nicht nur die meisten Ehepartner(innen) stammten aus der nächsten Umgebung, sondern auch die Knechte und Mägde im Zollikerberg. Oft handelte es sich bei diesen sogar um Verwandte der betreffenden Bauernfamilien.

Daraus ersehen wir zunächst einmal, dass kaum irgendwelche Kontakte vom Sennhof zu Zollikon-Dorf bestanden. Es waren nicht nur der Wald und die Höhendifferenz, welche die Zollikerbergler vom Dorf trennte; dazu kam auch noch, dass im Dorf Handwerk und Rebbau vorherrschten und die wenigsten Einwohner in Einzelhöfen wohnten, wie dies im Berg der Fall war. Man sah sich also eher bei den anderen, auf ähnlicher Höhe gelegenen Einzelhöfen um, also im Zollikerberg, in Zumikon und in Ebmatingen. Die Zollikerbergler gingen in der Regel auch nicht in Zollikon in die Kirche und zur Schule, sondern in Zumikon, genau gleich, wie die Leute vom Künsnachterberg. Zollikon war für sie so etwas wie eine Nachbargemeinde, mit der man kaum etwas zu tun hatte. Die Zumiker Kirche war leichter erreichbar und dort erhielten die Kinder auch die kirchliche Unterweisung. So erschien es durchaus berechtigt, dass sich Zollikon 1728 am Bau der neuen Zumiker Kirche beteiligte und 15 Prozent der Unterhaltskosten übernahm. Die bessere Erreichbarkeit galt auch für die Schule; nur die grössere Tüchtigkeit des Schulmeisters in Zollikon-Dorf konnte gewisse Eltern veranlassen, ihre Kinder dorthin, statt nach Zumikon in die Schule zu schicken.¹³⁶

Jörg Tobler hatte mit 27 Jahren geheiratet, Anna Weber mit 17. Während Jörgs Heiratsalter genau der Norm entsprach, war dies bei Anna nicht der Fall. Um dies zu illustrieren, betrachten wir wiederum die drei nachfolgenden Generationen. Bei 35 Ehen verfügen wir über Altersangaben: in 27 Fällen haben wir den Jahrgang des Bräutigams, in 28 Fällen jenen der Braut und in 20 Fällen liegen beide Jahrgänge vor. Das Heiratsalter (Erst-Ehen) der Männer liegt bei 27.3 ± 4.0 Jahren, jenes der Frauen bei 25.8 ± 4.7 Jahren, wobei die erste Zahl den Mittelwert und die zweite die Standardabweichung angibt. Die mittlere Altersdifferenz der Ehepartner liegt bei nur $1 \frac{1}{2}$ Jahren, wobei in einem Drittel der Fälle die Frau älter ist als der Mann.

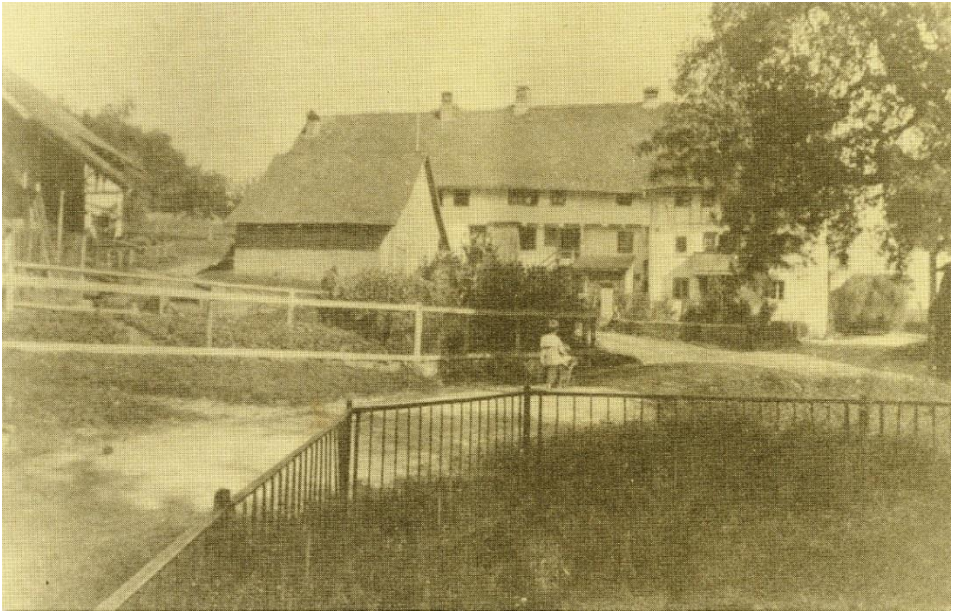
¹³⁶ Karl Beck, Vom Zollikerberg und seinem Verhältnis zum Dorf Zollikon in früherer Zeit, *Dorf und Berg in Zollikon*, Zollikon 1965, S. 4.



Der Sennhof im Jahr 1727

Es ist nicht ganz einfach, im 18. Jahrhundert den Überblick über die Bewohner des Sennhofs zu behalten. Wohnten 1710 24 Personen dort, waren es 1727 bereits 35 Personen, obwohl sich ein junges Paar in der Eierbrecht (Witikon) niedergelassen hatte. Von diesen 35 Personen waren 20 Kinder, wobei darunter all jene Familienmitglieder zu verstehen sind, die noch nicht verheiratet (oder verwitwet) sind, also noch keinen eigenen Haushalt führen und somit immer noch dem elterlichen Haushalt angehören. Stammtafeln vermitteln nur bedingt einen Eindruck davon, wer zusammen gelebt hat. Einen guten Eindruck davon erhalten wir am ehesten, wenn wir die Situation in einem bestimmten Jahr betrachten. Die Pfarrer hatten regelmässig Bevölkerungsverzeichnisse anzufertigen, in denen alle Haushalte mit ihren Bewohnern aufgeführt wurden. Wir betrachten im Folgenden das Verzeichnis von 1727. Der Sennhof bestand damals aus drei Hausteilen, in denen jeweils eine oder mehrere Familien lebten.¹³⁷ Der älteste Hausteil ist der mittlere. Wie die genauen Wohnverhältnisse aussahen, können wir heute nicht mehr feststellen.

¹³⁷ StAZH, E III 148.4, Gemeinderodel Zollikon 1727.



Der Sennhof mit dem Feuerwehrweier 1910

Die Hausteile mögen weiter unterteilt worden sein, sei es vertikal oder nach Stockwerken. Jeder Hausteil hatte vermutlich nur eine Küche, sodass bei zwei oder mehr Familien pro Hausteil entweder gemeinsam gekocht wurde oder man das Kochen zeitlich staffelte. Die Haushaltungen des Sennhofs sind im Gemeinderodel von 1727 wie folgt aufgeführt (Jahreszahlen und Alter im Jahr 1727 teilweise ergänzt):

H1 Jacob Tobler (77), Witwer (1645–1727)

a. Jacob Tobler (50), Wagner, und Anna Weber

Rudolf	21
Hans Jacob	12
Heinrich	10
Wilhelm	3
Anna	2

b. Hans Heinrich Tobler (35) und Anna Huber (31)

Andreas	8
Thomas	4
Anna	2
Lisabeth	0

H 2 Sara Weber (76), Hans Heinrich Toblers (1649–1719) sel. Witwe

a. Heinrich Tobler (49) und Susann Walder (39)

Caspar	12
Anna	8

b. Hans Heinrich Tobler (43) und Anna Weber
(*wohnen jetzt in der Eierbrecht*)

c. Jacob Tobler (40) und Regula Huber (39)

Lisabeth	12
Heinrich	10
Verena	5

d. Dorothe Schädli (41), des Hansen Toblers (1682–1713) sel. Frau

Lisabeth	20
Felix	16

e. Lisabeth Tobler (37)

H3 *Hans Rudolf Toblers (1637–1707) sel. Sohn:*

Heinrich Tobler (43) und Anna Ringli

Anna	15
------	----

Hans Heinrich	11
---------------	----

Verena	8
--------	---

Regula	6
--------	---

Tischgängerin: Barbara Trüb, Heinrich Bertschingers Frau von Zumikon

Die Besitzer der drei Hausteile, Jörg Toblers Söhne Jacob, Hans Heinrich (†) und Hans Rudolf (†), sind mit ihren Lebensdaten aufgeführt, bei deren Kinder und Kindeskindern sind die Alter im Jahr 1727 angegeben. Natürlich fällt die relativ geringe Vielfalt der Vornamen auf. So lebten damals im Sennhof acht Anna (die 9. Anna wohnte in der Eierbrecht), vier Heinrich, drei Jacob und drei Lisabeth. Wenn man «Anna!» oder «Anneli!» rief, kam wohl nicht immer die Richtige. Bei der «Tischgängerin» handelt es sich vermutlich um eine Witwe, auch wenn das nicht ausdrücklich angegeben ist, vielleicht sogar um eine entfernte Verwandte. Jedenfalls scheint der Hausteil H3 neben der sechsköpfigen Familie noch eine freie Kammer gehabt zu haben. In solchen Bevölkerungsverzeichnissen sind normalerweise auch die in den Haushalten wohnenden Knechte und Mägde aufgeführt. Beim Sennhof fehlen entsprechende Angaben, sodass wir davon ausgehen können, es habe dort keine externe Hilfe gebraucht, im Gegensatz etwa zur Trichtenhauser Mühle, bei der 1727 drei Knechte und eine Magd angestellt waren.



Die Situation von 1727 wird von Karl Beck wie folgt geschildert:¹³⁸ «Aus den Eintragungen im Grundprotokoll jener Zeit ist erwähnenswert, dass sich im Nachlass des 1707 verstorbenen [Hans] Rudolf Tobler neben einem Schwein und

¹³⁸ Karl Beck, *Die Höfe im Zollikerberg, Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1971*, S. 16 ff; Ergänzungen dazu in eckigen Klammern.

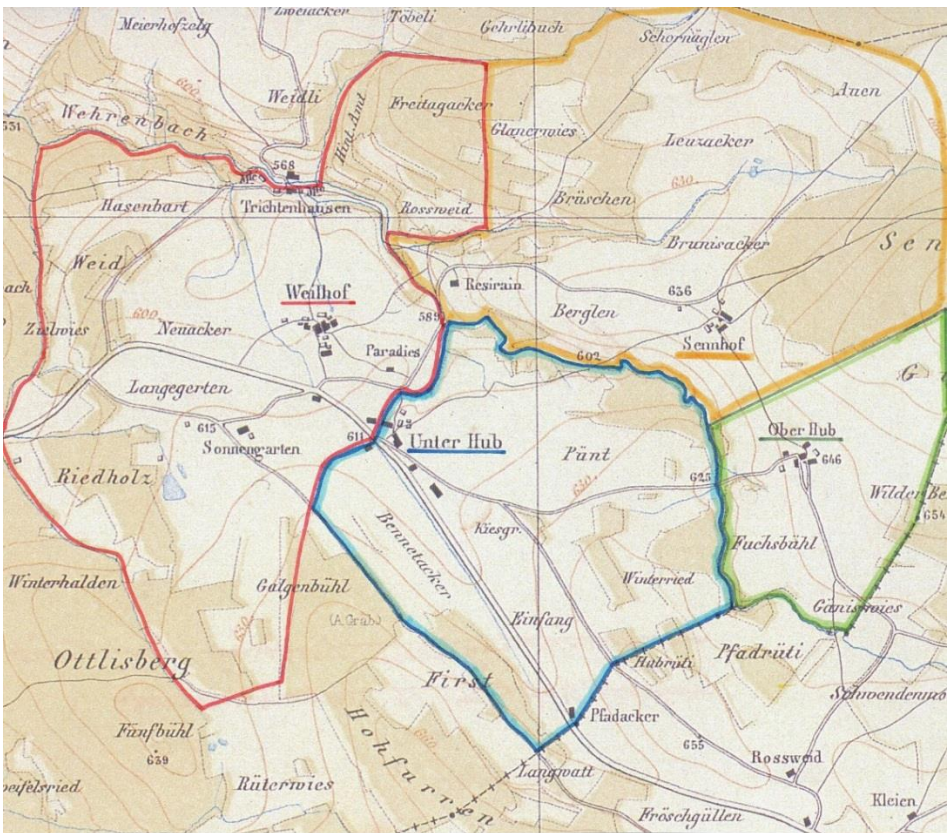
nur einer Kuh drei Pferde befanden. Im Jahr 1718 setzte der alte Wagner Jacob Tobler für ein Darlehen seine Güter als Pfand, die neben den Anteilen an den Gebäuden 22 Jucharten [7,2 ha] Äcker, 15 Mannwerk [4,4 ha] Wiesen und 7 ½ Jucharten [2,7 ha] Holz umfassten, also mindestens den dritten Teil des ganzen Hofes. Keiner der zahlreichen und im Durchschnitt wenig mehr als eine Jucharte grossen Parzellen lag jedoch auf dem linken Ufer des Werenbachs, sondern alle im Gebiet zwischen Rossweid, Hospet und Detschwingen. Da das Amt Oetenbach nicht wie das Rütiamt im 18. Jahrhundert eine Neuaufnahme der Lehensgüter anordnete, besitzen wir keine Übersicht über die Sennhofgüter aus dieser Zeit. Bei der Teilung der nicht zum Lehen Trichtenhausen gehörenden Güter der Weber in der Unterhueb im Jahr 1772 ist zu erkennen, dass die Parzellen auf dem linken Ufer des Bachs damals in deren Händen und somit vom Sennhof im heutigen Sinn losgelöst waren. Dafür hatten die Tobler einiges zugekauft, für das sie Grundzinse an die Tragerei [der Trager ist für die Ablieferung der Zinsen verantwortlich] Pfaffhausen abzuliefern hatten.»

«Im Bevölkerungsverzeichnis von 1770–75 sind im Sennhof neun «Stuben», also Wohnungen oder Haushaltungen, aufgezählt, in denen zum Teil je ein altes Ehepaar und verheiratete Söhne beisammen wohnten, damals und noch 1800 im Ganzen über 50 Personen. Bei einer solchen Wohndichte ist es nicht verwunderlich, dass junge Ehepaare in der Eierbrecht, in Hirslanden und sogar im Wilhof unten vorübergehend oder dauernd Unterkunft suchten und dass mehrere junge Männer in holländische Dienste zogen.»

«Eine hübsche Einzelheit findet sich in den sonst so trockenen Grundprotokollen. Das betagte kinderlose Ehepaar Heinrich Tobler [1716–1776] und Künsgold Bleuler [1711–1778] liess 1776 einen Erbvertrag eintragen: Stirbt der Mann zuerst, soll die Frau alles bekommen, was ihr nach Erbrecht zusteht, ferner einen Platz in der Stube, die Stubenkammer, den Keller mit einem 1 Eimer [117 Liter] haltenden Fässchen, genug Holz und Heizi, 20 Pfund Anken, 3 Tansen voll Obst und jährlich 8 fl. [Gulden] Geld zeit ihres Lebens. Weiter vermacht der Mann seiner Nichte Regula Irminger von Pfaffhausen, welche 27 Jahre lang ohne Lohn bei ihnen in der Haushaltung gestanden, aus Dankbarkeit ein neues Bett und einen Kasten sowie im Voraus 200 fl. an Geld. Stirbt die Frau zuerst, erhält der Mann von ihren 200 fl., was ihm nach Erbrecht zusteht, und soll ihren übrigen Nachlass als Leibgeding geniessen.» Dabei versteht man unter «Leibgeding» das «Altenteil», also eine Vereinbarung über den lebenslänglichen Unterhalt in Geld- und Naturalleistungen.

Der Helvetische Kataster von 1801

1801 wurde als Steuergrundlage ein Liegenschaftskataster angelegt, der sogenannte Helvetische Kataster. Gleich vorweg sei darauf hingewiesen, dass der Zollikerberg nicht unter Zollikon, sondern unter Zumikon aufgeführt wurde, da er von 1798 bis 1804 tatsächlich zur Gemeinde Zumikon gehörte. Das ist nicht einfach eine belanglose Kuriosität aus der Franzosenzeit; vielmehr erlaubt dies, einigermaßen klar zu definieren, wo die Grenze zwischen Zollikon und Zollikerberg verlief. Heute würde wohl die Frage, wo denn eigentlich der Zollikerberg beginnt, Kopfschütteln auslösen. Der Zollikerberg ist heute dadurch definiert, dass dort die Postleitzahl 8125 und nicht 8702 heisst. Der Zollikerberg liegt also oberhalb des Waldes und Zollikon-Dorf unterhalb.



Der Helvetische Kataster von 1801 vermittelt ein recht klares Bild. Von der Stadt her gesehen verlief die Grenze zwischen Zollikon und Zollikerberg längs

des Wehrenbachs und des Stumpbachs, über den Galgenbühl und dann, in einiger Entfernung vom Waldrand weiter in südöstlicher Richtung bis etwa dort, wo die Forchstrasse die Grenze zu Zumikon erreicht. Die ganze Rüterwis, einschliesslich des Gebiets, auf dem heute die Siedlung ‹Im Ahorn› liegt, sowie wohl die letzten paar Häuser an der Rüterwiesstrasse, einschliesslich eines Teils der Schwerzlen und der Langwatt, würden nach damaliger Auffassung zu Zollikondorf und nicht zum Zollikerberg gehören. Der Grund für diese Grenzziehung ist ganz einfach: All dieses Land – insbesondere auch die Rüterwis – gehörten ausschliesslich Zollikern aus dem Dorf. Die Bauern des Zollikerbergs, also die Trüb, Weber, Tobler, Egli, Brunner, Irminger und Bantli sowie der Müller Weidmann hatten keinerlei Anteil an diesen Gebieten. Andererseits gab es aber durchaus Zolliker aus dem Dorf, vor allem einige Bühler, Ernst, Himmler und Thomann, die Wiesen im Berg besaßen, so etwa im Wilhof, Sennhof, Wildenberg, Langwatt und in der Schwerzlen.

Der Helvetische Kataster erlaubt uns, die Tobler samt ihren Grundstücken und deren Schätzungswert aufzuführen. Dabei steht die Abkürzung ‹fl.› für Gulden. Zum Vergleich sei erwähnt, dass der Lohn eines Gesellen in der Stadt rund fl. 150 pro Jahr betrug, jener eines Webers etwa fl. 80. Neben den Toblern wohnten aber 1801 auch noch je eine Familie Irminger und Bantli auf dem Sennhof.

Johannes Tobler und Brüder	¼ Haus	24 Grundstücke	fl. 1970
Conrad Tobler, Wagner	¼ Haus	16 Grundstücke	fl. 810
Johannes Tobler, alt Ehegaumer	¼ Haus	14 Grundstücke	fl. 570
Rudolf Irminger	¼ Haus	8 Grundstücke	fl. 1830
Andreas Tobler, Leutnant	½ Haus	13 Grundstücke	fl. 1430
Rudolf Bantli	¼ Haus	10 Grundstücke	fl. 1430
Caspar Tobler, Tomasen	⅓ Haus	16 Grundstücke	fl. 1550
Caspar Tobler	½ Haus	22 Grundstücke	fl. 1800
Heinrich Tobler	⅓ Haus	17 Grundstücke	fl. 1260
Heinrich Tobler	½ Haus	22 Grundstücke	fl. 1900
Jacob Tobler	½ Haus	15 Grundstücke	fl. 1040

Versucht man, die Hausteile zu addieren, so kommt man auf rund vier Häuser. Ganz geht die Rechnung nicht auf; eines der Viertel-Häuser müsste auf ein Drittel aufgerundet werden. Die angegebenen Eigentümer entstammen den vier bis fünf Generationen nach Jörg Tobler. Die Erbgänge lassen sich aus verschiedenen Gründen nicht mehr rekonstruieren. 1727 gab es drei Häuser, 1801 waren es vier. Verschiedene Nachkommen haben sich auszahlen lassen, wobei nicht klar wird, wer ihre Hausteile übernommen hat. Ein Tobler hat eine Cousine ersten Grades, ein anderer eine Cousine zweiten Grades geheiratet, die beide

im Sennhof wohnten und erbberechtigt waren. Zudem lassen sich die einzelnen Johannes, Heinrich und Caspar nicht sicher auseinanderhalten.

Alle Besitzer hatten Scheunen-Anteile, doch können leider auch diese nicht sauber addiert werden. Möglicherweise hat es nur eine einzige Scheune gegeben, vielleicht aber auch deren zwei. Die kleinsten Scheunen-Anteile sind Zwölftel und Vierundzwanzigstel. Auch diese Anteile helfen nicht weiter bei einer Rekonstruktion der Erbgänge, weil ein Viertel Haus mit einem Sechstel Scheune kombiniert sein konnte, oder ein halbes Haus mit einem Vierundzwanzigstel Scheunenanteil. Zweifellos sind auch immer wieder Äcker, Wiesen und Waldanteile von einzelnen Bewohnern des Sennhofs erworben oder verkauft worden.

Die Gebäudeversicherungsakten ab 1812

Einen besseren Einblick in die Eigentumsverhältnisse der Häuser und Scheunen erhalten wir aus den ab 1812 vorliegenden Gebäudeversicherungsakten.¹³⁹ Daraus ersehen wir die Art des Gebäudes (Wohnhaus/Scheune/Schopf/ Trotte), die Bauart (gemauert/Riegel/Holz), den Wert des Gebäudes und den Namen des Eigentümers. Überdies wird auch angegeben, ob das Gebäude angebaut oder freistehend ist. Allerdings bringt dies eher Einblicke in die damaligen Wohnverhältnisse im Sennhof als zur Familiengeschichte der Tobler. Es handelte sich beim Sennhof in alter Zeit um zwei Wohngebäude, das grosse mit den damaligen Hausnummern 126–132 (später 12/13/14a/14b/15; heute Sennhofstrasse 21/23/25/27) und das kleinere mit den Nummern 133–136 (später 10/9; heute Sennhofstrasse 17/19). Dazu kamen noch drei Scheunen, zwei Schöpfe und ein Trottegebäude. So war die Situation von 1812:

Das Hauptgebäude (126–132), bei dem sieben Hauseinheiten unter einem First zusammengefasst waren, war im Untergeschoss gemauert und im Obergeschoss in Fachwerk erstellt, machte also zweifellos einen recht einheitlichen Eindruck, wie wir das auch heute noch sehen. Allerdings können wir heute nicht mehr so viele Hauseinheiten erkennen; heute sind es noch deren vier, mit fünf Kaminen, wobei vier Familien beziehungsweise Haushalte dort untergebracht sind.¹⁴⁰ Das kleinere zweite Haus, mit vier Hauseinheiten, sah weniger einheitlich aus. Die Scheunen wurden offenbar innen nicht unterteilt, sondern verblieben im Besitz der Erbgemeinschaften, oder je ein Scheunenanteil gehörte zu den jeweiligen Wohnhäusern. Zur genaueren Bezeichnung der Eigentümer mussten zusätzliche Hinweise gemacht werden, wie etwa «Felixen» oder – bei einem Johannes – «Esters Sohn». Der Eigentümer von Haus 132 war auch Esters Sohn,

¹³⁹ StAZH RR I 234a, S. 275 ff.

¹⁴⁰ Vergleiche etwa das Umschlagsbild des Zolliker Jahrhefts 1985.

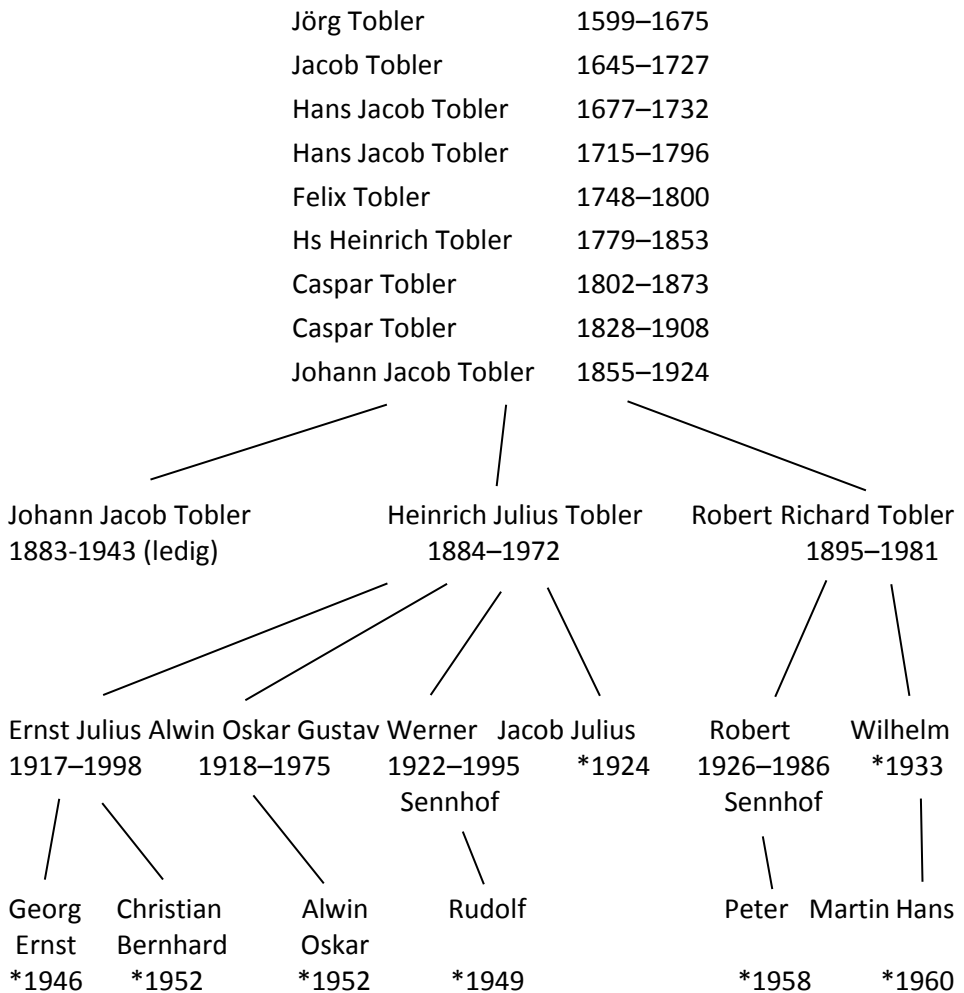
doch wurde dies nicht angegeben, da er der einzige Heinrich war und somit keine weitere Bezeichnung benötigte. Mathias Weber im Haus 136a kann mit keinem Vertreter der Weber vom Zollikerberg identifiziert werden; möglicherweise ist er zugezogen und hat einen Hausteil gekauft. (WH = Wohnhaus)

<i>Haus</i>	<i>Eigentümer</i>	<i>Hausart</i>	<i>Bauart</i>
21 (126)	Jacob Tobler (1755–1823)	WH	½ gemauert, ½ Riegel
21 (127a)	Jacob Tobler, Felixen (1784–1870)	WH	½ gemauert, ½ Riegel
23 (128)	Hs Rudolf Tobler (1780–1859)	WH	½ gemauert, ½ Riegel
23 (129)	Johannes Tobler, der Wittfrau (1789–1854)	WH	½ gemauert, ½ Riegel
25 (130a)	Heinrich Tobler, Felixen (1779–1853)	WH	½ gemauert, ½ Riegel
27 (131)	Johannes Tobler, Esters Sohn (1771–1834)	WH	½ gemauert, ½ Riegel
?	(132) Heinrich Tobler (1780–1857)	WH	½ gemauert, ½ Riegel
19 (133a)	Rudolf Irminger (1751–1817)	WH	Holz
17 (134a)	Conrad Tobler, Wagner (1740–1818)	WH	¼ gemauert, ¾ Holz
17 (135)	Johannes Tobler, Hansen (1742–1818)	WH	¼ gemauert, ¾ Holz
?	(136a) Mathias Weber (n/a)	WH	½ gemauert, ½ Riegel
127b	5 Eigentümer Tobler (1/3 + 4 × 1/6)	Scheune	Holz
130b	3 Tobler, Irminger, Weber (1/3 + 4 × 1/6)	Scheune	Holz
130c	Heinrich Tobler, Felixen	Schopf	Holz
133b	Rudolf Irminger	Schopf	Holz
134b	Conrad Tobler, Wagner	Scheune	Holz
136b	Mathias Weber	Trottgebäude	Holz

Wir können erkennen, wie bei einem Erbgang mit zwei Söhnen vorgegangen wurde. So wohnte Felix Tobler (1748–1800) im nachmaligen Haus 127a. Heinrich, der ältere Sohn, scheint sich noch zu Lebzeiten des Vaters ein neues Haus (130a) aussen angebaut zu haben, während Jacob, der jüngere Sohn, beim Tod des Vaters dessen Hausteil 127a übernahm. Etwas anders verhält es sich bei den Hausteilen 131 und 132, die von den Brüdern Johannes und Heinrich Tobler bewohnt wurden. Ihr Vater, Hans Conrad Tobler (1747–1787) war früh verstorben, während die Mutter, Ester Tobler (1745–1836) wesentlich länger lebte. Durch den Anbau eines Hauses oder die Aufteilung eines bestehenden Hauses wurden die zwei Brüder unmittelbare Nachbarn. Beim Tod des Hans Rudolf Tobler (1706–1777) reichten Anbauten nicht mehr. Der älteste Sohn Hans Conrad bezog das Haus 134, der zweite Sohn Johannes das Haus 135, der dritte Sohn Caspar (beziehungsweise dessen Sohn Johannes) das Haus 129 und der vierte Sohn Jacob das Haus 126. Die späteren Erbgänge oder Handänderungen lassen sich nicht ohne weiteres verfolgen, da nun zugezogene Familien auftauchten, so

etwa die Baumann, Bleuler, Dreyfuss, Hafner, Hintermann, Honegger, Staub, Weilenmann und Wolfensberger. Mehrmals gelangte ein Hausteil von einem «Fremden» wieder zurück an einen Tobler.

Die heutigen Tobler im Sennhof



Auch heute finden wir im Sennhof noch Angehörige des Geschlechts der Tobler. Natürlich stellt sich sogleich die Frage, von welchem Zweig oder von welchen Zweigen sie abstammen. Tatsächlich sind alles Nachkommen des oben für das Haus 130 aufgeführten Hans Heinrich Tobler (1779–1853). Um den Anschluss

beim Stammvater der Tobler zu finden, betrachten wir die Nachkommenschaft in der männlichen Linie bis heute.

Heute wohnt im Sennhof, an der Sennhofstrasse 21, noch die Witwe von Gustav Werner Tobler, Verena Tobler-Jucker (*1924). Einige Häuser weiter, an der Sennhofstrasse 9, wohnt Elisabeth Tobler-Hardmeier (*1946), die Witwe von Robert Tobler, und Irene Aeberli-Tobler, eine seiner Töchter, wohnt an der Sennhofstrasse 27.



Robert Tobler (1895–1981), Robert Tobler (1926–1986), Elisabeth Tobler-Hardmeier (*1946)



Kaspar Tobler (1828–1908)



Johann Jakob Tobler (1855–1924)

Die Familie Trüb im Zollikerberg

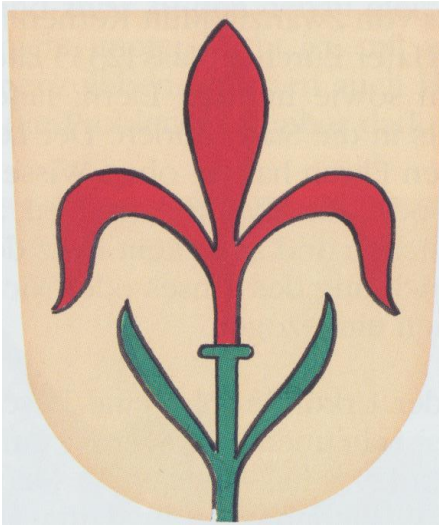
Die Trüb in Maur und im Gstad

Das Geschlecht der Trüb war seit alters her in der Gemeinde Maur sesshaft. 1634 gab es in Maur 109 Haushalte, von denen 13 Trüb-Haushalte waren. Die Trüb waren in Maur angesehene Leute, stellten sie doch fünf der insgesamt neunzehn Vollbauern, die über einen vollen Zug zum Pflügen verfügten. Die Hälfte der Trüb wohnte im Unterdorf von Maur, einige bei der Kirche und in Aesch, und je einer in Stulen und in Ebmatingen, wobei gelegentlich in einem Haushalt mehr als nur ein Ehepaar wohnte. So lebten bei Heinrich Trüb auch noch seine verheirateten Brüder Erhard und Andres, bei Hans Heinrich Trüb seine Eltern, bei Rudolf Trüb eine ledige Tante und eine Nichte sowie bei Hans Jacob Trüb die verwitwete Mutter, Margaretha Trüb-Trüb. Nicht alle Trüb waren Bauern, wir stossen auch noch auf einen Fischer, einen Weber und einen Wagner. Der Wagner Rudolf Trüb war gleichzeitig auch Schreiner, und von ihm stammt die prächtige Kanzel in der Kirche von Maur.

Am meisten interessiert uns zunächst die erwähnte Witwe Margaretha, deren zwei Söhne Heinrich und Felix beim Schreinermeister Hans Pfister in Greifensee als Gesellen arbeiten. Schon bald ist nur noch Heinrich dort, Felix hat inzwischen eine andere Arbeit gefunden. 1641 hat er eine Margret Bräm geheiratet und ist nach Zollikon ins Gstad, vermutlich ins «Loch», unterhalb des heutigen Dufourplatzes, gezogen, um dort seinem Handwerk als «Tischmacher» nachzugehen. In den folgenden Jahren bringt der Vater Felix sechs Kinder zur Taufe, drei Söhne und drei Töchter. Die drei Söhne, Marx, Johannes und Felix treten alle in die Fussstapfen des Vaters und werden ebenfalls Schreiner. Marx und Felix sterben mit 64, beziehungsweise 72 Jahren, einem stattlichen Alter für die damalige Zeit. 1689 kann Marx Trüb im Traubenberg beim nachmaligen Bürgermeister Hans Caspar Escher zusammen mit einem Lehrling einen grösseren Auftrag erledigen. Aber schon unter seinem Sohn scheint das Geschäft überschuldet gewesen zu sein; jedenfalls kann die Gemeinde 1719 aus der Konkursmasse das alte Schulhaus im Chleidorf erwerben. Nachher verlieren sich die Spuren der Trüb im Gstad.

Der erste in einer Zolliker Urkunde auftretende Trüb war Jacob Trüb aus Binz (Ebmatingen), der 1526 im Sennholzrodel erwähnt wird; er dürfte also in Zollikon über Waldbesitz verfügt haben. Dieser Jacob Trüb erscheint auch im Urbar (Güterverzeichnis) der Kapelle zu Trichtenhausen (heute Unterhueb) und

Zumikon von 1557, bei dem in der Einleitung festgehalten ist, es handle sich um eine Abschrift eines älteren Urbars. Jacob Trüb hatte Land im Wert von 82 Gulden empfangen, für die er jährlich am Martinstag (11. November) 4 Gulden und 2 Schilling Zins zahlen musste. Der Zinssatz lag also, wie damals allgemein üblich, bei 5 Prozent. Das Land grenzte an die «Lanttstrass», also wohl an die alte Forchstrasse. Diese führte vom Balgrist durch den Wald, über den Stumpbach, folgte dann der Sonnengartenstrasse und der Firststrasse, um dann auf Zumiker Gebiet die heutige Forchstrasse (gebaut 1840–1850) zu erreichen. Das Land grenzte auch an Güter von Jagli, Bartli, Joss und Hans Trüb, bei denen es sich um Brüder oder enge Verwandte gehandelt haben muss. Wir wissen nicht, ob Jacob Trüb dort wohnhaft war oder das Land von Binz aus bewirtschaftete.



Wappen der Trüb in Zollikon-Dorf



Wappen der Trüb im Zollikerberg

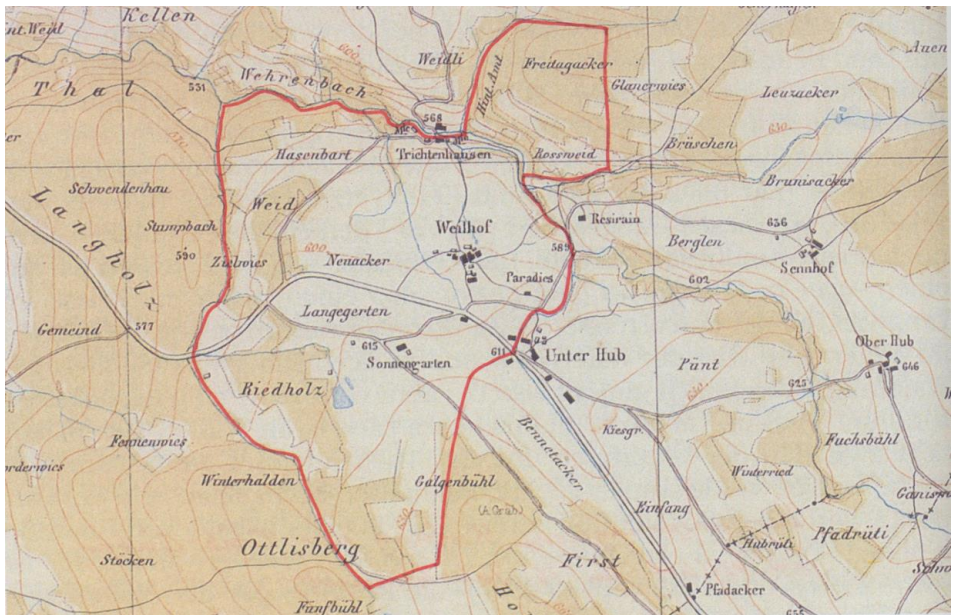
Die ersten Trüb im Wilhof

Natürlich nehmen wir an, es habe sich bei den erwähnten Gütern wohl um Land beim Wilhof, dem späteren Wohnsitz der Trüb gehandelt, doch wäre dies ein voreiliger Schluss. Beim Wilhof handelte es sich um einen Handlehenshof, also einen nicht vererbaren, gepachteten Hof der Prämonstratenserabtei Rüti, die im Zuge der Reformation verstaatlicht worden ist. Ein Blick ins Zins- und Zehntverzeichnis des Klosters Rüti zeigt uns, wo dieses – abgesehen von der Trichtenhauser Mühle – sonst noch über Grundbesitz verfügte. Im Verzeichnis von 1472 stossen wir auf einen «*ager in langenwatt cum prato*», also einen

Acker mit Wiese im Langwatt (an der Forchstrasse, an Zumikon grenzend), sowie auf Wiesen im Tegermoos (bei der Rüterwies) und in der Fännerwies (südlich der Waldburg). Vermutlich ging es also bei dem von Jacob Trüb gepachteten Land um jenes im Langwatt und nicht um Land beim Wilhof. Der Wilhof liegt zwischen der Unterhueb und der Trichtenhauser Mühle, und das ganze Gebiet wurde damals als Trichtenhausen bezeichnet. Sein dortiger Besitz wurde dem Kloster Rüti bereits 1228 in einer päpstlichen Urkunde bestätigt. 1332 wird eine Wiese «*im Tal nid dem Wile*» erwähnt, 1427 ist vom «*Wilhof*» und 1429 vom «*Wilahof*» die Rede. Es gab den Wilhof also schon lang, bevor die Trüb dort eingezogen sind.

Wir haben bisher einerseits Herkommen und frühe Erwähnungen der Trüb betrachtet und andererseits kurz die ältesten Belege für den Wilhof und die benachbarten Besitzungen des Klosters Rüti erwähnt. 1543 kommen diese zwei Belegstränge zusammen und wir betreten festen historischen Boden. Bürgermeister und Rat der Stadt Zürich verleihen an einen Heini Trüb aus Binz einen durch Ankauf von weiteren Gütern verbesserten Hof ihres Gotteshauses Rüti in Trichtenhausen, genannt Wilhof, zu einem Handlehen um den jährlich auf Martini [11. November] fälligen Zins von zwanzig Mütt Kernen [1656 Liter entspelztes Korn], sieben Malter Hafer Zürcher Mass [2335 Liter], zwei Fastnacht- und zwei Herbsthühnern sowie hundert Eiern, lieferbar zu Händen des Amtmanns dieses Amtes in die Stadt Zürich. Der Lehenmann soll den Hof samt Zubehör in guten Ehren halten, ohne Wissen des Lehensherrn nichts daraus verkaufen oder sonst verändern, Heu, Stroh und Mist auf dem eigenen Hof verbrauchen und auch kein Holz den anderen Leuten weggeben. Bei Nichtertrichtung des Zinses oder Nichterfüllung der Lehenspflichten wird das Lehen eingezogen.

In der Urkunde folgt eine Beschreibung des Hofes, nämlich: ein Haus, zwei Scheunen, ein Schopf, ein Speicher samt Keller darunter; 91 Jucharten [29,8 ha] Äcker, 32 ½ Mannwerk [9,4 ha] Heuwuchs; ½ Jucharten [16 a] Hanfland; 7 ½ Jucharten [2,7 ha] Holz. Das Land umfasste also gut 42 ha. Die Äcker und Wiesen sind einzeln mit ihren Flurnamen aufgezählt, doch finden wir von diesen nicht mehr alle im neuen Ortsplan der Gemeinde verzeichnet. Das Land erstreckte sich im Wesentlichen von der Binzstrasse und der Rüterwiesstrasse bis zum Stumpbach und zur Gemeindegrenze, umfasste also den grössten Teil des jetzt überbauten Gebiets, ausser der Unterhueb, dem Langwattquartier, dem Sennhof und der Oberhueb.



Der ursprüngliche Umfang der Trüb-Güter im Wilhof im 16. Jahrhundert

Ein Teilungsplan

1552 wurde der Wilhof vom Klosteramt Rüti wiederum als Handlehen verliehen, diesmal aber gemeinsam an die Söhne des im Vorjahr verstorbenen Heini Trüb, an Hans und Fridli, und zwar zu den genau gleichen Bedingungen wie dem Vater. Dass es nicht immer leicht ist, mit zwei Familien unter demselben Dach zusammenzuleben, mussten auch Hans und Fridli erkennen. Ausgelöst wurden die Probleme offenbar dadurch, dass Fridli nach dem Tod seiner Frau 1576 nochmals heiratete und die zwei Schwägerinnen nicht miteinander auskamen. Hans und Fridli bemühten sich daher, den Besitz zu teilen und setzten 1577 einen Teilungsplan auf. Da jedoch der Hof, ein ihnen nicht gehörender Handlehenshof, nicht so leicht zu teilen war, beschlossen sie, Fridli solle auf dem Hof bleiben, den Bruder Hans auskaufen und ihm zusätzlich einen Acker und eine Wiese abtreten, insbesondere aber auch einen inzwischen gemeinsam erworbenen Rebberg in Goldbach. Die Auskaufssumme von 400 Pfund sollte in vier jährlichen Raten ausgezahlt werden. Die Pferde wollte man – angeschirrt – miteinander teilen. Der Hof mit Fahrhabe und allem Zubehör sollte Fridli verbleiben. Schulden und Schuldzinsen wollten sie miteinander teilen. So jedenfalls lautete der Teilungsplan, doch zuvor musste die Obrigkeit begrüsst werden, da sie ja über den Handlehenshof nicht frei verfügen konnten.



Stammhaus im Wilhof ums Jahr 1908

Schirmherren und Verwalter des Klosteramtes Rüti waren letztlich der jeweilige Bürgermeister und der Rat der Stadt Zürich. Es wurde entschieden, der Hof dürfe nicht geteilt werden. Man gab zu bedenken, dass bei Fridlis vorzeitigem Tod seine Kinder die 400 Pfund an ihren Onkel Hans nicht bezahlen könnten, und vom Lehenshof dürfte nichts genommen werden. Es wurde auch dargelegt, Hansens Frau habe 300 Pfund Frauengut eingebracht, das im Hof genutzt werde, und zudem würden Fridli auch noch Holz, Heu, Stroh, Mist, Saatgut und Vorräte verbleiben, für die er Hans auch noch zu entschädigen hätte. Überdies war der Hof mit 700 Pfund verschuldet. Es wurde bald klar, dass sich der Teilungsplan nicht realisieren liess. Es wurde daher entschieden, Fridli solle das Lehen behalten und Hans auf seinem Hof bleiben. Die Schulden seien gemeinsam zu tragen und die Nutzung von Hofstatt, Pflug und Geschirr solle geteilt werden. Im Mai 1578 wurde das Handlehen an Fridli Trüb um drei Jahre verlängert, mit der Drohung, bei Nichtentrichtung des Zinses oder Vernachlässigung der Lehenspflichten könne der Hof fristlos eingezogen werden.

Aus obrigkeitlicher Sicht waren damit die anstehenden Fragen geregelt, doch waren so die familiären Probleme noch nicht gelöst. Es scheint, dass Hans Trüb 1577 nach Goldbach übersiedelt ist und sich dem Rebbau zugewandt hat. Sein Gut befand sich im Steinacher unterhalb des Rumensee-Weiher. Als Nachkommen von ihm treffen wir im Bevölkerungsverzeichnis von 1633 auf einen Hans Heinrich Trüb mit seiner Familie. Wann der im Wilhof verbliebene Fridli gestorben ist, wissen wir nicht. Nach seinem Tod übernahmen die Söhne Rudolf (1555–

1634) und Hans (1571–1622) den Hof, und zwar zunächst wieder als Handlehen, doch 1602 konnten sie ihn als Erblehenhof erwerben. Obwohl eine Teilung des Hofes gemäss Lehensbrief nicht erlaubt war, wurde ihnen dies 1603 doch gestattet, da sie sehr gut gewirtschaftet hatten. Rudolf war schon seit 1577 verheiratet, Hans heiratete 1601. Als sich im Jahr darauf bei Hans das erste Kind einstellte, wurden die Verhältnisse im Haus zu eng. Man beschloss einen Neubau für Rudolf und seine Familie, an den jedoch Hans 200 Pfund beizusteuern hatte. Das Land wurde ziemlich genau hälftig geteilt. Sie hatten nun gemeinsam die Grundzinsen zu entrichten, wie sie schon ihr Grossvater, Heini Trüb, jeweils hatte zahlen müssen. Der Speicher und die Trotte wurden weiterhin gemeinsam genutzt. Es ist anzunehmen, dass sich die zwei Schwägerinnen dieser Generation, Agnes Bertschinger und Regula Bertschinger, besser miteinander verstanden, denn sie waren miteinander verwandt, waren aber keine Schwestern und stammten beide aus dem nahen Waltikon (Gemeinde Zumikon). Agnes starb im Herbst 1629 zusammen mit ihrer Tochter Verena an der Pest.



Die Siedlung Wilhof heute, Blick in die Wilhofstrasse

Viele Kinder, aber wenige Nachkommen

Von den zwei Söhnen Hans und Rudolf war Hans schon im Juli 1622 gestorben, und zwei Monate starb sein ältester Sohn Heinrich mit nur 20 Jahren. Da

der jüngere Sohn Bernhard erst 7-jährig war und niemand den väterlichen Teil des Wilhofs hätte übernehmen können, zog die Mutter mit Bernhard und der Tochter Anna weg vom Zollikerberg. Aber auch Rudolfs Familie blieb vom Unglück nicht verschont. Der 34-jährige schon verheiratete Sohn Heinrich war 1622 praktisch gleichzeitig mit seinem Cousin und Namensvetter Heinrich gestorben, möglicherweise an einer ansteckenden Krankheit. Als Haupterbe von Rudolf Trüb (1555–1634) verblieb damit Hans Conrad (1589–1659), da der um 1591 geborene Rudolf später wegzog und erst im vorgerückten Alter heiratete. Hans Conrad hatte zehn Kinder, darunter sieben Söhne, von denen allerdings zwei schon früh starben. Die anderen fünf Söhne heirateten alle und hatten Kinder. Um jedoch den Mannesstamm weiterführen zu können, braucht es männliche Nachkommen, die ihrerseits Söhne haben. Hier waren die Voraussetzungen nicht bei allen fünf Söhnen des Hans Conrad Trüb gleich gut. Wir betrachten sie im Folgenden:

Hans Heinrich	1631–1706	4 Söhne (3 Ehen) + 6 Töchter (3 Ehen)
Hans	1634–1696	2 Töchter (2 Ehen)
Hans Rudolf	1637–1706	2 Söhne (1 Ehe) + 5 Töchter (3 Ehen)
Jacob	1640–	2 Töchter (2 Ehen)
Hans Conrad	1651–1708	5 Söhne (3 Ehen) + 6 Töchter (3 Ehen)

Hans Conrad Trüb hatte also von seinen fünf Söhnen 32 Grosskinder, elf Knaben und 21 Mädchen, von denen aber nur vier noch zu seinen Lebzeiten zur Welt kamen, obwohl er selbst 70 Jahre alt wurde. Dies ist teilweise darauf zurückzuführen, dass er erst mit 41 Jahren heiratete und, nachdem seine erste Frau im Kindbett gestorben war, mit 50 Jahren noch ein zweites Mal; sechs seiner Kinder stammten aus dieser zweiten Ehe. Als sein jüngster Sohn gleichen Namens zur Welt kam, war er selbst schon 62-jährig, und ausgerechnet von diesem jüngsten Sohn sollte die zahlreichste Nachkommenschaft kommen. Von den insgesamt elf Enkeln starben vier schon im Kindesalter und sieben heirateten; von den 22 Enkelinnen starben neun im Kindesalter und 13 heirateten. Das Geschlecht der Trüb konnte also nur von den sieben Enkeln weitergeführt werden, die selbst wieder heirateten. Tatsächlich führen aber nur zwei von ihnen das Geschlecht weiter, die anderen hatten entweder Kinder, die früh verstarben, oder Töchter. Anders gesagt: nur zwei der insgesamt 32 Grosskinder waren in der Lage, das Geschlecht im Mannesstamm weiterzuführen; hätten diese zwei Grosskinder nicht überlebt, was in der damaligen Zeit sehr leicht hätte passieren können, so wäre das Geschlecht der Trüb vom Zollikerberg schon im 17. Jahrhundert ausgestorben.

Eine kleine Welt für sich

Bevor wir die Entwicklung des Geschlechts weiterverfolgen, wollen wir im 17. Jahrhundert noch kurz innehalten. Für das Jahr 1643 verfügen wir erstmals über ein Bevölkerungsverzeichnis, das auch den Zollikerberg umfasst. Es gab damals vier grosse Höfe und die von Meister Jacob Lang betriebene Trichtenhauser Mühle. Auf der Hueb wirtschaftete der Witwer Rudolf Weber mit seinem Sohn Hans und dessen Familie, einer ledigen Tochter, zwei Knechten und einer Magd. Auf dem oberen Sennhof sass Felix Weber mit zwei Töchtern – von denen die eine verheiratet, die andere schon verwitwet war – und deren insgesamt neun Kindern sowie einem Knecht. Auf dem unteren Sennhof lebte Hans Heinrich Weber mit seiner Familie sowie seiner verwitweten Mutter. Und auf dem Wilhof wirtschaftete Hans Conrad Trüb mit seiner Frau Anna Schmid und fünf unmündigen Kindern, unterstützt von seinem frisch verheirateten jüngsten Bruder Jacob. Da die Kinder noch nicht voll anpacken konnten, brauchte die Familie zusätzlich drei Knechte und eine Magd, um das Gut ordnungsgemäss zu bewirtschaften.

Es war eine Welt für sich auf dem Zollikerberg. Mit dem Dorf bestand nur wenig Kontakt, viel eher verkehrte man mit den Zumikern. Nur zweimal ist es im 17. Jahrhundert zur Ehe einer Trüb-Tochter mit einem Weber von einem der Nachbarhöfe gekommen, offenbar waren die Beziehungen nicht besonders eng. So mag es nicht erstaunen, dass viele Trüb ihre Ehepartner in den Zumiker Weilern Gössikon und Waltikon fanden, und auch dort immer wieder bei den gleichen Familien, wie die folgende Zusammenstellung zeigt:

Rudolf Trüb	∞ 1577	Agnes Bertschinger	Waltikon
Hans Trüb	∞ 1601	Regula Bertschinger	Waltikon
Anna Trüb	∞ 1667	Hans Bertschinger	Waltikon
Regula Trüb	∞ 1674	Jacob Bertschinger	Waltikon
Cleophea Trüb	∞ um 1696	Rudolf Brunner	Gössikon
Dorothea Trüb	∞ 1697	Hs Heinr. Bertschinger	Gössikon
Anna Trüb	∞ um 1698	Hs Jacob Bertschinger	Zumikon
Barbara Trüb	∞ 1700	Hs Heinr. Bertschinger	Waltikon
Anna Trüb	∞ um 1700	Matthias Brunner	Gössikon

Wir stossen also auf neun Ehepartner aus Zumikon. Zwei weitere Ehepartner kamen aus Bertschikon bei Gossau, drei aus Dübendorf und zwei aus Witikon. Nur gerade zwei Ehepartner stammten bis 1700 aus Zollikon-Dorf. Die Höfe und die Mühle im Berg gehörten zwar zur Pfarrei Zollikon, aber ganz offensichtlich

fühlten sich die Bergler nicht mit Zollikon verbunden. Die starken Bindungen zu Zumikon rufen aber doch nach einer Begründung. Ursprünglich gehörte Zumikon zur Pfarrei Zollikon. 1597 wurde Zumikon von Zollikon kirchlich getrennt und in Zumikon wurde eine eigene Pfarrei eingerichtet. Der erste Pfarrer war kein geringerer als Johann Jacob Breitingen, der spätere Antistes und Professor an der Lateinschule, der jeden Sonntag mit dem Pferd von Zürich her kam. Der Besuch des Gottesdienstes in Zumikon mag vielen Berglern praktischer erschienen sein, als ins Dorf hinunter und dann wieder hinauf zu wandern. Das gleiche galt auch für die Schule: Bis 1778 gingen die Bergler normalerweise in Zumikon in die Schule, obwohl die Schüler dort nur Lesen und Schreiben lernten, während in Zollikon auch noch das Rechnen unterrichtet wurde. Nach den ersten Heiraten von Trüb-Söhnen und Trüb-Töchtern mit Zumikern gab es auch zunehmend verwandtschaftliche Beziehungen zu dieser Gemeinde und offenbar wurden diese Beziehungen auch gepflegt, sodass es zu weiteren ehelichen Verbindungen kam.

Aus dem Wilhof wird ein Weiler

Um 1700 besaßen der älteste und der jüngste der fünf Söhne von Hans Conrad Trüb (1589–1659) gemeinsam den Wilhof. Es waren dies Hans Heinrich Trüb (1631–1706) und Hans Conrad Trüb (1651–1708), die beide zahlreiche Kinder hatten. Als der ältere der Brüder starb, übernahm dessen gleichnamiger Sohn Hans Heinrich (1658–1746) das Erbe, und beim Tod des jüngeren Bruders folgte sein Sohn Jacob (1677–1738) nach. Auch diese hatten wieder viele Kinder. So wohnten 1702 nicht weniger als 26 Personen auf dem Wilhof, einschliesslich eines Schwiegersohns, Heinrich Egli, mit seiner Familie. Da nicht alle in der Landwirtschaft beschäftigt werden konnten, musste die Heimweberei noch zusätzliches Einkommen schaffen. Heinrich Egli war als Glaser tätig. Auch der Wohnraum reichte bald nicht mehr, es mussten Neubauten erstellt werden, und so wurde der Wilhof schon bald zu einem Weiler. Trotzdem müssen die Wohnverhältnisse immer noch beengend und die hygienischen Verhältnisse bedenklich gewesen sein. Anders wäre es kaum zu erklären, dass von Heinrich Eglis 13 Kindern die meisten schon sehr früh starben und nur zwei das heiratsfähige Alter erreichten. Auch von Hans Conrad Trübs (1651–1708) elf Kindern starben neun, bevor sie 3-jährig waren, eine Tochter blieb ledig und ein einziger Sohn, der oben erwähnte Jacob Trüb (1677–1738), hatte Nachkommen. Auch Hans Heinrich Trüb (1658–1746) hatte elf Kinder, von denen acht schon früh starben; zwei Töchter und ein Sohn, der oben erwähnte Hans Heinrich Trüb (1682–1754), überlebten und heirateten. Es hätte also auch in dieser Generation nicht viel gefehlt, und die Trüb im Zollikerberg wären ausgestorben.

Werfen wir einen Blick auf den Wilhof um 1710. Es gab dort neun Haushaltungen. Drei entfielen auf Trüb-Familien, drei auf Tobler-Familien, zwei auf Weber-Familien und eine auf eine Egli-Familie. Es handelte sich um 61 Personen, zu denen noch zwei ‹Tischgänger› (Untermieter), ein Knecht und eine Magd kamen; es waren also insgesamt 65 Personen. Die Trüb-Familien teilten sich in zwei Zweige. Die einen waren die Nachkommen des oben erwähnten Hans Heinrich Trüb (1631–1706), nämlich einerseits die Familie seines gleichnamigen Sohns Hans Heinrich Trüb (1658–1746) mit seiner Ehefrau Barbara Huber, einem verheirateten Sohn und sechs ledigen Kindern, und des jüngeren Sohnes, Jacob Trüb (1667–1733), mit seiner Ehefrau Anna Bertschinger, zwei Kindern und einer Tischgängerin. Die anderen waren die Hinterbliebenen des Hans Conrad Trüb (1651–1708), nämlich seine Witwe Anna Ochsner, sein Sohn Jacob Trüb (1677–1738) mit seiner kleinen Familie und die ledige Tochter Anna; Jacob und Anna waren die einzigen Überlebenden von elf Kindern.

Auch die nun hier ansässigen Familien hatten zahlreiche Kinder, gelegentlich mehr als ein Dutzend, von denen die meisten sehr früh starben. Die Töchter verheirateten sich und zogen weg. Trotz einer im Laufe der Zeit fast unüberblickbaren Zahl von Nachkommen blieb die Einwohnerzahl des Wilhofs immer ähnlich oder nahm sogar leicht ab. Um 1770 lebten 50 bis 60 Personen auf dem Wilhof. Der Wohnraum war mit einigen Neubauten vergrössert worden. So wohnten zu dieser Zeit der Quartiermeister Hans Conrad Trüb und sein Bruder Hans Jacob mit ihren Familien im *«äusseren neuwen Haus gegen Trichtenhausen»*, also gegen die Mühle zu. Die Güter des Wilhofs waren offenbar bisher nie geteilt, sondern von der Erbgemeinschaft weiterbewirtschaftet worden, sodass die Verhältnisse immer verwickelter wurden. 1773 nahmen sich die Zürcher Rechenräte der Angelegenheit an. Die Geschichte der Erbgänge wurde analysiert, und der Wilhof wurde in drei Teile geteilt. Den ersten Drittel erhielten die Nachkommen des Ehepaars Heinrich und Verena Egli-Trüb, den zweiten Drittel erhielten die Brüder Hans Conrad (1717–1785) und Jacob Trüb (1719–1799) und den dritten Drittel die Brüder Hans Jacob (1752–1829) und Felix Trüb (1765–1838). Es wurde also nicht genau so geteilt, wie wir das nach heutigem Erbrecht machen würden, sondern man trug den Realitäten Rechnung und schaute, wer tatsächlich noch hier wohnte und den Wilhof bewirtschaftete. Diese Besitzteile bestanden aus zahlreichen einzelnen Parzellen an Äckern, Wiesen, Weiden und Wald, sowie Anteilen an Scheunen und anderen Gebäuden, die man zunächst nicht aufteilen konnte. Später wurde der Besitz aber doch noch weiter aufgeteilt.



Der Wilhof heute: Wilhofstrasse 18

Einen guten Überblick erhalten wir wieder im Jahr 1801. Zur Erarbeitung neuer Steuergrundlagen wurde der so genannte «Helvetische Kataster» angelegt, der die Besitzverhältnisse detailliert aufzeigt. Die nun im Wilhof ansässigen Familien und ihr Besitz sollen hier kurz aufgelistet werden. Angegeben ist jeweils der Besitzer mit seinem Hausbesitz und dem Gesamtwert seiner Güter in damaligen Franken.

Jacob Trüb	Haus, $\frac{1}{4}$ Scheune, Garten	12 Parzellen	Fr. 1940
Felix Trüb	$\frac{1}{2}$ Haus, $\frac{1}{12}$ Scheune, Garten	19 Parzellen	Fr. 1620
Heinrich Trüb	$\frac{1}{4}$ Haus und $\frac{1}{4}$ Garten	kein Land	Fr. 160
Hs Heinr. Trüb	$\frac{1}{4}$ Haus, $\frac{1}{4}$ Scheune, Garten	20 Parzellen	Fr. 2940
Jacob Trüb	$\frac{1}{4}$ Haus, $\frac{1}{12}$ Scheune, Garten	28 Parzellen	Fr. 4270
Conrad Trüb	Haus und Scheune	34 Parzellen	Fr. 3470
Rudolf Trüb	$\frac{1}{12}$ Scheune	26 Parzellen	Fr. 1330
Jacob Weber	$\frac{1}{3}$ Haus und Scheune	26 Parzellen	Fr. 3450
Felix Trüb	$\frac{1}{3}$ Haus, $\frac{1}{2}$ Scheune, Garten	30 Parzellen	Fr. 4080
Jacob Egli	$\frac{1}{3}$ Haus, $\frac{1}{6}$ Scheune, Garten	27 Parzellen	Fr. 2800

Von einer Ausnahme abgesehen, waren die Vermögensunterschiede nicht allzu gross. Sie zeigen im Wesentlichen, wie weit die Erbteilungen inzwischen vorangeschritten sind. Da sich die Gebäude nicht zu ganzen Gebäuden zusammenzählen lassen, ist anzunehmen, dass es sich oft nur um Anbauten zu bestehenden Gebäuden gehandelt hat. In der Oberhueb und der Unterhueb lag der Wert der einzelnen Güter noch etwas höher als im Wilhof, im Sennhof jedoch deutlich tiefer. Der Schätzungsaufseher des Bezirks Meilen vermerkte zum Zollikerberg und zu Zumikon: «Die Schätzung der Häuser scheint mir niedrig angesetzt zu seyn. Da ich aber selbst erfahren, dass in dieser armseligen Berg-egend wirklich sehr schlechte Wohnungen sich finden, so glaube ich es durchgehen [lassen] zu müssen.» Auch später galt der Zollikerberg noch lange als ein viel ärmerer Teil der Gemeinde als das Zolliker Dorf.



Der Wilhof heute: Wilhofstrasse 38

Einen guten Überblick über die Wilhof-Siedlung vermitteln die bis 1812 zurückreichenden Akten der Brandassekuranz. 1812 bestand der Weiler aus neun Wohnhäusern mit zahlreichen Nebengebäuden, vor allem Scheunen und Speicher, aber auch einer Trotte und einem Waschhaus. Die Wohnhäuser bestanden in der Regel aus einem gemauerten Kellergeschoss mit einem darauf gesetzten Riegelbau. In einem Fall

bestand das Wohnhaus aus einem Holzaufbau auf einem gemauerten Keller und in einem anderen Fall bestand es ganz aus Holz, also offenbar ohne Keller. Alle Dächer, auch jene der Scheunen und Speicher waren mit Ziegel bedeckt, Schindeln oder Strohdächer waren nicht anzutreffen. Diese neun Wohnhäuser waren von folgenden Familien bewohnt: Jacob Egli, Felix Trüb Heinrichen, Conrad Trüb, Hans Rudolf Trüb, Jacob Trüb, Hans Heinrich Trüb, Felix Trüb Conraden, Hans Jacob Trüb Heinrichen und Johann Schaufelberger (dieser bewohnte das Holzhaus).

1835 wurde der Wilhof im «Ortslexikon des Kantons Zürich» als Dörfchen bezeichnet. Es umfasste 14 Wohnhäuser und 18 Nebengebäude, total also 32 Gebäude. Verglichen mit dem gesamten Zollikerberg waren das knapp 40 % der Gebäude, der Rest entfiel auf den Sennhof, die Unter- und Oberhueb und Trichtenhausen. In den Stammtafeln der Trüb stossen wir nun immer öfter auf Personen, die in die Stadt oder in andere Gemeinden ziehen. Teilweise wagen sie auch den Schritt ins Ausland. So ist Jakob Trüb (1850–1923), dessen Vater vom Wilhof nach Hirslanden gezogen war, nach Amerika ausgewandert. Rudolf Trüb (1852–1930) hielt sich zeitweise in Österreich auf und drei seiner vier Söhne liessen sich im Ausland nieder, einer als Fabrikdirektor in Österreich, ein anderer als Ingenieur, der dritte als Herrschaftsgärtner in Böhmen und der vierte war Werkzeugmacher in der Schweiz. Gustav Heinrich Trüb (1863–1937) wanderte nach Riga (Lettland) aus. Neben den Landwirten gibt es nun die vielfältigsten anderen Berufe, wie etwa Posthalter, Gemeindeweibel, Bankangestellter, Telefonmonteur, Installateur, Maler, Küfer, Schneider, Garagist, Transportunternehmer und andere mehr. Die kleine Welt des Weilers gehört unwiederbringlich der Vergangenheit an. Heute finden wir zum Glück immer noch die Zeugen der früheren Zeit im Wilhof, aber wir müssen immer genauer hinschauen und es fällt immer schwerer sich vorzustellen, wie das Leben dort in früheren Jahrhunderten gewesen sein mag.

Heute finden wir im Telefonbuch noch zwanzig Einträge von Vertretern der Familie Trüb, doch nur rund die Hälfte von ihnen stammt von den Trüb im Zollikerberg ab und einige von ihnen wohnen heute nicht mehr im Berg. So lebt das betagte Ehepaar Fritz und Klärli Trüb-Marti nun im Altersheim am See, nachdem Fritz Trüb während seines ganzen Lebens Briefträger im Zollikerberg gewesen war. Viele sind aber in der alten Heimat geblieben. Der vor nicht allzu langer Zeit verstorbene Installateur Arnold Trüb-Tomaselli lebte mit seiner Frau Erna an der Neuackerstrasse. Noldis Vater war der Strassenwärter Heinrich Trüb, der sein Haus an der Sonnengartenstrasse hatte, sein Sohn, der Chauffeur Urs Trüb, wohnt an der Langwattstrasse. Max und Hildegard Trüb-Frauenlob wohnen im Hasenbart; Martin Hübner hat in diesem Jahrheft dem Gemeindeweibel Max Trüb einen Aufsatz gewidmet. Max Trübs älterer Bruder, der Transportunternehmer Ernst Trüb, hatte zwei Söhne, Kurt Trüb-Hartisch und Alfred Trüb, die heute noch beide an der Wilhofstrasse wohnen. Ebenfalls an der Wilhofstrasse wohnt noch Rosa Trüb-Feucht, die Witwe des Wilhof-Landwirts Werner Trüb, deren Sohn Markus dieses Jahr bei einem Unfall ums Leben gekommen ist. Weitere Trüb wohnen zum Beispiel noch im Ahorn, an der Wieslerstrasse und an der Trichtenhauser Strasse. Es ist schön zu wissen, dass dieses alte Zollikerbergler Geschlecht noch nicht in alle Windrichtungen zerstreut worden ist.

Diese Ortstreue vieler der heutigen Trüb lässt uns vielleicht vermuten, diese seien wohl auch recht eng miteinander verwandt. Dass das nicht notwendiger-

weise der Fall ist, wollen wir am Beispiel zweier prominenter Trüb aufzeigen, dem Gemeindeweibel Max Trüb und dem Wilhof-Bauern Werner Trüb. Die einfache Frage, die sich stellt, ist die nach dem jüngsten gemeinsamen Vorfahren. War dies vielleicht der Grossvater oder Urgrossvater oder müssen wir sogar noch weiter zurückgehen? Es stellt sich heraus, dass dieser gemeinsame Vorfahre Hans Conrad Trüb (1589–1659) war, den wir unter dem Untertitel «Viele Kinder, aber wenige Nachkommen» als Vater von zehn Kindern vorgestellt hatten. Bis zu diesem gemeinsamen Vorfahren muss Max Trüb neun Generationen zurückgehen und für Werner Trüb sind es sogar zehn Generationen. Für ihn wäre Hans Conrad Trüb der Ururururururururgrossvater (achtmal ‹ur-›) gewesen. Max Trüb stammt vom ältesten Sohn des Hans Conrad, von Hans Heinrich (1631–1706), ab, Werner Trüb jedoch vom jüngsten Sohn, Hans Conrad (1651–1708). Beide Zweige wohnten noch über viele Generationen im Wilhof, erst beim Urgrossvater von Max Trüb, dem Gemeinderat Hans Jacob Trüb (1817–1896), stossen wir auf den Hinweis, er habe im Wilhof und dann im Rosengarten gewohnt. Von diesem Moment an wird für uns dieser Zweig zu den ‹Rosengarten-Trüb›, und dabei ist es bis heute geblieben, und der andere Zweig ist und bleibt jener der ‹Wilhof-Trüb›.

Literatur

Einwohnerverzeichnisse von Zollikon (Staatsarchiv Zürich, Sig. E II 700.133), Maur (E II 700.68) und Greifensee (E II 700.42); Pfarrbücher Zollikon (E III 148); Helvetischer Kataster 1801 (K I 253); Brandassekuranz-Akten (RR I 234a); Ortslexikon des Kantons Zürich, Zürich 1835; Alexander Nüesch und Heinrich Bruppacher: Das Alte Zollikon, Zürich 1899; Karl Beck, Die Höfe im Zollikerberg vom Mittelalter bis zur Zeit der Helvetik, Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1971; Karl Beck, Familientafel des Zollikerbergs, Zollikon 1973; Martin Hübner, Ein Quartier stellt sich vor: Wilhof, Zolliker Jahrheft 1989; Felix Aepli, Geschichte der Gemeinde Maur, Basel 1979, Robert Epprecht: Aus der Geschichte von Zumikon, 1975.

Die Familie Unholz

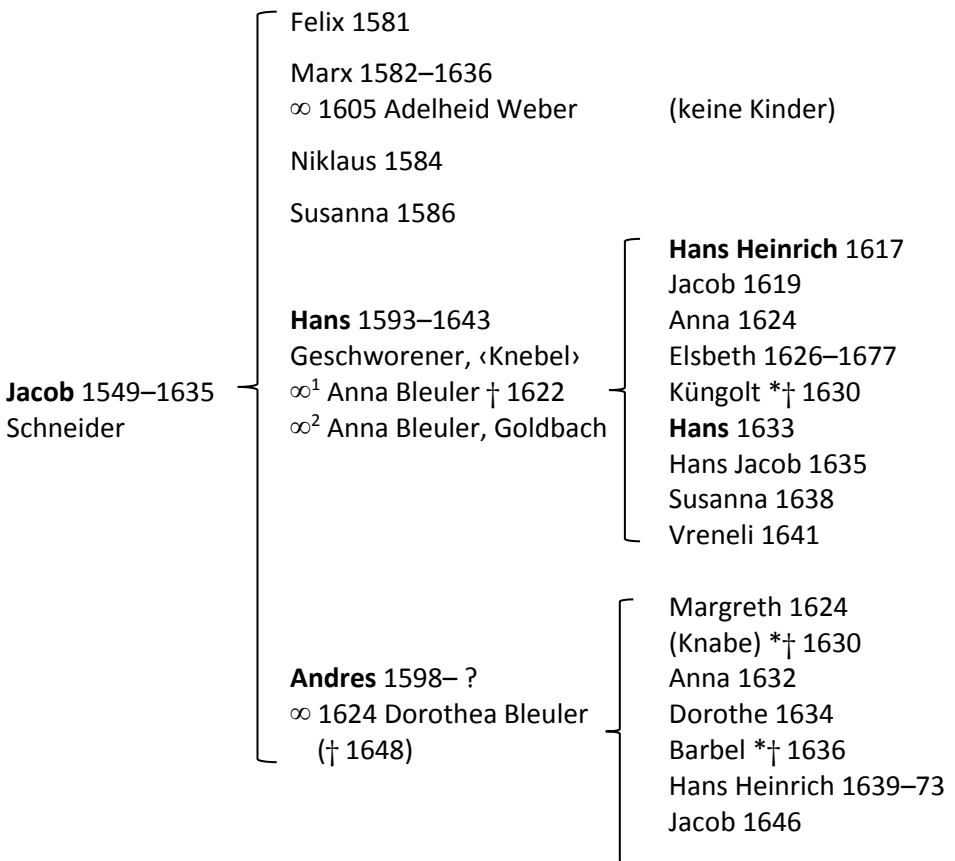
Unholz ist ein seltener Name und die Hälfte der Unholz lebt im Kanton Zürich. In Zollikon ist das Geschlecht seit über 700 Jahren vertreten und es stammt auch in der Tat aus unserer Gegend, aus Zollikon und Riesbach. Wo es zuerst aufgetreten ist, wissen wir nicht, doch betrifft die erste Erwähnung einen Jost Unholz von Zollikon im Jahr 1315, also aus der Zeit der Schlacht am Morgarten, bei der die Zürcher auf der Verliererseite standen und wo der Zolliker Johannes Herweger sein Leben verlor. Unholz ist der Berufsübernahme für einen Holzhändler, Zimmermann oder Schreiner, dem man unterstellt hat, Unholz, das heisst Abfallholz zu verwenden. Vielleicht waren aber die Unholz die Nachfahren eines Unholds, was allerdings noch ehrenrühriger wäre. Das, was wir wissen, ist allerdings viel positiver.

1315 hat Jost Unholz das Pfrundeinkommen der Kirche verbessert, was ihm sicher Anerkennung verschaffte. Er hatte auf eigene Kosten eine Juchart Egerten (rund 30 Aren Brachland), die zur Pfarrpfründe gehörte, zu einem Rebberg gemacht. Dafür erhielt Jost Unholz die Hofstatt, das Haus am Heerweg (Alte Landstrasse) und den zugehörigen Baumgarten als Erblehen und de Reben zur Halbe, das heisst zum halben Ertrag mit der Auflage, er und seine Nachkommen sollten die Reben in Ehren halten. Das hatten sie offenbar getan, denn 1480, also viele Generationen später, stossen wir auf eine Ruedi Unholz, der beim Schibler, im oberen Teil der Goldhalden, Reben hatte.

Schon früh waren die Unholz vom Fiskus erfasst worden. So finden wir schon 1362 und 1366 einen Ueli Unholz. 1369 steuert statt ihm eine «Unholtzin», vermutlich seine Ehefrau, und ein Hermann Unholz, vielleicht sein Sohn. Verstorben kann Ueli Unholz nicht sein, denn später taucht er wieder auf. Möglicherweise war er einfach landesabwesend. Von 1370–1375 finden wir Ueli wieder, aber auch weiterhin Hermann in einem separaten Haushalt. 1376 ist nur noch Hermann verzeichnet; Ueli ist also offenbar inzwischen verstorben. Das nächste Steuerverzeichnis ist erst jenes von 1401, also eine Generation später. Hermann ist auch verschwunden und die Familie ist jetzt durch Heini und Johans Unholz vertreten, die noch im gleichen Haushalt wohnen, 1408 aber schon getrennt leben. Von 1410 an treffen wir auf einen dritten Unholz, ebenfalls einen Johans, bei dem aber zur Unterscheidung noch angefügt wird, er sei «*suter*», also Schuhmacher. Auch er wohnt separat. 1417 wird erwähnt, der andere Johans Unholz, der nicht Schuhmacher ist, lebe «am Stad», also im Gstad. 1425 sind die zwei Johans verschwunden; jetzt lebt nur noch Heini mit seinem Sohn. Dieser Heini lebt auch noch 1463 mit seiner Frau, stirbt aber bald darauf. 1467–1470 treffen

wir auf «*Ruedy Unholtz, sin wib, sin muotter*». Der Sohn hat also seine Mutter in seinen Haushalt aufgenommen. Damit enden die Zürcher Steuerverzeichnisse und wir sind wieder bei Ruedi Unholz mit seinen Reben im Schibler angelangt.

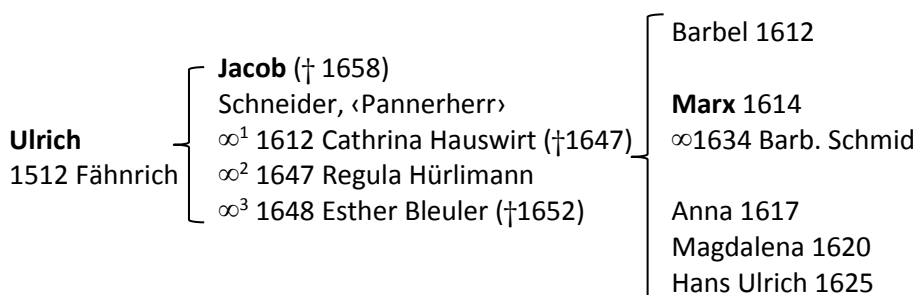
Bis zum Beginn der Taufbücher können wir nur in gewissen Einzelnennungen Hinweise finden. Im Glückshafenrodel von 1504 ist aus Zollikon ein «*Hans Unholtzer*» verzeichnet. Die Brüder Konrad und Kleinkonrad tauchen 1507 auf. Heini und Ulrich Unholz sind 1512 beim Pavierzug und 1515 in Marignano dabei; über ihre Rückkehr ist nichts bekannt. Die Unholz wurden auch im Zusammenhang mit den Täuferunruhen verhört. Jacob und seine Frau im Chleidorf hatten böse gegen die Obrigkeit geredet. Ihr Nachbar, Klaus Unholz, setzte sich für die Sache der Täufer ein; er war damals schon dabei, als der Palmesel aus der Kirche geholt worden war.



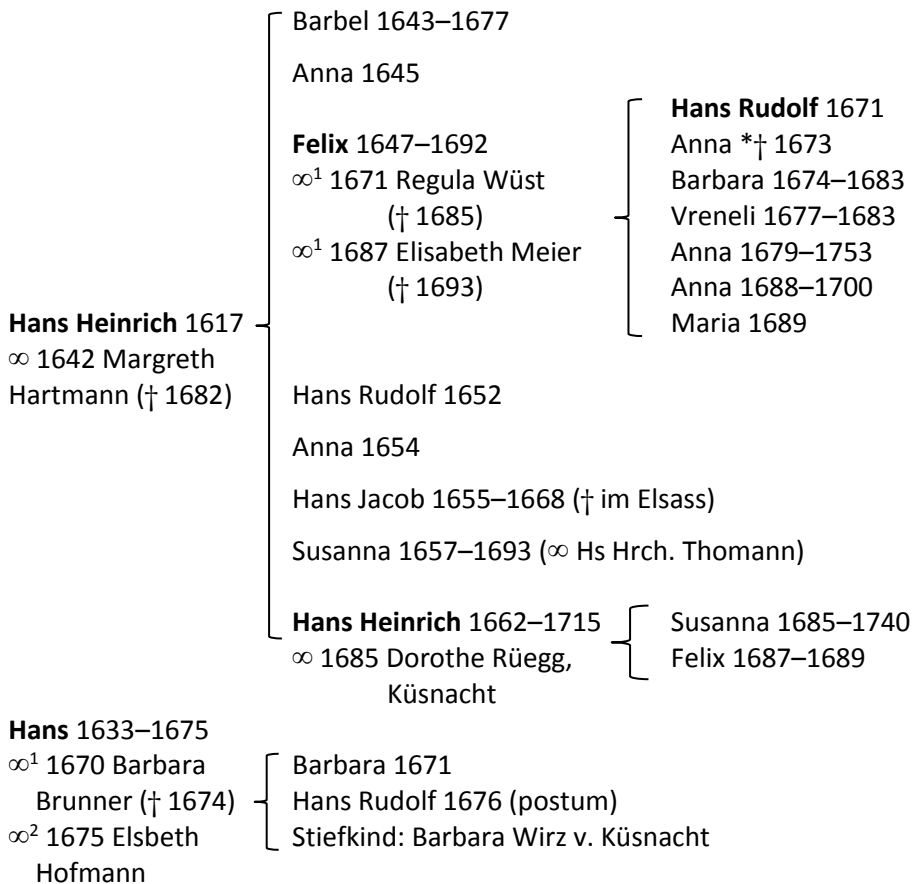
Die Wohnsitze der Unholz befinden sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts ausschliesslich im Chleidorf. Wir finden dort in separaten Haushaltungen Jacob, Klaus und Rudolf («*Ruotsch*»), letzterer beim Chleidörfler Brunnen. Einige Details erfahren wir aus Darlehensverträgen. So setzt Elsbeth Unholz 1543 als Pfand ihr Haus und ihre Trotte im Chleidorf, die hinten an den Kleindörfler Bach und Klaus Unholzen Haus stösst. Dieser Klaus setzt seinerseits 1557 für ein Darlehen der Gemeinde als Pfand sein «*hus im Kleindörfli, stosst hinden an den bach, ussen an Jak. Unholzen hus, innen an Bartli Hottingers hus, vornen an die landstrass*». Elsbeth hat noch Reben in der Niederfelben, Rudolf Unholz hat Reben «uf dem Hegni», also wohl in der Gegend der heutigen Hähnistrasse und Lenzenwiesstrasse.

Im 1561 beginnenden Pfarrbuch ist von Klaus und Rudolf Unholz keine Spur zu finden. Als erster tritt ein Wernli als Vater auf, doch stirbt er 1564. Dann heiraten ein Peter und ein Heinrich, die wir nirgends einordnen können. Erst mit Jacob Unholz, der um 1580 geheiratet hat, finden wir einen Anschluss, wenigstens einen zu nachfolgenden Generationen. Er war – wie später etliche Unholzen auch – Schneider und lebte von 1549–1635, wurde also 86 Jahre alt, für damalige Verhältnisse ein ungewöhnlich langes Leben. Der Name seiner Ehefrau ist leider nicht überliefert.

Neben diesem Zweig der Unholz, der von Jacob (1549–1635) abstammt, dessen Nachkommen oft den Übernamen «Knebel» tragen, gibt es noch einen von einem anderen Jacob († 1658) abstammenden Zweig, dessen Nachkommen gelegentlich den Übernamen «Pannerherr» tragen. Das weist darauf hin, dass ein Vorfahre das Banner getragen hatte, also Fähnrich sein, was bei Ulrich 1512 der Fall war.



Marx hatte keine Kinder, sodass diese Linie der Unholz nicht weiterführt. Wir kehren daher zurück zur Linie der «Knebel»-Unholz, bei der Hans Heinrich und Hans Nachkommen hatten. Allerdings erlosch die Linie von Hans nach nur einer Generation.



Im Pfarrbuch ist 1705 die Heirat eines Rudolf Unholz verzeichnet, wobei die Eltern, wie üblich, nicht aufgeführt werden. Wir gehen hier davon aus, dass es sich um den 1671 geborenen Sohn des Felix und nicht um den 1676 postum geborenen Sohn des Hans handelt. Ganz eindeutig ist das nicht feststellbar. Die Heiratsalter von 34 und 29 Jahren sind gleichermaßen plausibel. Ausschlaggebend für die Wahl des älteren Hans Rudolf ist der Umstand, dass bei einem der Kinder die Gotte eine Barbara Hartmann ist. Diese muss aus der grossmütterlichen Seite der Margreth Hartmann stammen. Der Name Hartmann ist in Zollikon selten; die Wahl dieser Gotte kann daher kein Zufall sein. Damit haben wie die folgende Fortsetzung des Geschlechts:

Hans Rudolf

1671–1711, Weber

∞¹ 1705 Anna Lur∞² 1710 Anna

Schwarzenbach †1727

Anna Maria 1706 (unehelich)

Hans Conrad 1707

Regula 1753

∞¹ 1751 Anna Schmid († 1752)∞² 1752 Dorothea Myer

Barbara 1709–1712

Die Unholz von Zollikon sind damit ausgestorben. Ein halbes Jahrhundert später sind wieder Unholz nach Zollikon gezogen oder haben hier wenigstens geheiratet:

- 1807 Ehe des Johannes Unholz aus dem Riesbach mit Anna Maria Lüthold
- 1810 Ehe des Hans Rudolf Unholz von der Flühgass mit Anna Maurer
- 1851 Ehe des Johannes Unholz aus dem Riesbach mit Karolina Sennhauser

Die Verwandtschaft dieser Unholz mit jenen von Zollikon ist zwar sehr wahrscheinlich, lässt sich aber nicht klar aufzeigen. Heute sind anhand der Telefonanschlüsse im Festnetz etwas über 30 Einträge von Unholz in der ganzen Schweiz zu finden, wovon nur noch ein gutes Dutzend im Kanton Zürich zu finden ist. 1730 sind Unholz von Riesbach nach Riehen (BS) ausgewandert, wo sie seither zu finden sind.¹⁴¹ In Riehen gibt es sogar eine Unholzgasse, im Andenken an Heinrich Unholz (1809–1874), einen Riehener Gemeindepräsidenten und Mitglied des Kleinen Rats von Basel. Die Riehener Unholz lassen sich nicht von den Zolliker Unholz ableiten. Der Stammvater war ein Peter Unholz aus Riesbach im 16. Jahrhundert. Sein 1663 geborener Urenkel Hans Conrad kam in den 1690er Jahren nach Riehen. Die Familie erhielt aber erst 1730 das Bürgerrecht.

¹⁴¹ Michael Raith: Die Familien Unholz von Riehen, in: Jahrbuch Riehen, Riehen 1980, S. 22–37.

Die Familie Uster

Wie der Name sagt, stammen die Uster ursprünglich aus dem gleichnamigen Ort. Sie treten erstmals 1331 in Erlenbach auf. 1401 wird ein Conrad Ustrer von Erlenbach Bürger der Stadt Zürich und dort zugleich Stammvater der Usteri. Ein Wernli Ustrer erscheint 1417 in Heslibach (Küsnacht). Von dort dürften sich die Uster weiter verbreitet haben. In Zollikon tauchte Ende des 17. Jahrhunderts ein Hans Jacob Uster aus Herrliberg als Lehensmann der Kienast im Oberdorf. Felix Kienast war 1690 gestorben und seine Frau im Jahr darauf. Sie hatten vier Kinder gehabt, welche die das Erwachsenenalter erreicht und geheiratet hatten: Verena, Maria, Heinrich und Barbara. Heinrich (*1652) hatte 1680 eine Verena Syfrid geheiratet, die aber schon 1685 starb. So heiratete er 1586 eine Barbara Bleuler, mit der er zwei Kinder hatte.

Heinrich starb aber selbst schon kurz darauf, 1688. Jetzt gab es in der Familie keinen Mann mehr, der das Gut hätte übernehmen können. So erhielt Hans Jacob Uster die Kienast-Güter zu Lehen. Etwa 1692 heiratete er die Witwe Barbara Bleuler und wurde so vom Lehensmann zum Besitzer oder Mitbesitzer es Gutes. Barbara Bleuler starb 1699, worauf Hans Jacob Uster in zweiter Ehe 1700 eine Elisabeth Stünzi von Horgen heiratete. Er hatte insgesamt 13 Kinder, fünf aus erster und sieben aus zweiter Ehe. Von diesen überlebten aber nur drei.

Der Älteste, Jacob Uster (1695–1752) war Schiffmann und starb an «*Haupt-sucht*», was damals oft eine Bezeichnung für das Fleckfieber war. Er hatte ein uneheliches Töchterlein, das schon 1732 starb. Von den sechs ehelichen Kindern starb ein Zwillingsspärchen nach wenigen Wochen und ein Töchterlein mit zwei Jahren an Pocken. Die Tochter Regula (1741–1784) diente als Magd in Stäfa, wo sie mit 43 Jahren an der Ruhr starb. Die Tochter Barbara (1731–1793) hatte 1759 ein uneheliches Kind, eine Esther, von der es später hiess: «*vagabunda igno-rata*». Der nächstjüngere Sohn, Rudolf Uster (*1697) heiratete zwar, floh aber kurz darauf und wurde Soldat in Holland, wo sich seine Spuren verloren.

So wurde nur der jüngste Sohn, Heinrich Uster (1705–1774) zum Stammvater einer zahlreichen Nachkommenschaft, obwohl seine Lebensumstände schlecht waren. Er wohnte im Gstad und war almosengenössig und «*hecticus*», was bedeutet, dass er an Tuberkulose litt. Von den fünf Kindern starben zwei sehr früh und eine Tochter blieb ledig. Die zwei Söhne, Hans Kaspar (*1728) und Heinrich (*1734) waren Seidenweber im Gstad, heirateten und hatten Kinder, wanderten aber beide 1771 als Weber nach Pommern aus und überliessen ihre Kinder zum grossen Teil der Fürsorge der Gemeinde. Beide Söhne waren zweimal verheiratet. Der Ältere hatte aus zwei Ehen und einer unehelichen Beziehung 19 Kinder,

der Jüngere hatte aus seinen zwei Ehen neun Kinder. Von all diesen Kindern haben sich zwölf in Berlin, Wien und Krefeld niedergelassen; von späteren Kontakten nach Zollikon ist nichts bekannt. Nur drei sind in Zollikon geblieben und haben Familien gegründet, wobei bei einem von ihnen die Nachkommen nach einer Generation erlöschen. Bei den zwei anderen handelt es sich um Heinrich Uster (1770–1801) und Hans Heinrich Uster (1761–1815), die nun nach all dem Elend das Geschlecht weiterbringen.

Wir beginnen mit dem Älteren, Hans Heinrich Uster, dem Sohn des nach Pommern ausgewanderten Seidenwebers Heinrich Uster. Dieser Hans Heinrich Uster (1761–1815) war Kunstmaler im Chleidorf und wurde im Stillstandsprotokoll als «*erzliederlich*» bezeichnet. Er war dreimal verheiratet und hatte fünf Kinder, doch starben vier schon im Säuglingsalter. Nur der Sohn Johann Heinrich Uster (1794–1866) überlebte und war zu erstaunlichen Leistungen fähig, wozu zweifellos seine Ehe mit Karoline Bleuler (1790–1829) beitrug. Sie war die Tochter des Kunstmalers und Kunsthändlers Hans Heinrich Bleuler, der von Zollikon nach Feuerthalen gezogen war und es zum Kantonsrat und Oberstleutnant gebracht hatte. Karolines Brüder waren ebenfalls erfolgreiche Künstler und Kunsthändler. In dieser Umgebung blühte Hans Heinrich Uster auf. Er hatte das Künstlertalent vom Vater geerbt und gründete, unterstützt von seinem Lehrer und späteren Schwiegervater Hans Heinrich Bleuler eine Kunstschule, in der talentierte Knaben zu Künstlern ausgebildet wurden, die dann im Geschäft der Bleuler Arbeit fanden.

Johann Heinrich Uster brachte es zu erheblichem Ansehen und wurde in Feuerthalen Stillständler und Gemeindepräsident. Der leichtlebige Charakter brach jedoch bei den Nachkommen wieder durch. Die Tochter Pauline, ein sehr schönes lebenslustiges Mädchen, verschwand mit 18 Jahren spurlos. Der Sohn Cornelius wurde ein geschickter Kunstmaler, kam aber in Konkurs und wanderte nach Amerika aus, wo er 1885 starb. Cornelius hatte einen Sohn, der ebenfalls Kunstmaler wurde, und gleichfalls ein leichtes Blut hatte. Eine Generation später war dieser Zweig der Uster erloschen.

Damit kommen wir zu Hans Konrad Uster (1765–1801), dem Sohn des ebenfalls nach Pommern ausgewanderten Seidenwebers Hans Kaspar Uster. Er lebte im Gstad und wurde nur 31-jährig. Mehr wissen wir nicht von ihm. Sein Sohn Johannes Uster (1797–1843) arbeitete als Knecht in Zürich und wurde auch nur 46 Jahre alt. Und doch wurde er zum Stammvater der wenigen heute noch in der Schweiz lebenden Uster. Auch in diesem Zweig der Uster zeigte sich eine Tendenz zur Auswanderung. Von den zwei Söhnen des Johannes war der gleichnamige jüngere Sohn Speisewirt in Paris und starb dann mit nur 33 Jahren in Ravensburg an Schwindsucht; Frau und Töchterchen waren in den USA, nach St. Louis, ausgewandert und folgten dem Vater im Tod bald nach.

Der ältere Sohn des Johannes, Johann Jakob Uster (1824–1884) war Polizist in Bassersdorf und dann in Wasterkingen. Von seinen vier Söhnen wanderte einer ebenfalls nach Amerika aus. Von den anderen drei wurde August Uster (1856–1917) Spengler in der Ostschweiz und Johannes Uster (1867–1930) arbeitete als Käser in Zürich. Der Jüngste, Emil Uster (1873–1940) wohnte in Adliswil. Diese Brüder heirateten alle und hatten Kinder. Von diesen stammen einige der heute in der Schweiz lebenden Uster ab. Auch in Deutschland gibt es noch Uster, mit einem Schwerpunkt in der Gegend von Berlin. Über die amerikanischen Uster wissen wir nichts.

Die Familie Weber im Zollikerberg

Weber ist ein verbreiteter Familienname, der sich schon früh in vielen Gegenden der Deutschschweiz nachweisen lässt. Durchsucht man die genealogische Literatur, so stösst man auf über dreissig Publikationen und Stammtafeln von Weber-Geschlechtern von Schaffhausen bis Schwyz und von Basel bis Appenzell. Eine relativ prominente Stellung nehmen dabei die Weber vom Schloss Wetzikon ein. Aber all diese zahlreichen Geschlechter interessieren uns nur ganz nebenbei. Unser Interesse soll hier allein den Weber vom Zollikerberg gelten, jenen, die zunächst im Sennhof ansässig waren und später ihre Wohnsitze vor allem in der Oberhueb und der Unterhueb hatten. Natürlich möchten wir wissen, woher sie gekommen sind, aber da stossen wir wegen der dürftigen Quellenlage bald auf beträchtliche Hindernisse. Schon im 14. und 15. Jahrhundert sind so viele Weber im nachmaligen Kanton Zürich urkundlich belegt – so auch in unseren Nachbargemeinden Küsnacht, Maur und Zumikon – dass es zunächst schwierig erscheint, fundierte Erkenntnisse über deren Herkommen formulieren zu können. Auf solidem Boden stehen wir eigentlich erst um 1603 mit dem in diesem Jahr verstorbenen Marx Weber, der in den Familientafeln des Zollikerbergs als Stammvater der Weber aufgeführt ist.¹⁴²

Das Herkommen der Weber im Zollikerberg

Auch wenn die frühe Quellenlage schwierig erscheint, so mag es doch von Interesse sein, sich auf die Suche nach den frühesten Vertretern dieses Geschlechts in unserer Gemeinde zu machen, da wir so zumindest erahnen können, woher sie gekommen sein mögen. 1346 ist erstmals von einem Jos Weber die Rede, der von Gütern in Witellikon den Zehnten zu entrichten hatte.¹⁴³ 1357 hatte auch schon der Stadtzürcher Fiskus die Weber erreicht: ein Rudolf und ein Johannes Weber hatten in Zollikon Steuern zu entrichten; ein Steuerbetrag ist allerdings nicht angegeben, ebenso wenig wie der genaue Wohnort.¹⁴⁴ Vermut-

¹⁴² Karl Beck, *Familientafeln des Zollikerberges*, Zollikon 1973, S. 20. Leider sind die Kinder des Marx Weber teilweise fehlerhaft aufgeführt; so ist der dort angegebene Hans Jacob (*1576) durch Jacob (*1572) zu ersetzen, und das Geburtsjahr der Anna (Anli) ist nicht 1584, sondern 1574.

¹⁴³ Staatsarchiv Zürich (StAZH), Statutenbuch Propstei Grossmünster von 1346, Sig. Dc Zü 660d, S. 16r, 18r.

¹⁴⁴ Steuerrödel Zürich 1357, «*Stúra ze Zollinkon*».

lich waren sie ‹Pfahlbürger› der Stadt, also Personen, die ins Bürgerrecht der Stadt aufgenommen worden waren, ohne aber ihren Wohnsitz in die Stadt zu verlegen. Sie profitierten von der einem Stadtbürger zukommenden besseren Rechtsstellung, mussten aber dafür Steuern entrichten. Da die Weber 1357 keine Steuern zahlten und in späteren Steuerrödeln nicht mehr aufgeführt sind, haben sie möglicherweise ihr städtisches Bürgerrecht wieder aufgegeben oder sind einer der frühen Pestepidemien zum Opfer gefallen. 1369 taucht ein Johannes Weber in Hirslanden auf; wir treffen ihn auch 1376 unter ‹Hirslanden›, mit dem Vermerk, er stamme aus dem Balgrist.

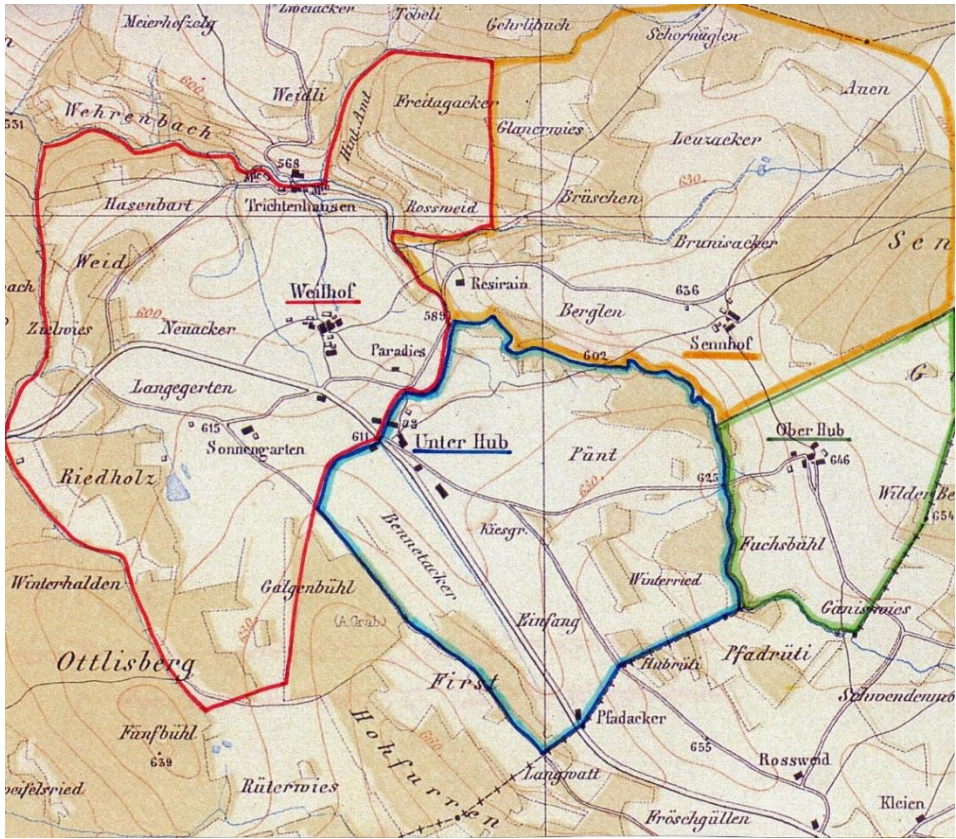
Seit 1401 gibt es auch Weber in Witikon und 1412 taucht vorübergehend ein Cüntzi Weber in Zollikon-Dorf auf, jedoch keiner im Zollikerberg. 1431 hören wir wieder etwas von den Webern, und zwar von einem aus dem Balgrist stammenden Hans Weber, der zusammen mit einem Heini Herti von Trichtenhausen und zwei anderen Herti einen Liegenschaftenverkauf in der Deisten (zwischen Wilhof und Trichtenhauser Mühle) tätigen.¹⁴⁵ Offenbar waren die Weber immer noch im Balgrist oder in Hirslanden ansässig und besaßen gewisse Kontakte zum Zollikerberg, der damals noch Trichtenhausen genannt wurde. 1452 empfing Cūni Weber einen Lehenshof in Trichtenhausen vom Kloster Rüti. Der Neubau von Haus und Scheune erfolgte gemeinsam, wobei Weber den Holztransport und den Bau der Dächer zu übernehmen hatte. Den Rest übernahm das Kloster, das ihm auch einen Zinserlass für fünf Jahre gewährte.¹⁴⁶ Möglicherweise war der Hof im Alten Zürichkrieg niedergebrannt und seitdem nicht mehr genutzt worden.

1460 verließ die Gemeinde Zollikon Ackerland am Werdenstein und am Sulzbrunnen (beides im Zolliker Riet beim Nebelbach) an Hans und Ruedi Weber im Balgrist. Eine direkte Verbindung zwischen diesen und dem Cūni Weber, dem neuen Lehensmann in Trichtenhausen, ist nicht ersichtlich. In den vier von 1463 bis 1470 erhaltenen Steuerregistern sind die Weber von Trichtenhausen wieder gut dokumentiert. Es handelt sich um einen Hermann Weber mit seiner Frau und seinen Kindern Hans und Kathrin. Bei ihnen wohnen auch die Mutter und der Bruder Uli Weber mit Frau. Andere Weber sind in Witikon zu Hause. 1515 ist ein Jörg Weber nachgewiesen, der in Marignano mitgekämpft hat. 1520 wird ein Hans Weber erwähnt, der 1531 in der Schlacht bei Kappel am Albis fällt. 1520 hat ein Heini Weber Güter in der Rebwies und 1538 verfügt ein Wernli Weber über Güter auf der Höhe.¹⁴⁷

¹⁴⁵ StAZH, C II 11, Nr. 731, 27.8.1431.

¹⁴⁶ StAZH, Amtsbuch Rüti, 73r, 21.1.1452.

¹⁴⁷ Alexander Nüesch und Heinrich Bruppacher, *Das Alte Zollikon*, Zürich 1899, S. 439; Gemeindearchiv Zollikon, Pergamenturkunde I.A.47 von 1520, Zinsrodel Kloster Einsiedeln.



Ausschnitt aus der Wild-Karte um 1850:
 Der ungefähre Umfang der Güter von Wilhof, Sennhof, Unterhueb und Oberhueb.

Dass eine Verbindung zwischen den Weber im Balgrist und jenen in Witikon bestehen könnte, lässt sich mit dem Glückshafenrodel zeigen. Dies ist das Verzeichnis sämtlicher Personen, die 1504 an der grossen Lotterie anlässlich des Freischiessens bei Zürich teilgenommen haben. Das umfangreiche Verzeichnis enthält gegen 24'000 Namen. Diese hatten anzugeben, wem ein allfälliger Gewinn zustand. Tatsächlich stossen wir wieder auf die Weber «*ab dem Balgrist Zürich*», nämlich Hans Weber mit seiner Frau und Rudolf Weber. Es könnte sich immer noch um die gleichen handeln, die schon 1460 erwähnt wurden, aber wahrscheinlich sind es gleichnamige Vertreter der nächsten Generation. Interessant ist nun aber, dass Rudolf nicht nur sich selbst als Begünstigten einsetzen liess, sondern «*Rudolf Weber und unsery frow von Truchtenhusen*».¹⁴⁸ Das zeigt

¹⁴⁸ Friedrich Hegi, *Der Glückshafenrodel des Freischiessens zu Zürich 1504*, Zürich 1942, S. 351; 232.

nicht nur eine Verbindung der Weber aus dem Balgrist mit Trichtenhausen, also dem Zollikerberg, sondern auch gleich noch, dass dort eine Kapelle gestanden haben muss; sie lag in der Unterhueb, beim Beginn des Sennhofwegs. An anderen Stellen des Verzeichnisses erscheinen noch weitere Weber aus dem Balgrist, darunter auch ein Cünrat, Sohn des Kleinhans Weber am Balgrist, bei dem es sich um den Lehensmann in Trichtenhausen handeln könnte. Einen weiteren Hinweis erhalten wir aus dem Zolliker Urbar von 1557. Dort ist die Rede von Äckern der Weber im Balgrist, die am Wildenberg im Waltiker Ried liegen, also in der Gegend der heutigen Oberhueb.

Cüni Weber hatte 1452 einen Lehenshof des Klosters Rüti empfangen, von dem wir nicht genau sagen können, wo er lag. Erst 1554, also hundert Jahre später, stossen wir wieder auf Weber im Zollikerberg. Diesmal handelt es sich um ein Handlehen des Klosters Oetenbach, nämlich um den Sennhof, den das Kloster Oetenbach 1429 erworben hatte. Lehensnehmer ist diesmal ein Hans Weber; vom Alter her kann dieser Hans Weber nicht der Sohn des im Steuerregister erwähnten Hermann sein, aber vielleicht ein Enkel. Der Sennhof hat seine Bezeichnung vom wohl ersten Lehensnehmer des Klosters Oetenbach im Zollikerberg. Es handelte sich um einen Hans Tobelmann aus Wattwil im Toggenburg, den man den «Senn» nannte. Die gelegentlich geäusserte Vermutung, Tobelmann habe geplant, eine Sennerei mit Viehwirtschaft aufzuziehen und habe daher seinen Hof «Sennhof» genannt, ist nicht sehr wahrscheinlich, da die Beschreibung des Hofes bei der Verleihung an Hans Weber von umfangreichem Ackerland spricht.¹⁴⁹ Die Ländereien werden detailliert beschrieben, ebenso alle «Anstösser», deren Land an jenes des Sennhofs grenzte. Die Ländereien umfassten 23,9 ha Äcker, 11,3 ha Wiesen und 3,8 ha Wald.

Wir können also als erstes Resultat festhalten, dass die Weber im Zollikerberg vermutlich aus dem Balgrist stammten; weitere Weber wohnten in Witikon und Hirslanden. In Zollikon-Dorf gab es früher höchstens ganz kurzfristig einmal einen Weber.

Marx Weber und seine Nachkommen

Wir betreten nun insofern festeren Boden als 1561 das Tauf- und Ehebuch von Zollikon beginnt, aus dem wir die Familienverhältnisse weitgehend rekonstruieren können. Ein Stückweit sind wir immer noch auf Mutmassungen angewiesen, da bei Brautpaaren meistens weder Eltern noch Wohnsitz angegeben sind. Bei den Taufen werden der Name des Vaters und die Namen der Paten angegeben; der Name der Mutter – die an der Taufzeremonie nie teilnahm, da

¹⁴⁹ Karl Beck, Die Höfe im Zollikerberg, *Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1971*, S. 4 ff.

sie noch das Bett hüten musste – wird erst ab 1611 aufgeführt. Todesfälle sind etwa ab 1582 verfügbar. In den Familientafeln des Zollikerbergs erscheint Marx Weber, genannt der ‹Sennhofer›, als Stammvater aller Weber im Zollikerberg (die Benennung ‹Markus› war damals total unüblich, alle wurden ‹Marx› genannt). Daraus könnte man den Schluss ziehen, in dieser Zeit habe dort nur gerade eine einzige Familie Weber gewohnt, nämlich jene des Marx. Dieser Eindruck ist falsch. Wir treffen noch auf weitere Weber, die verheiratet waren und Kinder hatten und vermutlich ebenfalls im Zollikerberg lebten.



Oberhueb: Oberhuebstrasse, Gebäude im Besitz der Gemeinde

Die Taufeinträge für die Kinder von Marx erstrecken sich von 1561 bis 1581. Wir wissen also nicht, wann er geheiratet hat und ob er noch weitere Kinder vor 1561 – also vor Beginn des Taufbuchs – hatte. Jedenfalls stossen wir noch auf weitere Taufeinträge von anderen Vertretern des Geschlechts der Weber, nämlich Othmar, Heinrich, Hans und Fridli. Es könnte sich hier um Vater und Brüder des Marx gehandelt haben. Betrachten wir kurz die Kinder dieser verschiedenen Weber.

Vater Marx Weber	1561	Heinrich	∞ ca. 1586
	1564	Hans	∞ 1591 Kathrin Schumacher
	1566	Regula	
	1568	Felix	∞ 1598 Anli Lang
	1570	Mathe (Matthäus)	∞ 1596 Anna Bantli
	1572	Jacob	∞ 1601 Magdal. Bachofner
	1574	Andli (Anna)	
	1578	Rudolf	∞ Verena Trüb (vom Wilhof)
	1581	Verena	
Vater Othmar Weber	1567	Barbara	
Vater Heinrich Weber	1568	Andres	
	1573	Margret	
Vater Hans Weber	1569	Hans Heinrich	
Vater Fridli Weber	1578	Anna	
	1579	Melchior	
	1582	Jacob	
	1583	Hans	

1577 fand die Heirat eines Hans Weber mit einer Regula Grob statt. Die Ehe blieb allerdings kinderlos; möglicherweise handelte es sich um die im vorgerückten Alter eingegangene Zweitehe des obigen Vaters Hans Weber. Die Heirat des Vaters Fridli Weber erfolgte 1577 mit Elsbeth Himmler. Von den Übrigen sind keine Heiratsangaben bekannt. 1554 war ein Hans Weber der Lehensmann im Sennhof. Wir dürfen wohl annehmen, dieser sei Marxens Vater gewesen und vermutlich war dieser identisch mit dem oben aufgelisteten Vater Hans Weber, der 1569 letztmals einen Sohn hatte. Othmar, Heinrich und Fridli waren wohl Marxens Brüder, von deren Kindern wir später allerdings keine Spuren mehr finden.

Natürlich fragen wir uns, wie all das zu verstehen ist. 1588 erwarb Marx Weber von seinem Vetter Felix Grob einen Hof im Zollikerberg. Felix Grob hatte diesen zusammen mit seinen Brüdern geerbt und dann die Brüder ausgekauft. Dabei übernahm er sich finanziell, sodass er den Hof schliesslich an Marx Weber verkaufen musste. Der Hof scheint in der Unterhueb gelegen zu haben, die Ländereien waren teilweise an der Grüninger Strasse (=Forchstrasse) und reichten bis zum Wilhof und Sennhof. Marx Weber besass auch noch gewisse Güter in anderen Gebieten, so in der Rüterwis, in Waltikon (Zumikon), in der Höhe und etwas Reben und Hanfland im Grempi (etwa bei der heutigen «Zolliker Stube».¹⁵⁰ Der Kaufpreis belief sich auf 3000 Pfund Zürcher Währung, wovon der Geldzins von 60 Pfund, entsprechend einem «Hauptgut» (=Kapital) von 1200

¹⁵⁰ Zolliker Urbar 1557–1749.

Pfund, in Abzug kamen, sodass noch 1800 Pfund verblieben, von denen 400 Pfund in zwei Raten abzuzahlen waren. Für die restlichen 1400 Pfund sollte ein Schuldbrief errichtet werden. Das sind fast heutige Verhältnisse. Nehmen wir ein Pfund zu tausend heutigen Franken, so wäre der Kaufpreis drei Millionen Franken gewesen, und das Eigenkapital (das erst noch in zwei Raten einzuzahlen war) 400'000 Franken. Dann wurden zwei Hypotheken zu 1,2 und 1,4 Millionen Franken errichtet, mit 5 % Zins, also zusammen 130'000 Franken Hypothekarzins pro Jahr. Solche Überschuldungen waren damals recht üblich.

Irgendwie scheint die Rechnung doch aufgegangen zu sein, vielleicht auch dank der Mitarbeit der Brüder. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass Marx seine Brüder früher oder später voll oder teilweise auskaufte, womit diese dann aus dem Zollikerberg weggezogen wären, denn sie treten später kaum mehr in Erscheinung. Es mag auch sein, dass sie relativ früh verstarben, vielleicht ohne Erben. 1582 wütete in Zollikon eine Pestepidemie, die zuerst im Gstad und Chleidorf ausbrach und der ein Drittel der Bevölkerung, nämlich rund 200 Personen, zum Opfer fiel. Ob sich darunter auch Weber befanden, wissen wir nicht, da die entsprechenden Aufzeichnungen unvollständig sind. Die nächste Pestepidemie, an der in Zollikon 144 Personen starben, brach 1611 aus; an dieser starben nachweislich einige der Weber-Kinder. Jedenfalls fällt auf, dass von den 29 Kindern der drei ältesten Marx-Söhne (Heinrich, Hans und Felix) nur gerade zwei Töchter bis zur Heirat überlebten. Auch der Sohn Jacob hatte keine überlebende Nachkommen. So blieben längerfristig nur Mathe und Rudolf.

Die Aufteilung des Sennhofs

Marx Weber dürfte um 1603 gestorben sein (im Totenbuch ist er allerdings nicht verzeichnet), denn 1604 wird der hypothekarisch belastete Sennhof von den Gebrüdern Weber für 1800 Pfund Zürcher Währung übernommen; die Ländereien werden detailliert aufgeführt. Überdies erfahren wir: *«Die Gebrüder Wäber zu Trichtenhausen verpflichten sich gegen dem Amt Oetenbach, nachdem ihnen bewilligt worden, den Sennhof in 2 gleiche Teile zu teilen, auf die andere Hälfte desselben in ihren eigenen Kösten und ohne des Amts Schaden, eine neue Behausung zu bauen.»*¹⁵¹ Welches diese Gebrüder Weber waren, wird leider nicht klar gesagt, aber es dürfte sich um die überlebenden Söhne des Marx gehandelt haben. Heinrich (1561–ca.1603), der älteste Sohn, scheint kurz zuvor gestorben zu sein. Zunächst wohnten noch alle Söhne des Marx unter dem gleichen Dach, obwohl sie mittlerweile schon alle verheiratet waren. Auf Dauer war dies keine Lösung und so baten sie das Amt Oetenbach, den Sennhof in zwei

¹⁵¹ StAZH, Oetenbach Kat. 345, Bd. X, S. 469 und 553, von 1604.

Teile teilen und auf eigene Kosten ein neues Haus bauen zu dürfen, was ihnen denn auch bewilligt wurde. Dieses befand sich offenbar in der heutigen Unterhueb, die damals noch Trichtenhauser Hof hiess. In jedem dieser zwei Höfe wohnten nun also zwei bis drei Familien. Es scheint, dass die älteren Söhne, Hans (1564–1627) und Felix (1568–1649), und bis zu seinem Tod um 1603 wohl auch Heinrich, sich den Sennhof teilten, während sich die jüngeren, Jacob (1572–1611), Rudolf (1578–1636) und vermutlich auch Mathe (1570–ca.1606), den Trichtenhauser Hof teilten. Leider fehlen genaue Ortsangaben und teilweise auch die Sterbedaten, sodass eine zuverlässige Rekonstruktion schwierig ist. Aus Sicht der Obrigkeit handelte es sich nach wie vor nur um einen einzigen Hof, und der Hofzins war von einem von den anderen dafür bevollmächtigten ‹Träger› gesamthaft abzuliefern. Es durfte auch kein Hofteil oder Grundstück an einen Aussenstehenden verkauft werden.

Diese Verhältnisse konnten nicht lange Bestand haben, weil einige der Weber-Söhne Nachkommen hatten, die Platz benötigten, während andere – trotz hoher Kinderzahl – keine überlebenden Nachkommen hatten. Das führte über kurz oder lang zu einem Ungleichgewicht. Im Hof Trichtenhausen (heute Unterhueb) wurde es etwas eng mit den Familien von Mathe, Jacob und Rudolf. So baute Rudolf um 1608 im oberen Teil der Ländereien einen neuen Hof, die heutige Oberhueb, die damals ‹Auff der Huob› hiess.¹⁵² Damit ergab sich in der Unterhueb eine Entlastung, während sich bald darauf im Sennhof ein Unterbestand abzeichnete, da sich die Familien der älteren Weber-Söhne wegen der grossen Säuglings- und Kindersterblichkeit nicht entwickeln konnten. Hans Weber verlor drei Kinder in der Pestepidemie von 1611, Felix verlor einen Sohn in der Epidemie von 1629, und die meisten anderen Kinder dürften schon als Säuglinge gestorben sein. Nur je eine Tochter von Heinrich und Felix überlebten und heirateten, zogen aber vom Sennhof weg.

1626 waren Hans und Felix schon 62 und 58 Jahre alt und wollten allmählich etwas kürzertreten. So gab es Bedarf nach einem jungen Bauernpaar. Hans hinterliess keine erwachsenen Nachkommen. Felix hatte eine Tochter Elisabeth, die zunächst noch mit ihrem Mann, Jacob Hottinger, auf dem Sennhof gewohnt hatte; als dessen Vater starb, zogen sie jedoch auf den ererbten Hof hinter der Forch. Die Lösung fand man schliesslich darin, Rudolfs 17-jährige Tochter Anna zu verheiraten, die ein Verhältnis mit Jörg Tobler aus Wetzikon hatte, der vermutlich als Knecht im Zollikerberg tätig war. Bald stellte sich auch schon Nachwuchs ein, und da von den insgesamt elf Kindern sechs überlebten und später heirateten, konnte so die ‹Tobler-Dynastie› auf dem Sennhof errichtet werden.

¹⁵² Im Einwohnerverzeichnis Zollikon von 1643 (StAZH E II 700.133) wurde die Unterhueb noch als ‹Under Sënn Hoff› bezeichnet, der Sennhof als ‹Ober Sënn Hoff› und die Oberhueb als ‹uff der Huob›. Erst im Gemeinderodel Zollikon von 1727 (StAZH E III 148.8) erscheinen die Bezeichnungen ‹die untere Hub›, ‹die obere Hub› und ‹Sännhoff›.

In der Unterhueb hatte Mathes einziger Sohn Hans schon 1621 geheiratet, während Jacob keine überlebenden Nachkommen hatte. So ergaben sich nun in der jungen Generation der Enkel von Marx Weber wieder klare Verhältnisse. Jörg Tobler († 1675) und Rudolfs Tochter Anna bewirtschafteten den Sennhof, Mathes Sohn Hans (1601–1639) wohnte mit seiner Frau Anna Hottinger in der Unterhueb und Rudolfs Sohn Hans (1613–1690) wohnte mit seiner Frau Cleophea Bachofner in der Oberhueb. Nachdem Felix Weber 1649 verstorben war, gab es auf dem Sennhof keine Weber mehr, sondern nur noch Tobler. Neben den eigenen Leuten wurden 1643 im Sennhof noch zwei Knechte und in der Oberhueb zwei Knechte und eine Magd beschäftigt. Eine Vergrößerung der Familien wäre also wohl willkommen gewesen, um die Zahl der Diensthofen reduzieren zu können.

Etwas anders war die Lage in der Unterhueb. Mathe Webers Sohn Hans war 1639 gestorben und seine Witwe, Anna Hottinger, wohnte dort mit ihren Kindern in ärmlichen Verhältnissen. Der älteste Sohn, Hans Heinrich (1623–1661), war ab 1643 verheiratet und bewirtschaftete den Hof, der jüngere Sohn, Hans (1630–1690), diente andernorts als Knecht, und dann lebten hier noch die vier unmündigen Töchter. Hans Heinrich hatte eine zahlreiche Nachkommenschaft und sein Bruder Hans liess sich nach seiner Heirat auch noch hier nieder. 1671 wohnten in der Unterhueb 15 Personen auf engem Raum und 1689 waren es schon ihrer 27. Das Haus war baufällig und der Hof war so überschuldet, dass sogar ein Teil des Hausrats verpfändet werden musste. In diesen Jahren herrschte eine Hungersnot, die auf eine schlechte Ernte und eine 1689 vom Kaiser gegen die Eidgenossen verhängte Getreidesperre zurückzuführen war. Im Jahr 1691 starben in Zollikon 34 Personen an einer Ruhrepidemie (‹roter Schaden›), die sicher mit der Hungersnot im Zusammenhang stand. Das Jahr 1691 lag in einer langen Serie von nasskalten Jahren mit schlechten Ernten. Der Zürichsee fror in den Jahren 1691, 1695 und 1697 völlig zu, 1695 auch noch der Bodensee. In den Jahren 1692/93 trat noch eine Fleckfieber-Epidemie auf, möglicherweise verbunden mit einer Grippe-Epidemie. In manchen Gegenden erreichte die Not 1693 ihren Höhepunkt. Die in der ‹Kleinen Eiszeit› gelegene Kaltphase zwischen 1675 und 1715 wird als ‹Maunder Minimum› bezeichnet und ist auf einen Rückgang der Sonnenaktivität zurückzuführen.¹⁵³

¹⁵³ Wolfgang Behringer, *Kulturgeschichte des Klimas*, München 2007, S. 121.



Die «Sandgrueb» in der Unterhueb, heute.

Die Not war so gross, dass es in der Unterhueb zu einer Katastrophe kam. Anna und Hans Weber, die acht- und fünfjährigen Kinder des Rudolf Weber (1662–ca.1700), einem Urenkel von Mathe, wurden gemäss Pfarrbuch und Pfarrprotokoll im März 1693 von ihrem eigenen Vater mit Arsenik in einer «Krüschlybeten» (Absud aus Kleie) vergiftet, angeblich weil er für sie nichts mehr zu essen hatte. Der Vater floh und trat in Rapperswil in französische Dienste ein. Das Haus des «Giftkochs» wurde abgerissen. Die Mutter zog mit dem jüngsten Knaben und drei Vettern ihres Mannes nach Waltikon. «Das Alte Zollikon» widmet dem Vorgefallenen zweihundert Jahre später nicht weniger als eine halbe Seite unter dem Titel «Entsetzliche Mordtat».¹⁵⁴ Aus heutiger Sicht muss hinter die Meinung, dass dies ein Mord war, ein Fragezeichen gesetzt werden. Hungersnöte erreichten fast immer ihren Höhepunkt im Frühling, wenn alle Vorräte, einschliesslich des Saatguts für das neue Jahr, aufgegessen waren. Die meisten Opfer von Hungersnöten starben letztlich an Durchfallerkrankungen oder durch das Essen unbekömmlicher Nahrung; in keinem Pfarrbuch stösst man je auf die Todesursache «verhungert». Letztlich ist dieser ganze Zweig der einst so zahlreichen Nachkommen von Mathe Weber in der Unterhueb, der 1693 nach Waltikon gezogen ist, nach zwei weiteren Generationen ausgestorben. Die Güter wurden von den Verwandten in der Oberhueb übernommen.

¹⁵⁴ Alexander Nüesch und Heinrich Bruppacher, *Das Alte Zollikon*, Zürich 1899, S. 352.

Von der Oberhueb zur Unterhueb

Inzwischen war auf der Oberhueb Hans Weber (1613–1690) gestorben und hatte vier Söhne hinterlassen. Der Älteste liess sich auszahlen und zog auf den Weiler Kaltenstein im Küsnachter Berg. Die anderen drei einigten sich 1695 auf eine Teilung der Besitzungen in der Oberhueb und der Unterhueb. Hans Heinrich (1642–1718), genannt Huebheiri, übernahm zusammen mit seinem ledigen und kränklichen Bruder Hans (1643–1699) zwei Drittel der Güter samt dem Haus beim profanierten Kirchlein, der jüngere Bruder Jacob (1649–1728) erhielt den letzten Drittel, mit Wohnsitz auf der Oberhueb. Um 1700 waren von den einst zahlreichen Familien Weber im Zollikerberg nur noch zwei Familien übriggeblieben, jene von Jacob mit fünf Personen in der Oberhueb und jene von Huebheiri mit zehn Personen in der Unterhueb.

Auf der Oberhueb wohnte nun also Jacob Weber, der aus dem Erbe seines Vaters einen Drittel erhalten hatte. Zusammen mit seiner Frau, Elisabeth Pfister aus Illnau, hatte er drei Töchter und zwei Söhne, die alle heirateten. Der ältere Sohn hatte keine Nachkommen, der jüngere, der gleich hiess wie sein Vater und von 1687 bis 1761 lebte, hatte sechs Kinder, von denen die Hälfte das Erwachsenenalter erreichte. Zwei von ihnen, Heinrich (1715–1790) und Hans Rudolf (1734–1796), heirateten und hatten zusammen 19 Kinder (13 Söhne und 6 Töchter) und zahlreiche Enkel. Trotzdem erlosch dieser Zweig der Weber im Mannesstamm mit diesen Kindern und Enkeln. Wie ist so etwas möglich? Von den 13 Söhnen starben sieben im Kindesalter und zwei als junge Erwachsene; einer blieb ledig und drei heirateten und hatten Kinder; aber von diesen insgesamt 13 Kindern starben elf im Kleinkindesalter. Dabei fällt auf, dass mehrere dieser Todesfälle in Jahre mit sehr heissem oder sehr kaltem Wetter fielen. Es überlebten nur zwei Töchter, von denen die eine ledig blieb und die andere, Elisabeth (1717–1788), einen entfernten Verwandten aus der Unterhueb heiratete (sie hatten den gleichen Ururgrossvater). Was passierte nun mit den Gütern der Oberhueb? Der 1790 verstorbene Heinrich Weber hatte einen gleichnamigen Sohn Heinrich (1760–1793), der seine Güter wenige Wochen vor seinem frühen Tod dem Säckelmeister Heinrich Brunner von Zumikon verkaufte, der es hier zusammen mit seinen Nachkommen bald zu Wohlstand und Ansehen brachte. So wohnten hier nun also für einige Zeit Weber und Brunner nebeneinander, bis die Brunner wegen der zahlreicheren Nachkommen die Weber überflügelten. Der 1796 verstorbene Hans Rudolf Weber, vermachte seine Güter seinen zwei Söhnen, von denen aber nur der jüngere, Hans Jacob (1761–1840) überlebende Kinder – zwei Töchter – hatte, sodass die Güter über seine verheiratete Tochter Elisabeth in den Besitz der Weber von der Unterhueb gelangte.



Die «Sandgrueb», Unterrhueb, um 1933. In der Mitte Emma und Robert Weber (1901–1993) und Robertli (*1932) und den Grosseltern.

Als in der Unterhueb Huebheiri 1718 starb, hausten dort nur noch seine acht unverheirateten Kinder; weitere drei Kinder waren früh gestorben und die älteste Tochter war bereits verheiratet. Von den überlebenden Söhnen heirateten drei und einer blieb ledig. Es ist erstaunlich, wie spät in diesem Zweig der Weber geheiratet wurde. Huebheiri hatte erst mit 43 Jahren geheiratet, sein Sohn Hans Heinrich (1687–1754) mit 41 Jahren, der Sohn Hans (1691–1761) mit 47 Jahren und der Sohn Hans Conrad (1695–1769) sogar mit 51 Jahren! Ihre Ehefrauen waren jedoch wesentlich jünger, sodass alle von ihnen Nachkommen hinterliessen. Die drei Söhne hatten je einen Drittel geerbt und wohnten alle gemeinsam in der Unterhueb. In der nächsten Generation hatten sich dann vier Erben in diese Güter zu teilen. Die zwei Söhne von Hans Heinrich, Hans Jacob (1733–1771) und Johannes (1736–1802) erhielten je einen Sechstel, Hansens Sohn Felix (1742–1823) und Hans Conrads Sohn Hans Conrad (1749–1820) erhielten je einen Drittel. Sie alle wohnten in einem neuen Haus, das an Stelle von zwei alten errichtet worden war. Die Äcker und Wiesen dieser vier Anteile lagen fast alle im Viereck zwischen dem Werenbach, dem Brunnenbächli, der heutigen Forchstrasse und der Grenze zu Zumikon sowie am gegenüberliegenden Abhang bis zum Galgenbüel hinauf.¹⁵⁵

1801 wurde von allen Gemeinden des Kantons ein Liegenschaftsverzeichnis angelegt, als Basis für die Ablösung der Grundzinsen, der sogenannte «Helveti-

¹⁵⁵ Karl Beck, Die Höfe im Zollikerberg, *Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1971*, S. 19.

sche Kataster».¹⁵⁶ Der Zollikerberg wurde damals als Teil der Gemeinde Zumikon betrachtet; erst 1804 sprachen sich die Bergler wieder für die Zugehörigkeit zur Gemeinde Zollikon aus. Die uns interessierenden Angaben sind also dem Kataster von Zumikon zu entnehmen. Aufgeführt werden alle Weber mit dem geschätzten Wert ihrer Güter im Zollikerberg in Gulden (fl.); in Klammern angegeben ist der Wert des Gesamtbesitzes, einschliesslich etwas Rebland in der ‹Höhe›, beziehungsweise im ‹Chüpli›:

Felix Weber	1742–1823	Unterhueb	fl. 5400	
Johannes Weber	1736–1802	Unterhueb	fl. 2570	
Heinrich Weber	1759–1829	Unterhueb	fl. 4280	(fl. 4460)
Conrad Weber	1749–1820	Unterhueb	fl. 3210	
Jacob Weber	1747–1825	Unterhueb	fl. 2890	(fl. 3130)
Jacob Weber	1761–1840	Wilhof (?)	fl. 3450	
Rudolf Weber	1760–1832	Oberhueb	fl. 4490	(fl. 4930)

Mit einem mittleren Vermögen von fl. 3879 (einschliesslich Rebland im Dorf) lagen die Weber über dem Durchschnitt aller 28 Haushalte im Zollikerberg, die es nur auf ein mittleres Vermögen von fl. 2681 brachten. Der Grund dafür liegt darin, dass es im Sennhof (und teilweise auch im Wilhof) eine Reihe etwas ärmerer Haushaltungen gab.

Die letzten zweihundert Jahre

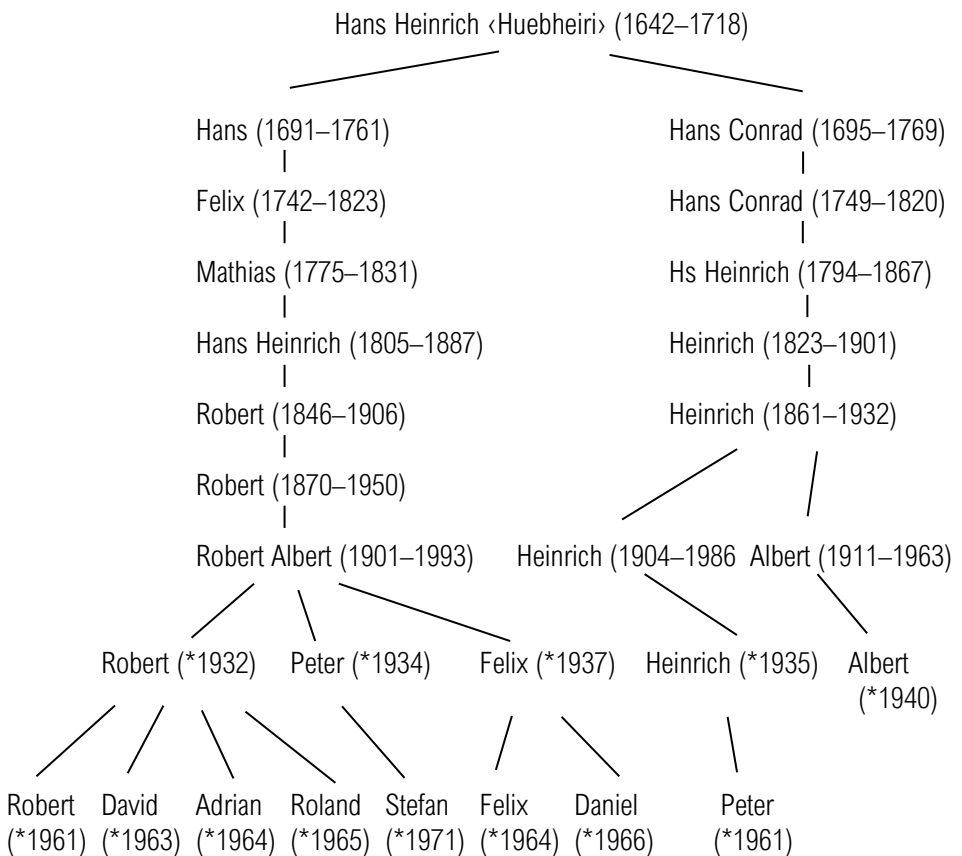
Nach 1800 wird es zunehmend schwieriger, das Geschlecht der Weber weiterzuverfolgen und einigermaßen geordnet zu beschreiben. Das ist einerseits darauf zurückzuführen, dass sich in den letzten zweihundert Jahren das Geschlecht sehr stark vermehrt hat, und andererseits, dass zahlreiche Angehörige des Geschlechts vom Zollikerberg weggezogen sind und sich auch oft von der Landwirtschaft abgewandt haben, soweit sich das überhaupt feststellen lässt. Im 19. Jahrhundert treffen wir auf Weber, die vom Zollikerberg weggezogen sind, die aber – soweit sich dies erkennen lässt – den angestammten Beruf des Landwirts beibehalten haben. Wir treffen sie in Hottingen, Wiedikon, Oberstrass, Aussersihl, Schwamendingen, Gössikon (Zumikon), Küsnacht, Meilen, Hombrechtikon und Bischofszell.

Dann gibt es im 19. Jahrhundert auch einzelne, die zwar der Gemeinde ihre Treue bewahrt, jedoch andere Berufe ergriffen haben. Ein Enkel des in der obigen Liste aufgeführten Johannes Weber, ein Hans Heinrich (1802–1868) zog als

¹⁵⁶ StAZH K I 254.

Schreiner nach Hirslanden, doch dessen Sohn Robert Weber (1838–1924) kehrte wieder nach Zollikon zurück und amtete hier als Gemeindegewerbetreibender; dieser wiederum hatte einen gleichnamigen Sohn, der in Zollikon als Notar tätig war. Ein Urenkel des in der obigen Liste aufgeführten Felix Weber, Johannes Weber (1880–1960) war Steuersekretär in Zollikon.

Am häufigsten sind jene, die vom Zollikerberg wegzogen und gleichzeitig auch nicht-landwirtschaftliche Berufe ausübten. Dabei treffen wir bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts beispielsweise auf die Berufe Schreiner, Schlosser, Küfer, Wagner, Gärtner, Elektrotechniker, Sticker, Chauffeur, Briefträger, Grenzwächter, Angestellte, Kaufleute, Werbeberater und Dekorateur. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts traten vermehrt Berufe aus dem Dienstleistungssektor sowie auch akademische Berufe auf. Gelegentlich ist auch einer weiter weggezogen, so etwa ein Felix Weber (1800–1830), der als Söldner in holländische Dienste eintrat. Im 20. Jahrhundert ist ein Weber als Kaufmann nach Frankreich gezogen und ein anderer hat sich in Los Angeles niedergelassen.



Diese Aufzählung der Weber, die unsere Gemeinde verlassen und/oder einen anderen Beruf ergriffen haben, führt natürlich unweigerlich zur Frage, ob es denn nicht auch noch einen Landwirt Weber im Zollikerberg gibt. «Selbstverständlich» wäre man versucht zu sagen, aber so selbstverständlich ist das leider heutzutage auch wieder nicht, und so sagen wir lieber «ja, gottseidank». Im Telefonbuch finden wir noch zwanzig Einträge von Weber im Zollikerberg und nochmals drei Dutzend in Zollikon-Dorf. Von all diesen stammt natürlich nur noch ein kleiner Teil von dem hier beschriebenen Geschlecht der Weber vom Zollikerberg ab. Nur ein einziger ist immer noch als Landwirt tätig, Daniel Weber an der Oberhuebstrasse; in nächster Nähe wohnen noch seine Eltern, Felix und Martha Weber-Lüssi. Ein anderer Vertreter der Weber ist der Schreinermeister Heinrich Weber-Kiener, der an der Rüterwiesstrasse neben der vermieteten Schreinerei wohnt. Diesen zwei Zweigen der Weber im Zollikerberg wollen wir noch kurz etwas nachgehen.

Zunächst sei festgehalten, dass es sich bei beiden Zweigen um Nachkommen des Hans Heinrich Weber (1642–1718) aus der Unterhueb handelt, der Huebheiri genannt wurde. Felix Weber-Lüssi (*1937) erscheint jedoch erst acht Generationen später und bei Heinrich Weber-Kiener (*1935) und dessen Vetter Albert (*1940) sind es sieben Generationen. Diese zwei Zweige sind also nur sehr entfernt miteinander verwandt.

Was hier sehr schön zu sehen ist, sind die in den zwei Zweigen massgebenden Leitnamen, einerseits Robert (und Felix) und andererseits Heinrich (und Conrad, Albert). Solche Leitnamen waren früher weit verbreitet und sind erst in der neusten Zeit etwas ausser Gebrauch gekommen. Der «Robert»-Zweig der Weber hat bis heute die Landwirtschaft weitergeführt, wobei allerdings Robert Weber (*1961) in Mettmenstetten wirtschaftet. Im Zollikerberg betreibt Daniel Weber (*1966) weiterhin die Landwirtschaft und sein Sohn Fabian (*1992) beabsichtigt, diese Tätigkeit fortzuführen. Beim «Heinrich»-Zweig haben sich Heinrich Weber-Greutmann (1904–1986) und Albert Weber-Rüeger (1911–1963) dem Handwerk zugewandt: Heinrich wurde Wagner und sein Sohn Schreiner; Albert wurde Maler und amtete zudem als Mitglied der Schulpflege. Die Familie des Wagnermeisters Weber wurden die «Weber am Bach» genannt, weil sie ihr Stammhaus am Brunnenbächli hatten, während jenes der Landwirte Weber oberhalb des ersten Schulhauses im Zollikerberg steht.

Nachweis für die einzelnen Kapitel

Die ältesten Zolliker Geschlechter	ZJ 2019, S. 100–104
Die Vornamen in Zollikon vor 300 Jahren	ZJ 2019, S. 105–109
Reich und Arm im alten Zollikon	ZJ 2020, S.
Die Entwicklung der alten Zolliker Familien	neu
Die Familie Bertschinger	neu
Zollikon – das Dorf der Bleuler	ZJ 2004, S. 36–50
Die Familie der Bleuler im 17. und 18. Jahrhundert	ZJ 2005, S. 69–78
Die Bleuler seit dem Ende des 18. Jahrhunderts	ZJ 2006, S. 73–82
Schuelreis und Chilbi anno 1877	ZJ 1997, S. 11–16
Die Haushaltung im Gugger anno 1877/78	ZJ 2014, S. 55–64
Paul Bleuler als Apotheker im Ausland	ZJ 2007, S. 61–71
Eugen Bleulers Herkunft und Jugendzeit	Archiv für Neurologie und Psychiatrie 2003, S. 236–251
Die Familie Bumann (Baumann)	neu
Die Familie Ernst	ZJ 2001, S. 92–98
Die Familie Falk	ZJ 2012, S. 92–101
Die Familie Himmler	ZJ 2000, S. 84–93
Die Familie Hottinger	neu
Die Familie Hotz	neu
Die Familie Huber	neu
Die Familie Kienast	ZJ 1999, S. 4–19
Johann Kienast und die Zauberwurzeln	neu
Die Familie Leemann	neu
Die Familie Maurer	ZJ 2002, S. 6–17
Veronica Murer ward mit dem fhür abgetan	ZJ 2006, S. 17–24
Die Familie Obrist	ZJ 2013, S. 25–38
Die Familie Streuli	ZJ 2007, S. 77–83
Die Thomann von Zollikon	ZJ 2003, S. 22–34
Ein 500-jähriger Ehebrief Bleuler-Thomann	ZJ 2015, S. 72–77
... da wurde sie ihm schliesslich zu Willen	ZJ 2008, S. 27–33
Die Familie Tobler im Zollikerberg	ZJ 2010, S. 52–65
Die Familie Trüb im Zollikerberg	ZJ 2008, S. 36–48
Die Familie Unholz	neu
Die Familie Uster	neu
Die Familie Weber im Zollikerberg	ZJ 2009, S. 84–97

Ein grösserer Teil der Kapitel dieses Buches sind als Beiträge im Zolliker Jahrheft (ZJ) der Jahre 1999–2020 publiziert worden. Diese Beiträge sind teilweise überarbeitet und natürlich neu formatiert worden, ohne dass dies hier besonders erwähnt wird.